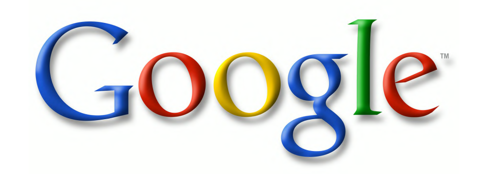
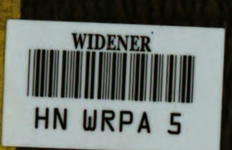



WIDENER
HN WRPA 5


HARVARDIANA
ACADEMIA IN NOV·ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS




Digitized by Google

0

Der

Untergang der Protestanten

in

Ober-Oesterreich.

Historischer Roman in zwei Theilen

von

Franz Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Motto: „Es muß sein!“
Protestantische Fahnen-Devise.

Dresden.
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1861.

I.

Am Kaiserhofe hatten die Nachrichten von den Vorgängen im Lande ob der Enns ungeheuere Sensation hervorgerufen. Man erzählte sich, daß der Kaiser sogar zu einer heftigen Opposition in dieser Angelegenheit gegen seinen Beichtvater, den allmächtigen Lamormain, sich habe hinreißen lassen. Genaues wußte Niemand darüber, nur was einzelne und vereinzelt bleibende Aeußerungen des genannten Paters verriethen und zu dem, was der Kaiser in dieser Sache verfügte, gleichsam einen Commentar abgaben, wurde laut. Auffallender Weise hatte der Kaiser sich bei einigen Anlässen zum Nachtheile des Statthalters Grafen Herberstorff ausgesprochen und geäußert, daß es sehr wohl begreiflich sei, daß aus solcher Saat, wie von diesem gesäet worden, keine andere Frucht zu erwarten gewesen. Seine Oberöstreicher wären nicht geborene Rebellen, aber die Herberstorff'sche Grausamkeit habe sie erst dazu gemacht. Ein Vorgang wie das Frankenburger Würfelspiel müsse die Gemüther empören, denn Unschuldige und Schuldige in eine Klasse zu werfen, sei ein Frevel an der Gerechtigkeit, die eben nur Schuldige zu strafen habe.

Demzufolge stimmte auch der Entschluß des Kaisers, der durch eine Deputation ihm gemachten Vorstellung der oberöstreichischen Stände, mittels einer kaiserlichen Commission, so wie einer gleichen des bayerischen Kurfürsten, als dem derzeitigen Pfandinhaber des Landes, die Beschwerden und Forderungen der Bauern untersuchen und nach Befinden der Wahrheit die ersteren abstellen, die anderen in Ausführung bringen zu lassen, Folge zu geben, vollkommen mit dem Gerüchte eines Zerwürfnisses zwischen Seiner Majestät und dem allmächtigen Beichtvater überein.

Bei dieser Gelegenheit tauchte auch in ängstlichen Gemüthern die Furcht eines Zwiespalts zwischen dem Kaiser und seinem Jugendfreunde, dem bayerischen Kurfürsten Maximilian auf. Die bayerische Wirthschaft und die gewaltsamen Erpressungen im verpfändetcu Lande ob der Enns konnten nicht hinweg geläugnet werden, und daß diese Kenntniß bei dem Kaiser eine Mißstimmung erregt habe, dürfte, wenn vielleicht noch andere Umstände dazu kamen, leicht unangenehme Folgen herbeiführen.

Anfänglich vermochte man sich keine Erklärung zu geben, auf welche Weise der Kaiser eine solche fast speciell genaue Kenntniß der bayerischen Turbationen erlangt habe, bis Pater Lamormain selbst dies Geheimniß entschleierte, indem er gelegentlich des durch die dem Statthalter bei Peuerbach bereitete schwere Niederlage kund werdenden Namens des Bauernführers Steffan Faidinger, diesen als die Persönlichkeit bezeichnete, welcher der Kaiser die Kenntniß der unerträglichen Zustände Oberöstreichs verdanke. Und daß dieser Mann, der jetzt so gewaltig auf-

trat, einen höchst günstigen, nicht so leicht zu verwischenden Eindruck bei dem Kaiser bewirkt hatte, ging aus Allem klar hervor.

Pater Lamormain klagte über die unpassende Milde kaiserlicher Majestät gegen Ketzer und eine gewisse unsichere Stimmung sprach sich selbst in dem Gesellschaftskreise der Kaiserin aus, an dem zuweilen deren hoher Gemahl auf ein kurzes halbes Stündchen Theil nahm.

Ungemein war es aufgefallen, daß er, der sich sehr lebhaft und freundlich gegen alle bezeigte und im Kreise herumgehend an Jeden ein paar kurze Worte richtete, eine Ehre, um die man sich im Stillen gegenseitig beneidete, sehr gütig gegen die junge Gräfin Paar sich bewiesen, dagegen deren Zükünftigen Grafen Quirin Herberstorff keinen Blick zugewendet hatte.

Die Wirkung dieses absichtlichen Uebersehens blieb nicht aus; man hielt es für erforderlich, soweit die Schicklichkeit es gestattete, den jungen Grafen gleichfalls zu meiden. Perbettura bemerkte diesen Gesinnungswechsel und hielt sich für verpflichtet, ihn zu durchkreuzen.

„Ihr seht, Fräulein, daß Kaiserliche Majestät mir eine Art Kainszeichen aufgedrückt hat," sagte Quirin zu der jungen Gräfin, ohne den Schatten des Unmuths zu verbergen, den ihm die Wahrnehmung der so plötzlichen Veränderlichkeit der Gesinnungen der Umgebungen brachte. „Ich weiß wohl, daß Se. Majestät nur den Grad Allerhöchstseiner Unzufriedenheit mit den von meinem Herrn Vater gebrauchten Maßregeln auszudrücken beliebte, indem Er mich nicht zu sehen schien . . . nun, es kann wohl sein, daß Ihm der Sohn als ganz einverstanden mit dem

Thun seines Vaters erscheint, was nur Ihr, Fräulein und Hochdero Herr Vater und Bruder allein als nicht stattfindend bezeugen könnt. Ich bin zu aufrichtig um zu heucheln und so bitte ich Euch, mir die Gnade zu erzeigen, dafür zu sorgen, daß der Kaiserin Majestät meinen Namen aus der Liste der zu ihren Gesellschaften Befohlenen streichen läßt. Ich könnte nicht mit Wahrheit sagen, daß ich Vergnügen daran fände, vor Aller Augen die Rolle eines Geächteten zu spielen."

Perbettura lächelte: „Ach, mein Ritter Brausekopf, meint Ihr wirklich, daß ich zu solcher Thorheit Amen sagen werde? nein, nein, so schlimm steht Eure Partie noch lange nicht und ich denke mir dabei einen höchst angenehmen Scherz zu machen."

„Schade, daß ich zur Unterstützung Eures Vergnügens wenigstens in der jetzigen Stimmung gänzlich untauglich bin," entgegnete Quirin mit schlecht verhehltem Verdrusse.

„Das glaube ich und ... sehe es auch, denn Ihr habt etwas Gewitterhaftes im Gesicht; aber zum Glück, mein Theuerster, seid Ihr bei meinem Vergnügen nur in so weit betheiligt, als Ihr zuletzt ein einfaches Ja zu sagen habt. Ich hoffe doch, daß Ew. Gnaden sich dazu bewogen fühlen werden?"

„Ich verstehe Euch nicht, Perbettura."

„Ihr werdet es gleich," war deren Antwort und ihre lächelnden Züge verwandelten sich in einen schattenvollen Ernst. Nach einer sekundenlangen Pause redete sie weiter:

„Es ist ein Irrthum von Euch, Graf, wenn Ihr vermeint, dieses Zurückziehen von Eurer Person gelte Euch allein, zum kleinsten Theil mag es der Fall sein,

den größeren Antheil aber muß ich als ausschließlich für mich bestimmt in Anspruch nehmen. Ihr staunt? Man freut sich, mir indirect eine Beleidigung zufügen zu können in Eurer Person. Ich kenne diese Leute zu gut und verachte sie ... sie fühlen das auch und eben deswegen ... aber davon ein andermal, jetzt ist keine Zeit dazu. Eins nur will ich Euch sagen. Macht Euch keinen Kummer darum, daß Se. Majestät Allerhöchstdero Aerger schweigend an Euch ausgelassen, die Ursache liegt anderswo ... nämlich im Zwiespalt des Kaisers mit dem hochwürdigen Herrn Pater Lamormain .... ah, der arme Kaiser ist plötzlich auf die irre Idee gerathen, das Ketzervolk, das Euer Herr Vater ganz nach Recht und Gebühr behandelt hat, mit süßer Engelsmilde zu gewinnen .... das ist nun so eine Idee, die bald in Nebel aufgehen wird, und da Pater Lamormain behauptet, daß Euer Herr Vater ganz im Recht gewesen, so weiß Se. Majestät sich nicht anders zu helfen, als Dero Zorn gegen diese Opposition an Euch bemerkbar werden zu lassen ... das ändert sich von selbst. Ehe Ihr die Gesellschaft hier verlaßt, sollt Ihr sehen, wie man die Farbe schnell zu wechseln im Stande ist."

Was Perbettura mit den letzten Worten meinte, wußte Quirin sich nicht zu enträthseln. Eine Frage an sie deshalb zu richten, war unmöglich, denn der Beichtvater der Kaiserin, Pater Lukas Ermenii, ebenfalls ein Jesuit, und zugleich ein Mann voll ungemein verbindlicher Formen im Umgange, ganz qualifizirt für das glatte Parquet des Hofes einer Kaiserin, war herangetreten und Perbettura sagte lachend zu ihm:

„Hochwürdiger Herr, hier ist eine arme Seele aufzurichten ... und da dies Euer Amt von Gotteswegen ist, übergebe ich sie Euch in aller Anerkennung Eures hohen Berufes dazu.“

Sie eilte fort zu dem engeren Zirkel der Kaiserin.

Pater Ermenii sah ihr mit sichtbarem Vergnügen nach, dann wendete er sich zu Quirin und sprach:

„Eine Zierde des kaiserlichen Hofes und unserer heiligen Kirche, diese junge Dame ... freue mich stets, sie zu sehen. Habe schon viele sehr fromme Frauen kennen gelernt, aber keine weibliche Seele, die so entschiedene Feindin der Ketzerei gewesen wäre. Ich glaube, Euch, Herr Graf, mit dem vollsten Rechte Glück zu dem dereinstigen Besitze eines solchen Juwels von Gemahlin wünschen zu können.“

Quirin würde sich gern der Unterhaltung mit diesem höfischen Hochwürdigen entzogen haben, doch er konnte das nicht wagen, der Mann galt zu viel, um ihm den Glauben zu nehmen, daß man sich durch seine nähere Bekanntschaft geehrt fühle.

Quirin empfand keineswegs eine so inständige Freude darüber, daß der Pater Perbettura als eine entschiedene Feindin der Ketzeri pries, er selbst war zu mild, um Anderer Anschauungsweise in religiöser Beziehung absprechend zu verdammen. Die ihm vom Kaiser widerfahrene Nichtbeachtung hatte ihn aufgeregt, nicht etwa blos dadurch, daß sie ihn dem geheimen Spotte der Anwesenden bloßgestellt und sonach seine Eitelkeit verletzt hatte, sondern weil sie ihn derselben Hartherzigkeit zieh,

welche sein Vater auf so grauenhafte Weise gegen die Protestanten im Lande ob der Enns an den Tag gelegt. Es war eine Ehrenkränkung, deren Ursprung seltsamer Weise von Seiten des Kaisers aus derselben milderen Anschauungsweise, wie Quirin solche hegte, aus derselben Empörung gegen die Gewalt, welche von Seiten der geistlichen Henker so unverhohlen auf die Gewissen ausgeübt wurde, hervorgegangen.

Dadurch war in des jungen Mannes Herzen aufs Neue ein schlummerndes bitteres Gefühl angeregt worden, das zuweilen auf kurze Augenblicke aufgetaucht, und wie er jetzt empfand, nur einer leisen Anregung bedurfte, um sich in seinem Denken ein Recht zu gründen. Seit jener Stunde, wo die finsterste Bigotterie Perbettura aller Anmuth, die sie so reizend, so liebenswürdig machte, entkleidete, hatte sich seiner fast eine Scheu vor ihr bemeistert, die zwar in ihrer Gegenwart allen Anspruch auf Bestehen verlor, aber schnell wieder ihn beherrschend, zurückkehrte, sobald die Schönheit ihrer Erscheinung nicht mehr auf ihn wirkte.

Dieser Zwiespalt seiner Empfindungen machte ihn unruhig, bestürzt. Die Anziehungskraft des äußeren Zaubers Perbetturas auf seine Sinne hielt nicht mehr den gleichen Schritt mit der auf sein Herz, das Lichtbild, als welches sie ihm erschienen, trug vor dem Forum seiner Gefühle den Anhauch tiefen Schattens, er konnte sich nicht verhehlen, daß es nur ein Rausch sei, der, wenn er ihr gegenüber sich befand, ihm diesen Schatten verhüllte, aber nicht auf Dauer.

Quirins offener Charakter paßte nicht für das Treiben am Hofe, in das er, ohne es selbst recht zu wissen wie, hineingezogen worden war. Ihm mangelte jener scharfe forschende Blick, der von der so nothwendigen Combination eines Höflings ganz unzertrennlich ist. Wie er sich unverstellt gab, weil er nicht anders konnte, so nahm er auch jede ihn berührende Aeußerung mit der ihm eigenthümlichen Aufrichtigkeit auf Treue und Glauben als eine Wahrheit hin.

Aus dieser Ursache entsprang sein Nichtverstehen, sein Staunen über die von Perbettura in Kürze ihm angedeutete Kenntniß des glatten Bodens und der Menschen, die den Hof bevölkerten. Er vermochte sich in der That nicht vorzustellen, was sie beabsichtige, um nach der von Sr. Majestät dem Kaiser ihm bezeigten Nichtbeachtung jene erwähnte Entfremdung zwischen der Gesellschaft und ihm plötzlich zu ändern.

Der höfische Beichtvater schien sich zur Ausführung der Aufgabe, Quirins Schatten abzugeben, berufen zu fühlen. Es war nicht zu leugnen, daß dieses geistlichen Herrn Wissen sich nicht in engen Grenzen bewegte und unter anderen Umständen würde seine Unterhaltung jedenfalls eine höchst angenehme für Quirin gewesen sein, jetzt aber befand er sich keineswegs in der Stimmung, um mit ungetheiltem Interesse ihm Gehör zu schenken.

Pater Ermenii war jedoch einmal in Zug gerathen und besaß zu viele Selbstgefälligkeit, um sich darin zu unterbrechen. Er hatte Quirin auseinandergesetzt, daß alle Bestrebungen der römisch-katholischen Kirche darauf hinarbeiteten, eine Einheit des Glaubens in allen Län-

dern der Erde zu schaffen, weshalb, da dieser Zweck ein heiliger sei, auch durchaus die Mittel, welcher Art sie auch sein möchten, geheiligt würden, und es grundfalsch sei, gegenüber erhabenen Zwecken einen Gradmesser für das anlegen zu wollen, wodurch dieselben errungen werden.

Quirin konnte sich des Erstaunens nicht enthalten, den geistlichen Herrn einen Gegenstand dieser Art, welcher so wenig zu der Umgebung paßte, mit einem Eifer besprechen zu hören, als wäre ihm viel daran gelegen, den mit diesem Vortrag Bedachten über irrige Ansichten in dieser Beziehung aufzuklären.

„Hochwürdiger Herr, ich begreife wirklich nicht, wie ich zu der Ehre komme, solcher Auseinandersetzung kirchlicher Bestrebungen ... wie soll ich gleich sagen? ... gewürdigt zu werden.“

Der Beichtvater lächelte und antwortete:

„Mein lieber Graf, denkt das Beste nur. Die Diener unserer heiligen Kirche, zu denen ich ja gehöre, haben die schöne Pflicht, nach Bedürfniß irrigen Meinungen entgegen zu treten, weil jede irrige Meinung fast auch schon ein unstatthafter Zweifel an dem Rechte der Alleinherrschaft, der Heiligkeit, der Unfehlbarkeit unserer nur allein zur Seligmachung führenden Kirche ist. Ich hoffe, meine Worte als gute Saat in Euer Herz gestreuet und somit dem Wunsche der Fräulein Gräfin, Euch aufzurichten aus dem Irrthum, daß Tadel gegen die Maßnahmen, welche zur Erreichung dieser Alleinherrschaft unserer römisch-katholischen Religion angewendet werden, dem Bekenner derselben erlaubt sei.“

Befremdet entgegnete Quirin:

„Ich wüßte nicht, hochwürdiger Herr, wenn ich solches Tadels mich schuldig gemacht hätte.“

„O doch, lieber Graf ... entsinnt Euch nur, daß Ihr zu Linz die Aeußerung verlauten ließet, wie die scheinbare Härte, mit der man unserer Seits den halsstarrigen Protestanten begegnet, in Euern Augen ...“

Ein Edelknabe unterbrach die Rede des Paters mit den an Quirin gerichteten Worten:

„Der Kaiserin Majestät befiehlt Euch zu sich.“

Mit einer stummen Verbeugung verließ der Befohlene den Pater und folgte den ihn leitenden Edelknaben.

Der Eindruck, welchen die von dem hochwürdigen Beichtvater angeregte Erinnerung bei Quirin bewirkt hatte, war ein sehr schlechter, nicht nur, daß das Zurückrufen jener Scene in sein Gedächtniß, wo Perbettura aller Anmuth vergessend, sich von einem abscheuwürdigen Hasse beherrscht zeigte, der jeder sanften Regung im weiblichen Herzen Hohn sprach, ihn schwer verdüsterte, sondern es bemächtigte sich seiner auch eine tiefe Schaam, sich gleichsam unter einer Aufsicht zu wissen, die selbst sein Denken vor ihr Forum zog. Er fühlte sich verletzt, seine Freiheit beschränkt ... dieser Gedanke drängte sich wie ein kältender Hauch in seine Seele und ging nach dem, was er von der Kaiserin Beichtvater gehört hatte ... von Perbettura selbst aus.

Eine ungemein widerwärtige Empfindung bemächtigte sich seiner. Der Gedanke, daß Perbettura ... das konnte er sich nicht verhehlen ... sich dem Manne ihrer Wahl nicht ganz unbedingt hingeben werde, sondern all ihr Heil,

Alles, was ihr geistiges Wesen betraf, von den Einflüsterungen der Priester abhängig mache, trug zu viel Unangenehmes in sich, als daß er nur das schnell zu verscheuchende Recht einer vorübergehenden Anwandlung des Mißmuthes beansprucht hätte. Er griff tiefer in sein Inneres.

Doch für jetzt war seine Zeit in Anspruch genommen, er durfte sich keinem Nachdenken darüber hingeben. Was konnte die Kaiserin von ihm wünschen? Er bemerkte, daß man mühsam das Erstaunen, ihn, der vor kurzer Zeit die Nichtbeachtung des Kaisers erfahren, jetzt von einem Edelknaben der Kaiserin geleitet zu sehen, unterdrückte.

Die hohe Frau hatte in einem Gemache Platz genommen, umgeben von mehrern ihrer Cavaliere und Hoffräuleins, der Elite ihres Hofstaates.

Da waren der Obersthofmeister, Graf von Dietrichstein, dem die Fürstenwürde in Aussicht stand, sobald sein Ohm, der vielgeltende Cardinal gleichen Namens die Augen schloß, die Obersthofmeisterin Gräfin Portia; die Fräulein-Hofmeisterin Gräfin Fahrenspach; der Oberhofmarschall Graf Harrach, dessen drei Schwestern Gemahlinnen berühmter Männer jener Zeit, des Friedländer Herzogs und seines Vetters Max Wallenstein, und des Grafen Adam Terzka waren und mehrere andere durch Rang und Geburt hochgestellte Cavaliere, die dem wunderlieblichen Blüthenkranze, den die Hoffräuleins um ihre hohe Gebieterin schlossen, ihre Huldigungen darbrachten.

„Kaiserliche Majestät, da ist Graf Herberstorff," sagte der Obersthofmeister, Graf Dietrichstein, als Quirin

in das Gemach getreten und sich tief verneigt hatte, die Kaiserin auf ihn aufmerksam machend.

„Trete Er näher," sprach die hohe Frau freundlich. „Ihm ist ein ganz besonderer Auftrag von Uns zugedacht worden."

„Ihro Kaiserlichen Majestät stelle ich mich ganz zur Verfügung."

„Das wußten wir von Ihm im Voraus," bemerkte die Kaiserin lächelnd ... „Seine Bereitwilligkeit bedarf keiner weiteren Versicherung. Er soll uns ein kleines Geheimniß lösen helfen."

Das Erstaunen Quirin's zeugte so sehr von seiner großen Ueberraschung, daß der Oberhofmarschall Harrach scherzhaft äußerte:

„Kaiserliche Majestät, jetzt haben wir das Vergnügen, einen versteinerten Geheimraths-Referendar zu sehen."

Diese Bemerkung erweckte allgemeine Heiterkeit, die Stimmung der Anwesenden war eine sehr gute.

„Gräfin Fahrenspach, theile Sie dem Grafen das Nähere hinsichtlich des Unser Interesse angeregt habenden Geheimnisses mit, Sie hat es ja auf's Tapet gebracht und demnach steht es Ihr auch zu, darüber die nöthigen Fingerzeige zu geben," sprach die Kaiserin.

„Zu Ihro Majestät Befehl," antwortete die Fräulein-Oberhofmeisterin und Quirin erfuhr nun Folgendes:

Im Hause Ben Jonathans, des berühmten Judenarztes in der Judenstadt ... wie damals noch die nachherige Leopoldstadt genannt wurde, weil der Haupttheil der Bevölkerung dieser blühenden Vorstadt meist aus Juden bestand, gegen die Kaiser Ferdinand II. sich beson-

ders gunstvoll zeigte, indem er ihnen den unteren Werd, wie bis dahin der Grund und Boden jenseits des Donaukanals hieß, als bleibende Aufenthaltsstätte angewiesen hatte ... solle eine Dame ein Obdach gefunden haben, die noch Niemand von Angesicht zu Angesicht gesehen, noch deren Namen erfahren hatte, und wie das Gerücht ging, alle Ursache habe, sich in tiefster Verborgenheit zu halten. Auf was dies Gerücht sich stütze, könne freilich Niemand sagen.

Nach damals höchst nothwendigem Gebrauche befanden sich die Wohnungen der Juden stets fest verschlossen, denn sie hatten Feinde, die ihre Personen, wie ihr Eigenthum als vogelfrei betrachteten und in dieser Ansicht sich die gröbsten Excesse gegen dieselben erlaubten. Außer den Studenten waren es besonders die Schuhknechte, welchen es als höchster Genuß erschien, in den Ausbrüchen des pöbelhaftesten Religionshasses sich zu ergehen und darin sogar ein Verdienst für den Himmel zu suchen. Wie es verrathen worden, daß in Ben Jonathans Gehöfte Fremde ein Asyl gefunden, wußte Keiner von Denen, die sich sehr angelegentlich mit Erforschung dieses Geheimnisses beschäftigten.

Die tollsten und abenteuerlichsten Muthmaßungen liefen dieser Fremden wegen von Mund zu Mund. Einige sagten, es sei eine Schwester des Sultans, die sich mit ihren Schätzen hierher geflüchtet, um der ihr am Hofe ihres Bruders bevorstehenden Säckung zu entgehen, Andere meinten, eine englische Prinzeß, von ihrem Gemahle verstoßen, habe sich hierher gerettet und bei Ben Jonathan gegen schweres Geld ein geheimes Versteck

gefunden, ein Gerücht sogar verlieh der fraglichen Unbekannten ein monströses Aeußere, einen grauenhaften Todtenkopf, welche Abnormität durch Ben Jonathans Kunst ein menschlich=erträgliches Aeußere bekommen sollte, und so gab es noch mehrere derartige Phantasie=Erfindungen, die ganz geeignet waren, die Neugier zu spannen. Alle diese Vermuthungen basirten sich jedoch auf der scheinbar unumstößlichen Ueberzeugung, daß Ben Jonathan ein gutes Geschäft bei Bergung dieses lebendigen Geheimnisses mache, weil er in dem Rufe großer Habsucht stand, indem er für seine in der Regel glücklich verlaufenden Kuren sich theuer bezahlen ließ.

Diese glückliche Praxis hatte dem jüdischen Arzte den vollständigsten Haß vieler seiner christlichen Berufsgenossen erworben und man würde es nicht ungern gesehen haben, wenn dem in seiner ärztlichen Wissenschaft hoch gebildeten Israeliten ein Unglück zugestoßen wäre.

Sein stilles Leben hielt jedoch jeden Anlaß zu Ausübung bösen Thuns von ihm ferne, nur mittels eines gewaltthätigen Actes hätte man Eintritt in sein Gehöfte gewonnen, in diesem Falle aber wäre die Vergeltung von Seite des die Juden so offenbar begünstigenden Kaisers zu fürchten gewesen, welche gewisse Voraussicht Jedem Scheu einflößte, etwas Ungebührliches zu unternehmen.

Quirin war nicht wenig überrascht, sich mit dem Auftrage, das Geheimniß im Hause Ben Jonathans an's Licht zu bringen, betraut zu sehen. Es war in Wahrheit ein höchst ungewöhnliches Zeichen von Vertrauen, das man auf seine Klugheit setzte, obwohl er bei dieser

so seltsamen Mission keine besondere Ehre für sich als Edelmann erwachsen sah.

Aller Augen hingen gespannt an ihm, ob er sich dazu verstehen werde? er fand sich in eine ganz eigenthümliche Stellung versetzt, den Wunsch der Kaiserin ohne Weiteres von sich abzuweisen, war unthunlich. Zufällig fiel sein Blick auf die etwas seitwärts hinter der Kaiserin sitzende Perbettura, er bemerkte, wie sie ihm verstohlen zunickte.

„Wie, Herr Geheimraths-Referendar, Er zögert?" fragte die Obersthofmeisterin Gräfin Portia. „O, Er hat keine Anlage, ein zweiter Theseus zu werden."

„Meine Gnädige, vielleicht fehlt ihm ein Zwirnknäul dazu," bemerkte der Oberhofmarschall.

Man lachte; Quirin fühlte sich dadurch angeregt.

Er äußerte:

„Ich bin dem Herrn Oberhofmarschall sehr dankbar für die übernommene Bemühung, meinen Gedanken den rechten Ausdruck zu geben. Wenn mich auch nicht grade der Wunsch nach einem für das Haus des Judenarztes passenden Zwirnknäuel beschäftigte, denn ich zweifle stark darin einen Minotaurus zu finden, doch dachte ich darüber nach, auf welche Weise, um meiner gnädigsten Kaiserin Majestät Wunsch unterthänigst zu entsprechen, ich Eintritt in das besagte Haus finden könne, und verhoffe, daß, bin ich auch für jetzt noch darüber in Ungewißheit, mein gutes Glück mir beistehen wird, das mir gegebene Ziel zu erreichen."

Der Sieg war auf seiner Seite.

Die Kaiserin reichte ihm die Hand zum Kusse, als Zeichen ihrer Gunst und von allen Seiten empfing er Beweise der Artigkeit. Der Eindruck, den des Kaisers Nichtbeachtung seiner Person bewirkt hatte, war vollständig verwischt.

Später kam Perbettura an ihn heran. Mit halblauter Stimme fragte sie:

„Nun, habt Ihr Euch überzeugt, was es bei diesen Leuten heißt: die Farbe wechseln?“

„Ich komme mir wie ein Träumender vor,“ antwortete Quirin ... „habe mich da zu etwas verpflichtet, für das ich, offen gesagt, bis jetzt noch gar kein Verständniß habe.“

„Dessen bedarf es auch weiter nicht, da Ihr Herr des Ausgangs dieser Angelegenheit seid,“ sprach Perbettura gleichgültig. „Eine pikante Antwort ist genügend, laßt Euch das für jetzt nicht bekümmern. Die Hauptsache ist erreicht, Sr. Majestät des Kaisers Seltsamkeitsäußerung gegen Euch hat ihr Gewicht verloren, Ihr seht ja, wie schnell ihr wieder in den Augen dieser Leute in die Höhe geschossen seid, da der Kaiserin Majestät Euch die Gnade des Handkusses zu Theil werden ließ. Mit ein wenig Kenntniß der Personen läßt sich hier viel erreichen.“

„Ich habe also Euch, Gräfin, den mir gewordenen Gnadenbeweis der Kaiserin zu danken?“

„Unmittelbar ja, mittelbar nein, wie Ihr ja selbst gesehen, daß ich auch nicht eine Sylbe dazu gab, Gräfin Fahrenspach vorher im Stillen von mir angeregt, brachte einen Gegenstand zur Sprache, welcher Feuer fangen

mußte. Man greift nach allem, um die tödtliche Langeweile in unsern Cirkeln fern zu halten.“

Nach einer kurzen Pause fügte Perbettura hinzu und der Ernst in ihrem schönen Antlitz bewahrheite ihre Worte:

„Diese Leute durften den Triumph nicht von hier mitnehmen, mir in Eurer Person eine Kränkung zugefügt zu haben ... deshalb zwang ich sie, die Farbe des versteckten Hohnes zu wechseln. Ich fühle mich nicht zur Letzten unter ihnen geschaffen.“

Quirin hatte einen Einblick in Perbetturas Wesen gethan, der ihn durchaus nicht mit jener überschwenglichen Freude erfüllte, wie junge Männer sie gewöhnlich für den von ihnen heiß geliebten Gegenstand hegen, im Gegentheil entnüchterte ihn dieser Einblick noch mehr, als dies bereits durch die ihm keineswegs zur Freude gereichenden Ueberzeugung ihrer vollkommenen Abhängigkeit vom priesterlichen Einflusse der Fall war:

Finstere Bigotterie und tief wurzelnder Stolz bildeten die Schatten, die aus ihrem Herzen heraus in den Nimbus ihrer Schönheit hineinragten und denselbeu verdunkelten. Es war eine Erfahrung, die ihn schmerzte und die er gern von sich abgewiesen hätte, weil sie so schroff mit seiner Neigung zur Milde stimmte.

Ihr äußerer Zauber, der ihn bisher gefesselt hielt, verlor dadurch bedeutend. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß die Anmuth, in der sie ihm erschienen, nicht aus jenen schönen weiblichen Eigenschaften stammte, die in vielen Fällen auch sogar den Mangel äußeren Liebreizes zu ersetzen vermögen. Er fühlte sich durch den

jedem Manne widerlichen Gedanken an weibliche Herrschsucht bedrückt. Versteckte Leidenschaftlichkeit stand hinter ihrer zauberischen Liebenswürdigkeit, sie hatte bereits eine große und energische Gewandtheit über ihr Thun erlangt, in ihrem Gemüthe waren die Lichter der heiteren sorgenlosen Jugend erloschen und an deren Stelle Empfindungen getreten, welche zu beglücken unfähig sind.

So befand sich Quirin in einen seltsamen Zwiespalt mit sich selbst versetzt. Er bestrebte sich die schweren, ihn von Perbettura zurückdrängenden Schatten zu mindern, ohne daß dies ihm gelungen wäre. Eiserner Zwang hielt ihn an sie gefesselt, ihre einstige Verbindung war am Hofe kein Geheimniß, zurücktreten konnte er nicht, ihre Ehre war ein unantastbares Heiligthum, das er nicht verletzen durfte und ... wenn er die Frage an sich richtete, ob die Vorwürfe, die er Perbettura, natürlich nur bei sich, ohne ihr Wissen machte, vor der Oeffentlichkeit stichhaltig seien, so mußte er sich ein Nein zugestehen.

War es ihr als eine Schuld beizumessen, wenn sie mit dem Eifer der Bigotterie an ihrer Kirche hing? und zeugte es nicht für ihre Liebe zu ihm, daß sie den Beistand des kaiserlichen Beichtvaters in Anspruch genommen, um durch denselben ihn von einem Irrthume befreit zu wissen, der das Heiligste, was sie kannte, die Alleinherrschaft und Unfehlbarkeit dieser Kirche betraf? konnte man ihr, der mit einem ganz anderen Geiste als die meisten Damen am kaiserlichen Hofe Ausgerüsteten, mit Recht den Vorwurf eines sich überhebenden Stolzes machen, weil sie ihren eigenen Werth und die schaale Gehaltlosig-

keit der Meisten kennend, nicht die Letzte unter ihnen sein wollte?

Dieser Zwiespalt, dieses Fürundwieder in seinem Denken und Empfinden beunruhigte ihn außerordentlich und in diesem Schwanken, welchem er sich nicht zu entreißen vermochte, war es fast eine Wohlthat für ihn, daß die übernommene Erfüllung des Wunsches der Kaiserin hinsichtlich des lebendigen Geheimnisses im Hause Ben Jonathans, des Judenarztes, ihn beschäftigte. Wie er diesen Auftrag lösen solle, wußte er allerdings nicht, ja er konnte sich nicht einmal eine Art und Weise denken, die ihm Eingang in Ben Jonathans Haus verschaffen werde, ihm fehlten auch alle Anknüpfungsfäden dazu.

In der Judenstadt war er gänzlich unbekannt, nur zweimal hatte er sie betreten und zwar vor zwei Jahren, wo er nach Wien gekommen, sowohl die erst von Kaiser Ferdinand II. gestiftete und eben vollendete Pfarrkirche zur heiligen Theresia nebst dem Kloster der Karmeliter, wie auch das in derselben Vorstadt schon längere Zeit bestehende Kloster der barmherzigen Brüder besucht hatte. Er wendete also die Stunden des nächsten Abends daran, um wenigstens die Oertlichkeit, in der sich Ben Jonathans Haus befand, kennen zu lernen, vielleicht ließ sich durch diese Kenntniß ein Mittel auffinden, über die Bewohner desselben Nachrichten einzuziehen.

Sein Diener Sebald folgte ihm in einiger Entfernung.

Ein handfester Begleiter bei Durchwanderung von Vorstädten, welche, wie die Judenstadt zu Wien, nicht selten Schauplätze der rohesten Excesse waren, gehörte zu

den unentbehrlichsten Nothwendigkeiten und Sebald, ein stämmiger Bursche aus Steiermark, war in dieser Beziehung ein wahres Juwel, denn außer einer gewaltigen Körperkraft besaß er die Tugend der treuesten Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn, mit dem er, obgleich fast sechs Jahr älter als dieser, aufgewachsen war und das Haus dessen Vaters, des Statthalters, als seine Heimath und sich selbst, wenn auch in gebührender Unterthänigkeit, als ein unveräußerliches Stück desselben betrachtete.

In der Judenstadt war Alles still, aus den Gehöften derselben schallte kein Laut hellen freudigen Lebens. Sämmtliche Häuser, nicht wenige von ärmlichen Aeußeren, standen in Mauer-Einfriedigungen, die Giebel mit wenigen oder gar keinen Fenstern, die sich übrigens durchgängig, wo deren zu bemerken waren, nur als schmale Spalten in den Lehmmauern zeigten, damaligem Gebrauche zufolge nach der Gassenfronte gewendet. Von weitem schon waren in den Quirin einzelnen Begegnenden, Christen von Juden zu unterscheiden, die Letzteren trugen den gesetzlich ihnen anbefohlenen Fleck von gelbem Zeug auf dem linken Aermel ihrer stets dunkeln Kleidung, als Marke für die besondere Duldung, die man ihnen gewährte.

Sehr armselig aussehende Individuen dieser so tief herabgewürdigten Nation, schwere Packs auf dem Rücken tragend, und vom Lande kommend, wo sie Handel getrieben und mit dem Profit auch harte Scheltworte und Schimpfnamen als abzuschüttelnden Ballast schweigend mit hingenommen, zogen unter ihren Lasten keuchend ihren Wohnungen zu.

Quirin hatte von einem dieser trübseligen Wanderer sich den Weg zu Jonathans Hause beschreiben lassen. Die hündische Demuth, in der dies geschehen, erweckte Ekel in ihm, trotzdem aber auch eine gewisse Spannung, denn von Reb (Herr) Jonathan hatte der Erklärende in derselben von bewundernder Ehrfurcht durchdrungenen Weise gesprochen, wie dies unter Christen gegen hochgestellte oder durch hervorragende Talente ausgezeichnete Männer gebräuchlich ist.

Er hatte eben den Platz überschritten, in dessen Mitte die Synagoge, ein durch nichts als durch seine Aermlichkeit und plumpen Styl sich bemerkbar machendes Gebäude stand und bog in eine der hier wie zu einem Knäuel rund um dies Haus sich reihenden Gassen, die, wie schon erwähnt, nicht aus Häuserreihen, sondern aus lang sich hindehnenden, den Häusern als Einfriedigungen dienenden Lehmmauern bestanden ... mittels Zwischenwänden wurde jedes Gehöfte von dem andern geschieden ... als seine Aufmerksamkeit auf eine sich plötzlich seinen Augen darstellende Hetzjagd gelenkt wurde. Ein an dem gelben Armfleck als Jude kenntlicher langer hagerer Mensch mit fliegendem Talar, von dem einige halbabgerissene Fetzen auf dem Boden nachschleiften, kam schwer keuchend Quirin entgegen gelaufen.

War es thatsächliche Kraftlosigkeit, Ermattung oder Ver.rauen auf den Edelmuth des ihm Begegnenden, er stürzte zu dessen Füßen nieder und rief mit fast erstickter Stimme: „Hilfe! Erbarmen!“

Hinter ihm drein jagten in gewaltigen Sprüngen drei Burschen heran, erhitzt vom raschen Laufe und Flüche

und Verwünschungen den von ihnen mit Wuth Verfolgten nachschreiend. Ohne Rücksicht auf Quirin zu nehmen, in dessen Schutz sich der Jude geflüchtet, faßte einer dieser Dreie den Letzteren im Genick und riß ihn vom Boden in die Höhe.

„Schnür dem Judenhund die Gurgel zu!“ brüllte ein anderer des sauberen Gelichters.

Der Blick des durch den gewaltsamen Faustgriff fast Erstickten fiel auf Quirin, der unmöglich, ohne sich selbst den Vorwurf der Schande aufzubürden, einem in größter Noth Hilfeflehenden seinen Schutz versagt zu haben, unthätig dieser rohen Scene zusehen konnte.

„Zurück von ihm!“ gebot er.

„Oho! Grünschnabel ... wer bist Du, daß Du uns befehlen willst?“

„Zurück, sage ich!“

„Keinen Schritt. Der Jud ist unser, wir machen ihn kalt ... und Dich dazu, wenn ...“

Diese Drohung zerfiel jedoch schon in ihrem Entstehen, denn die blanke Klinge, welche Quirin aus der Scheide riß und der Anblick des vierschrötigen eben um die Ecke biegenden Sebalds flößte dem Drohenden einen sehr gerechten Zweifel in die Gewißheit ihrer Uebermacht ein, da sie unbewaffnet waren.

„Hierher, Sebald!“ rief Quirin seinem Diener zu und seine Klinge zum Stoße hebend, indem er des Juden Hand ergriff, ihn seinen Feinden zu entreißen, hatte er das Vergnügen zu sehen, wie von dessen Nacken die Faust desjenigen, der ihn fast erdrosselnd und zu jeder Gegenwehr auf diese Weise unfähig machend, festhielt,

sogleich abließ. Mit einem raschen Ruck zog er den so Mißhandelten an sich und Sebalds Hinzutritt entschied den Ausgang dieser Begegnung auf höchst unzweifelhafte Manier. Ohne langes Fragen, denn er sah den blanken Stahl in seines Herrn Hand, ließ er einen so gewichtigen Faustschlag auf die Schulter eines von den Dreien niederfallen, daß dieser, auf der Stelle zusammenknickend, einen Schmerzschrei ausstieß.

„Zum Teufel mit enk, wann's enkere Knochen lieb habt!" sprach Sebald sehr belehrend, und seine zum neuen Niederfall aufgehobene Faust verlieh dieser Warnung ein so vollständiges Gewicht, daß sich Jene aus dem Bereiche dieser Drohung zogen.

Quirin konnte getrost die weitere Abfertigung dieser mit Flüchen und Verwünschungen um sich werfenden Gegner seinem Sebald überlassen, er kannte die von ein paar eiserner Fäuste unterstützte Ueberzeugungsgabe desselben. Aus dem von einem mattbraunen Christusbarte eingerahmten bleichen Gesichte des Juden — eines jungen Mannes — sprach die tödtlichste Erschöpfung, es war leichenfahl. Ein heftiges Zittern durchlief seinen schmächtigen Körper, die überstandene Todesangst pulsirte in seinen Gliedern fort.

Quirin fühlte wahrhaftes Mitleid mit ihm, dessen Blick so beredt war.

„Erhole Dich, Du hast nichts mehr zu fürchten," sagte er zu ihm. „Ich will nicht halb ein gutes Werk gethan haben und darum Dich bis an Deine Wohnung geleiten. Ist sie weit von hier?"

„Nein, ganz in der Nähe,“ war die leise Antwort seines Geretteten. „Der hochgelobte Gott meiner Väter möge Euch den großen Edelmuth segnen, Herr ... wenn's Euch nicht dünkt zu gering, den Dank anzunehmen von einem alten Vater, dem Ihr gerettet habt den einzigen Sohn aus den Händen der Bösen, so wird mein Vater, Ben Jonathan, der da ist ein ehrenvoll genannter Arzt unter unsere Leute, Euch danken mit tausend Segens-wünschen.“

Quirins Ueberraschung war außerordentlich. Ohne es zu ahnen, hatte das Glück ihm durch dies Zusammentreffen den Weg zur Erledigung seiner Aufgabe gebahnt, ihm den Eintritt in das Haus des Judenarztes möglich gemacht. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Freude, so unerwartet sich dem Ziele seiner Mission nahe gebracht zu sehen, zu verbergen, was ihm um so leichter gelang, als sein Schützling ja keine Ahnung davon hatte.

„Irre ich nicht, ist Ben Jonathans, Deines Vaters Name auch ein unter uns Christen wohlbekannter,“ äußerte er.

„Es wird so sein. Der hochgelobte Gott unsrer Väter hat ihm gegeben große Wissenschaft in der Heilkunst, mit der er geholfen hat Vielen.“

„Und Du bist sein Sohn und Schüler in dieser Wissenschaft?“

„Das erstere ja, das zweite nein; ich bin Lehrer der Religion. Ein schweres Siechthum hat mich gezwungen mein Amt in der Gemeinde zu Wittkowicz in Galizien aufzugeben und zum Vater zurückzukehren, daß er mich heile. Hochgelobt sei Gott, es geht besser mit mir.“

„Wie kamst Du in die schlimme Lage, aus der Dich meine Dazwischenkunft glücklich befreite?“ fragte Quirin theilnehmend.

Der junge jüdische Lehrer erzählte, daß er vom Besuche bei Elieser, einem gelehrten Rabbiner, komme, mit dem er im Gesetz studire. Elieser, ein Greis, der bei seinem Sohne, einem Juwelenhändler, lebe, wohne jenseits der Taborstraße nach der Jägerzeil hin in einem diesem gehörenden Grundstücke. Auf dem Rückwege begriffen, habe er voll Angst die drei bösen Männer bemerkt, die ihm nachgegangen, wahrscheinlich im Glauben, weil er aus dem Hause des Juwelenhändlers gekommen, daß er Geld oder werthvolle Steine bei sich trage. Auf der Taborstraße hätten sie ihn angepackt, aber er sei ihnen entsprungen. Wie übel sie ihn mißhandelt, bezeuge sein Gewand, und hätte nicht der hochgelobte Gott seiner Väter in der höchsten Noth ihm den Retter entgegengeführt, würde er jetzt sicher als Leiche hier liegen.

„Herr Graf,“ sagte Sebald herantretend ... „die Malefizbub'n haben Reißaus genommen. I glaub', der mit dem rothen Bart hat auf a paar Täg a haushohe Freud an seinem Schulterknochen, auf den i'n a wen'g getupft hab'.“

„Komm!“ sprach Quirin zu seinem Schützling.

Die durch Sebald geschehene Nennung des Standes seines Retters machte einen fast erschreckenden Eindruck auf den jüdischen Religionslehrer.

„Ich bin's nicht würdig zu gehen mit so vornehmen Herrn,“ äußerte er mit demüthiger Verbeugung.

„Aber bedürftig,“ sagte Quirin lachend. „Keine Umstände, komm!“

Indeß die vom übermäßigen Laufe und der ausgestandenen Mißhandlung und Todesangst erschöpften Kräfte des schwächlichen jungen Mannes machten kein rasches Fortkommen möglich, er schleppte sich mit Mühe und Anstrengung neben Quirin hin, der dies erkennend, ihm befahl, auf seinen Arm sich zu stützen, welchem Gebote der Jude nur nach einigem Zögern Folge leistete. Für Sebald war diese Aeußerung von Mitleid eine erhebliche Ursache zu einem Erstaunen des höchsten Grades, unter dem sein breites Gesicht ganz regungslos wurde. Er hatte nur ein tiefes Brummen als mißbilligenden Ausdruck für dies Vergessen seines jungen Herrn, welche unüberbrückbare Kluft zwischen einem geborenen Grafen und einem verachteten Juden obwalte.

„Wir gehen denselben Weg, den Du gekommen bist,“ bemerkte Quirin voll Verwunderung gegen seinen Schützling.

„Dort ist meines Vaters Haus,“ antwortete dieser, auf ein seitwärts stehendes Gebäude deutend. „Ich durfte es nicht wagen, hinein zu flüchten, weil ich hätte gerufen die Bosheit meiner Verfolger auf die Häupter der Meinigen. Sie würden mißhandelt haben den Vater, die Schwester und . . .“ der Sprechende unterbrach seine Rede, als ob er sich an etwas erinnere und setzte dann schnell hinzu: „und den Meschores und die Magd. Wie oft ist nicht schon Böses geschehen an uns! Ich wäre doch lieber gestorben unter den Händen der Uebelthäter, als Unglück zu bringen über die Meinigen.“

Quirin äußerte nichts auf diesen Ausdruck einer Edelherzigkeit, die grell gegen das große Elend, mit dem der unsinnigste Religionshaß das jüdische Volk überlastete, abstach; aber der junge Lehrer hatte sich unbewußt in seinem Herzen ein Wohlwollen dadurch begründet, welches einmal angeregt, sich schnell zum Vermittler einer achtungsvollen Bewunderung für das Familienglück im Hause Ben Jonathans machte.

Auf das in zwei Absätzen rasch hintereinander folgende Klopfzeichen mit dem hölzernen Hammer an der Mauerthür wurde diese bald darauf geöffnet.

Mit einem Schrei des Entsetzens prallte der Oeffnende, ein kleiner dickleibiger Bursch mit einem weißen Negergesicht, das heißt mit einem dunkelschwarzen Wollkopf, stark hervortretenden Backenknochen, stumpfer Nase und auffallend aufgeworfenen Lippen gekennzeichnet und mit einem kurzen Schlafrock angethan, bis an die Hauswand zurück.

„Bist Du unsinnig worden, Schimme?“ fragte der junge Lehrer verweisend. „Geh, ruf' den Vater und Vögele. Daß ich noch lebe, danke ich diesem großmüthigen jungen Herrn. Geh!“

Benannter Schimme, dem eine heillose Angst in die Glieder gefahren, verschwand rückwärts gehend in's Haus. Langsam, nachdem er die Mauerthüre zugemacht, schritt der Sohn des Hauses tief Athem schöpfend nach des letzteren Eingang. Kaum in den Flur getreten, empfingen ihn die Freudenrufe eines greisen Mannes und eines jungen Mädchens:

„Elije! Elije!“

Dann erst begrüßte der Greis den seitwärts getretenen Quirin, von dem Elise ihm sagte: „Ohne den gnädigen Herrn Grafen läge ich erwürgt draußen auf dem Platze."

Scheu flüchtete das junge Mädchen in des Flures Hintergrund, wo auch der Meschores Schimme in sehr großer Angst einen Rückenhalt sich gesucht hatte und mit Blicken voll Furcht auf den vierschrötigen Sebald schaute, der sich breit mitten in die Thüre gepflanzt hatte, als wolle er von nun an hier die Stelle eines Wächters versehen.

II.

Mit gründlich sich widersprechenden Gefühlen und belastet von der Schwere eines Zwiespalts, wie er eines solchen sich in seinem ganzen Leben nicht erinnern konnte, war der greise Nehemias mit seiner Pflegebefohlenen im Hause Ben Jonathans eingetroffen. Diesem im orthodoxen Lutherthum ergrauten Mann erschien der Gedanke, im Hause eines Juden wohnen zu sollen, als ein ganz erschrecklicher. Er glaubte steif und fest alle jene unsinnige Beschuldigungen, die der fanatische Pöbel aller früheren Jahrhunderte und seiner Zeit, den Juden aufgebürdet hatte und noch aufbürdete, die hirnlosen Behauptungen von Brunnenvergiften, Christenkindertödtungen, um mit deren unter den entsetzlichsten Qualen abgezapftem Blute Zaubereien zu treiben, Beschimpfungen von Hostien und dergleichen nur aus überreizter Einbildungskraft religiös Verdummter stammende Fabeln, traten gleich bösen Geistern ängstigend vor sein Gewissen.

Zu seinem größten Erstaunen fand er wohl andere Sitten in Ben Jonathans Hause, aber durchaus nichts, was nur irgendwie ihm einen Anlaß gab, seine Befürchtungen gerechtfertigt zu sehen. Doch er traute nicht, da-

hinter konnte Böses stecken, die Verhärtung des seit seinen Kinderjahren eingesogenen Vorurtheils war durch seine vielen Lebensjahre eine so gewaltige, daß er sich bemühte, allem, was ihm hier aufstieß, die möglichst schlechteste Deutung zu geben. Er hatte anfänglich streng darauf gehalten, daß keine nähere Berührung, als die, welche unumgänglich nöthig war, um den Zweck des Aufenthalts Marilis in diesem Hause zu fördern, zwischen den jüdischen Bewohnern, seiner Pflegebefohlenen und deren beiden untergeordneten Begleitern, der Eva und dem Jörg, stattfand, auf die Dauer jedoch ließ sich ein solches abgeschlossenes Fernvoneinanderhalten nicht durchführen.

Zu seiner größten Verwunderung sah der ehrwürdige Nehemias an sich selbst eine Verwandlung der mit hierher gebrachten und so tief in seinem Denken eingewurzelten Ansichten und Vorurtheile vergehen, die er vergebens hinweg zu leugnen versuchte.

Ben Jonathan hatte ihnen die Räumlichkeiten eines Seitengebäudes zu ihrer Wohnung angewiesen, womit Nehemias ganz einverstanden war, da durch diese Wohnungsabsonderung sich im Voraus erwarten ließ, daß auch die sonstigen Lebensbeziehungen beider auf dem nicht allzugroßen Umfang des Grundstückes zusammen wohnenden und durch Abstammung, Religion und Sitten so scharf von einander getrennten Parteien von jeder möglichen Annäherung geschieden bleiben würden.

Eine Angst jedoch peinigte den ehrwürdigen Nehemias, er fürchtete von Jörgs munterem und lebenslustigem Naturel eine Menge Thorheiten, besonders als er die unerfreuliche Wahrnehmung gemacht hatte, daß

sich in Ben Jonathans Hause ein recht hübsches junges Judenmädchen befand. Jörg erhielt eine außerordentlich lange Verhaltungspredigt mit der ernstesten Warnung, sich jeder Annäherung an dies gefährliche Geschöpf zu enthalten, bei der geringsten Versündigung dagegen werde er sogleich zurück in die Heimath geschickt werden.

Bei dieser Gelegenheit bekam Jörg alle dem würdigen Sittenprediger in diesem wichtigen Momente einfallenden und sich auf dies höchst wichtige Kapitel beziehenden Sprüche aus der heiligen Schrift zum Anhören. Salomonis und des Sirachs weise Sprüche glänzten vor allem in dieser Zusprache an Jörg und Nehemias, der im Verlaufe derselben in einen sehr feierlichen Aufschwung gekommen war, endete mit den Worten aus der Epistel St. Pauli an die Römer:

„Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Und so, mein Jörg", schloß der ehrwürdige Mann... „thue, daß Du das Gute findest, und es von Dir nicht heiße, Du habest blos das Wollen gehabt."

Jörg schien sehr wenig von dieser gehaltreichen Mahnung capirt zu haben, denn als ihn der greise Nehemias entlassen hatte, fiel ihm alsbald eines seiner heimischen Liedel ein und er trällerte lustig vor sich hin:

„Was a biß'l a eigfleischta
Hausbummerl is,
Mögt sö grad gar so viel
Nimma draus als dö Fisch."

Der würdige Nehemias hörte nichts von dieser instinktartigen Anspielung Jörgs auf den durch seine salbungsreiche Ansprache bewirkten höchst geringen Eindruck, er würde sich sehr entsetzt und Anlaß darin gefunden haben zu einem mit biblischen Schlagwörtern noch reicher ausgestatteten Strafsermon.

Jörg war für ihn in jetziger Situation ein ganz unentbehrlicher Beistand, denn der greise Mann konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß jeder in einem jüdischen Hause wohnende Christ ein in feindliche Gewalt gerathener Mensch sei, dem Schlimmes drohe.

Ben Jonathan gab ihm keinen Anlaß zu solchem Wahne, er war ein alter freundlicher Mann, dem viele Jahre und deren schwere Erfahrungen tiefe Falten auf die Stirne und eine Menge Runzeln ins Gesicht gezeichnet hatten. Der lange schlorweiße Bart und die unter seinem Pelzkäppchen hervorschauenden spärlichen Löckchen von gleicher Färbung gaben ihm bei seiner großen und hageren, von einem braunen weitfaltigen Talar, unter welchem ein einfach schwarzes vom Halse bis zu den Knöcheln herabreichendes enganliegendes Gewand sichtbar war, umflossene Figur ein Ehrfurcht gebietendes Aeußere. Sein Benehmen trug den Ausdruck der Seelenruhe, die sich auf eine innere Heiterkeit stützt.

„Ich hoffe mit Hilfe des hochgelobten Gottes meiner Väter, ihr das Augenlicht zurückzugeben," hatte Ben Jonathan geäußert, nachdem er Marilis erblindete Augen sorgsam untersucht.

In dem unaussprechlich süßen Gefühle, das dieser Ausspruch in ihrem Herzen erregte, ergriff die Blinde

seine auf ihrer Schulter ruhende Hand, zog sie an ihre Lippen und küßte sie mit Inbrunst.

„Ach, mein Gott, wenn ich wieder sehend würde!“ rief sie. „Es kann kein höheres Glück geben, als die Wohlthat des Sehens! die ganze schöne Welt gehört dem Sehenden, der Himmel leuchtet ihm in's Herz, die tausend und abertausend Wunder dringen in seine Seele... er hat den vollen Reichthum der Schöpfung in und vor sich, alle ihre Freuden, ihre Lust... wie war ich so fröhlich, als ich noch sah! ein Sehender ist nie einsam, zahllose Leben wirbeln um ihn, eine Welt voll Herrlichkeit und Licht, er gehört in sie und darum gehört ihm auch ihre Schönheit, ihr Glück. Jetzt bin ich in einem Kerker, den auch nicht der spärlichste Strahl der Sonne erhellt... meine Lichter sind erloschen ... und doch bin ich noch so jung!“

„Der hochgelobte Gott schickt das Leid wie die Freude,“ sprach Ben Jonathan. „In beiden muß der Mensch sich beugen dem Willen des Ewigen, der da die Brunnen öffnet oder verschließt, je nachdem seine Weisheit es für gut findet. Barmherzig wird er mein schwaches Wissen segnen, daß ich die rechten Mittel finde, Euch den Quell des Lichtes zu erschließen.“

War es ein Wunder, daß Marili festen Glauben gewann an die Kunst eines Mannes, der nicht von sich redete als ein Weiser, der Alles vermag und doch als schwacher Mensch viel von ihm Begonnenes mißlingen sieht?

Nehemias fühlte sich in eine bei seinen Ansichten höchst peinliche Lage versetzt. Die freudenvolle Hoffnung auf ihre Wiederherstellung aus ihrem Herzen reißen oder we-

nigstens nur erschüttern, das vermochte seine Milde nicht, und doch war ihm die täglich sich mehrende innige Zuneigung und das feste Vertrauen Marilis zu dem Judenarzte, einem Manne, der seinem Glauben nach ein abgesagter Feind des Christenthums sein mußte, in der Seele zuwider und was ihn gegen sein eignes Ich sogar empörte, war das ihm für diesen sich gebieterisch aufdrängende Gefühl der Hochachtung.

Der vom Hauptgebäude und dem nicht unmittelbar an dieses angebauten Flügel, in welchem Marili und ihre Begleiter Wohnung gefunden, auf zwei Seiten umgrenzte und auf den beiden anderen Seiten, theils von der Mauer, in der sich das Eingangsthor in das Grundstück befand, theils auch von einer das Letztere von dem Nachbargehöfte trennenden Zwischenmauer gebildete Hof, hatte in der Mitte einen Ziehbrunnen und rings um diesen standen in einer Entfernung von vier, fünf Schritten ein Kranz laubreicher Bäume, unter denen einige Bänke in warmer Jahreszeit die Bewohner zur Erholung im Schatten einluden. Für die Sicherheit war insoweit gesorgt, als es sich thun ließ. Längs den beiden Mauern lief eine ziemlich hohe und sehr breite Dornenhecke hin. Wenigstens hielt sie ein schnelles überraschendes Eindringen in das Grundstück selbst, wenn es nämlich mittels Uebersteigen einer der erwähnten Mauern geschah, gründlich ab, auch befand sich in der Nähe des Hauses ein Kettenhund in einer gut verwahrten Hütte, der bei Tageszeit selten einen Laut von sich hören ließ, dagegen zu nächtlicher Zeit, wo er losgekettet wurde, ein außerordentlich feinhöriger Wächter war.

Dieser im Ganzen höchst schmucklose, nur durch das üppige Baumgrün freundlich gemachte Hof bot Ben Jonathan und seinen Angehörigen an Sommerabenden einen Versammlungsplatz. Die starren Formen entehrender Knechtschaft, wie sie damals noch auf dem Judenvolke lasteten, blieben fern diesem Allerheiligsten der Familie, der gelbe Fleck, dies von ihren haßsüchtigen Feinden ihnen aufgedrückte Brandmal ihrer Abstammung, das mit gebieterischem Zwange sogleich sein Recht auf sie geltend machte, sobald sie den Fuß aus der Mauerthür setzten, haftete hier an keinem.

Die kleine Scholle Erde war der einzige Schauplatz ihrer ungeschmälerten Freiheit als ... Menschen.

Ben Jonathans Familie bestand aus einem Sohne und einer Tochter.

Elije war aus seinem Lehramt wegen eines immer sichtbarer überhand nehmenden Siechthums in sein Vaterhaus zurückgekehrt. In dem schmächtigen Aeußeren, in dem blassen Antlitz dieses kaum achtundzwanzig Lebensjahre zählenden jungen Mannes drückte sich körperliche Schwäche aus, zugleich aber auch und jedenfalls durch diese Schwäche besonders hervorgehoben, trugen seine Züge den unverkennbaren Stempel eines sanften leidenden Gemüthes. Seine Schwester Vögele war im Besitz jener den Typus jüdischer Abstammung kündenden Schönheit, die der Verfasser des Buches Esther, indem er diese Letztere mit den Worten: „Und sie war eine schöne und feine Dirne“ schildert, mit einer unnachahmlichen aber das höchste Lob aussprechenden Kürze bezeichnet.

Liebte auch Ben Jonathan seine beiden Kinder mit jener in jüdischen Familien als unvergängliches Eigenthum der ganzen Nation innewohnenden Zärtlichkeit gegen die Ihrigen, so zeichnete er doch die Tochter nicht selten durch den Schmeichelnamen „Schön-Vögele“ aus. In ihr sah der alte Mann sein früh heimgegangenes Weib verjüngt auferstanden und die Erinnerung an die theure Verlorene, ihm so sichtbar persönlich in Schön-Vögele vor die Augen tretend, führten alle verlebten guten Tage in sein Gedächtniß zurück.

Außerdem gehörten zu seinem Hausstande noch zwei Personen.

Schimme, der Merschores (Diener), ein Bursche in den dreißiger Jahren, den wir bereits seiner auffälligen negerartigen Gesichtsbildung wegen geschildert haben und welcher außer der Treue für seinen Herrn und dessen Haus noch zwei Eigenschaften besaß, die Niemandem schadeten, im Gegentheil ergötzten und für ihn eine unaufhörlich fleßende Quelle des Glücks ausmachten, nämlich eine beispiellose Eitelkeit auf sein Aeußeres, daß er für sehr einnehmend und reizend hielt, weshalb er zu dem Zwecke sich an seinem eigenen Bilde zu erheben, ein Stück halb verblindetes Spiegelglas, vor Jahren durch einen höchst günstigen Zufall in seinen Besitz gekommen, in seiner Tasche wohlverpackt in einen Lappen bei sich führte, und einen außerordentlichen Dünkel auf seine Gelahrtheit, die er wo immer nur möglich gern zur Schau stellte und davon schon dem Christen-Kohn (Priester, Geistlichen), wie Ben Jonathan den ehrwürdigen Nehemias als einen solchen genannt hatte, eine Probe gegeben,

indem er ihm darlegte, auf welches zukünftige Glück die Juden zu hoffen hätten.

Nehemias traute seinen Ohren kaum, als der weise Schimme, den er für eine lebendige Lächerlichkeit ansah, eines Tags, als er von seinem Herrn neu bereitete Salbe für Marilis Augen brachte, ihm mittheilte, was die Schrift vom neuen Jerusalem sagt, wo die Juden aller Welt vereinigt werden sollen:

„Der Schooß der Erde wird sich öffnen und die Tiefe des Meeres und werden ihre Schätze spenden dem auserwählten Volke, so daß auch der ärmste Israelite 70 Esel mit Gold und Silber wird beladen und zu seiner Bedienung einen Haufen von 2800 Knechten haben können. Und noch größerer Segen wird kommen über Israel. Eines jeden Juden Frau wird tagtäglich Kinder gebären, so daß Jeder so viel Kinder erhält, als Juden aus Mizraim (Egypten) zogen, nämlich: sechshunderttausend."

Die zweite eben so wenig als Schimme dem Hause durch Verwandtschaft angehörende Person, war Channa, die Magd, trotzdem konnte sie sich rühmen, ein Pfeiler des Hauses Ben Jonathans zu sein, denn sie war mit dessen verstorbener Frau ins Haus gekommen und führte treu und sorgsam dessen Wirthschaft.

Die Zeit heiligt alle Verhältnisse und so war es kein Wunder, daß die schon über dreißig Jahre in Jonathans Dienste sich befindende Channa eine Autorität genoß, gegen welche sich aufzulehnen weder Elise noch Vögele, am wenigsten dem weisen Schimme einfiel.

Die abendlichen Stunden, welche Ben Jonathan zur Sommerzeit im Kreise seines Hausstandes unter den

Bäumen am Ziehbrunnen zubrachte, trugen jederzeit das Gepräge heiterer Festlichkeit, einer Patriarchalität, die das Glück dieser in ihren Lebensgenüssen so überaus eingeengten Menschen ausmachte. Ben Jonathan reiches Wissen that sich da auf wie ein gediegene Erze haltender Schacht. Waren es nicht die wunderbaren Maissele (Legenden), an denen das Judenthum so reich ist, die tiefsinnigen Forschungen der berühmten Rabbinen, oder die Erzählungen von deren Lebensschicksalen und vielfachen Kämpfen unter sich und gegen die Feinde ihres Glaubens, mit denen er die Seinen unterhielt, so gab er ihnen Schilderungen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, die er mittels der durch seinen Beruf als Arzt geschehenen Berührungen mit Christen gesammelt hatte.

Es gab dabei so manches Heitere, aber auch so manches, was echt jüdische Herzen trauern macht, zum Beispiel, wenn die Rede von einem ihrer Leute war, der geblendet von den zeitlichen Vortheilen, die der Uebertritt zum Christenthume ihm bot, den Glauben seiner Väter abgelegt hatte. Wenn Ben Jonathan von einem Solchen sagte: er ist schmadden gegangen (hat sich taufen lassen), dann folgte stets eine mehrere Minuten lange Pause als Zeichen des Kummers um eine verlorene Seele.

Diese abendlichen Unterhaltungen erlitten nur dann Störungen, sobald Ben Jonathan in seinem Berufe auswärts beschäftigt war, was nicht selten vorkam, oder wenn er Arzneien bereitete, wobei sein weiser Schimme die Dienste eines Handlangers verrichtete.

Der ehrwürdige Nehemias legte ein sehr erkennbares

Zeichen seiner Scheu vor näherer Berührung mit den jüdischen Mitbewohnern ab. Die milde Abendluft, in die er die blinde Marili führte und die sie so freudig einsog, verlor sogleich allen Werth in seinen Augen, sobald er bemerkte, daß Jemand von Ben Jonathans Hausstande sich außerhalb des Hauses blicken ließ. Sogleich führte er seine Pflegebefohlene in ihr Stübchen zurück.

Ben Jonathan fühlte aus dieser Handlungsweise des in Vorurtheilen verhärteten Mannes die Schmach heraus, welche das Christenthum auf die Juden geworfen, und er beschloß einen Versuch zu machen, den Pferch um des Mannes Herz, in welchem er einen seltenen Edelstein entdeckt hatte, zu zerbrechen.

Als er wie gewöhnlich an jedem Morgen Marili's Augen untersucht und den Ausspruch gethan hatte, daß er nun bestimmt die Hoffnung habe, die Aermste werde sehend werden, welche Worte wie sanfter erfrischender Abendregen in Nehemias Seele fielen und ihn zu der Aeußerung eines wahrhaft herzlichen Dankes an Ben Jonathan hinrissen, sagte dieser, den Moment festhaltend, wo Jenes Herz sich fruchtbar aufgeschlossen:

„Hat Euch gefallen meine Versicherung, so möcht ich bitten um einen Rath von Euch.“

„Von mir? hm, wie könnte ich Euch einen solchen geben, bin ich doch kein Arzt!“

„Es ist nicht die Rede von einem Rathe in der Heilwissenschaft, sondern die Rede von einem Rathe der gesunden Vernunft,“ hielt der Arzt ihm ein. „Da Ihr Eures Standes nach ein Priester seid, so vermeinte ich,

grade an den rechten Mann gekommen zu sein. Hört mir zu:

„In unserer Gemeinde ist ein schlimmer Streit ausgebrochen und da ich bin ein Studirter, hat man die Entscheidung mir übertragen. Nun aber ist der ein Thor, der seine Meinung für die allein richtige hält, ohne sich um die anderer vernünftiger Leute zu kümmern und ich mit dem grauen Haar, will doch sein kein Thor ... es ist begreiflich, nicht?“

„Allerdings“ stimmte Nehemias bei ... „wer möchte ein solcher auch sein!“

„Ihr, Herr, seid unbetheiligt bei dem Streite und Euer Urtheil daher ein unparteiisches. Da ist eine Mutter, jetzt hoch in Jahren, aber voller Liebe und Güte, wie die jüngste Mutter nur sein kann. Wunderbar genug ist sie noch so schön wie in den Jahren ihrer Jugend. Eins will ich Euch aber nicht verschweigen, was einen Schatten werfen kann auf sie. Aus ihrer schönen Jugend hat sie alles Das als ein Heiligthum sich erhalten, was damals als nothwendig, schön und herrlich ihr und ihren Zeitgenossen erschienen und so steht sie denn eine hochbetagte Matrone aus lange vergangener Zeit in der Gegenwart. Eine Tochter hat sie, die aber bittren Schmerz gebracht hat über die Mutter, deren Leib sie getragen, deren Brüste der erste Quell ihres Daseins gewesen. Schonungslos hat sie Alles, was der Mutter als Eigenthum gehörte, an sich gerissen und im Uebermaaße des Glückes, denn sie ist vornehm und reich geworden in der Zeit, hat sie der Mutter schwere Wunden

geschlagen und namenloses Leid gebracht über sie und alle, die derselben anhängen."

„Pfui über solche Tochter!" rief Nehemias.

Der Judenarzt nickte beistimmend und fuhr dann weiter fort:

„Die Vergeltung ist gekommen über die böse Tochter. Von ihren guten Freunden sind viele abfällig worden, die ihren Hochmuth nicht ertragen konnten. Das Schlimmste aber ist ihr geschehen von ihrem Sohne, einem Jüngling an Jahren, der offenbar sich aufgelehnt hat gegen sie wie Absalon gegen David, seinen Vater. Seinetwillen ist sie nun in schwerer Noth, doch das ist nicht der streitige Punkt, von dem ich sage. Der Sohn haßt seine Mutter, die ihn geboren, mit dem Grimm eines Basilisken, wie sie ihre Mutter gehaßt hat, aber indem er sich mit dem mütterlichen Eigenthume bereicherte, haßt er auch die Großmutter, von der dies Eigenthum, auf das er so stolz ist, ursprünglich stammt. Ist gerecht solcher Haß? ... Das ist der Streit und ich lausche auf Eure Antwort. Die meine will ich Euch sagen in Kürze. Ich spreche gut, was die Tochter an der Mutter gethan und nenne auch gerecht den Haß des Enkels gegen die hochbejahrte Greisin."

„Behüte mich Gott der Allmächtige, ein solches Urtheil zu fällen!" rief der ehrwürdige Nehemias empört. „Wie kann ein Mensch von Vernunft so entscheiden! er schändet sich selbst."

Ben Jonathan blieb eine Weile Aug' im Auge in größter Ruhe ihm gegenüber stehen, dann sagte er:

„Ohne Verblendung muß Jeder so urtheilen wie Ihr, ich erwartete das von Euch, denn es ist meine eigene Meinung, die Ihr da ausgesprochen. Die alte Mutter ist: das Judenthum, die dünkelvolle Tochter, die so bittren Schmerz über sie gebracht: die päpstliche Kirche und der Enkel: der Protestantismus. Ich habe gelesen viel, viel in den christlichen Schriften und habe nichts gefunden, was den Dünkel und die Bosheit der Tochter und bösen Haß des Enkels rechtfertigen könnte, denn Alles, was das Christenthum enthält, ist genommen aus unsern heiligen Schriften und Satzungen, wie sie bestanden vor zweitausend und noch mehr Jahren und noch heutigen Tages dafür zeugen. Ist es nicht unsinnig, das Fundament zu verspotten, auf dem man sich ein festes Haus gegründet hat? Und hat nicht selbst der erste Apostel Eures Messias den Ausspruch gethan: Nun aber erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm? ... Wie, Herr, von Gott erwartet Ihr, daß er mich, den Ihr verabscheut seiner Religion willen, segne in meiner Mühe, dieser Jungfrau das Herrlichste, ihr Augenlicht, wiederzugeben und doch weicht Ihr vor mir oder einem der Meinigen, wenn wir den Hof betreten, zurück, als wären wir aussätzig und verworfen vor Gott?“

Als Ben Jonathan so gesprochen, verließ er den christlichen Priester, um dessen Beschämung nicht zu einer schweren drückenden Last für ihn zu machen; aber was er gehofft hatte, erfüllte sich zu seiner größten Freude. An selbigem Abend schon verließ der ehrwürdige Nehemias

und Marili nicht die Bank unter den Bäumen, als der jüdische Hausherr und die Seinigen auch daselbst Platz nahmen.

Die große Einsamkeit, in der sich Marili bisher in diesem Hause befunden, hatte ihr Ende erreicht, an Schön-Vögele fand sie eine recht herzliche Freundin ... die Jugend überspringt rasch die Schranken des Vorurtheils und es lag für Beide eben darin eine gegenseitige ungemeine Anziehungskraft, daß sie so verschieden waren in allem was Abstammung Sitten und Religion betraf, nur in einem Punkte gab es zwischen ihnen keine Verschiedenheit, sie waren jung, fast gleich an Jahren und ihre Gemüther wie Fruchthäuser, in denen ein immer gleich günstiger Wärmegrad die Blüthenentfaltung und die Reife unterstützt. Schon am ersten Abend fand ein sehr lebhafter Austausch des gegenseitig Fremden an ihnen statt.

Für Marili war es neu, von dem jüdischen Leben und Treiben aus dem Munde einer Jüdin zu hören und Schön-Vögele erschien es ein unbezahlbarer Genuß, dagegen von ihr Schilderungen zu erfahren, die das Leben der Christen unter einander, ihre Sitten und Gebräuche betrafen.

Elise wagte es erst am nächsten Abend, sich Marili zu nähern. Während Ben Jonathan und Nehemias in die lebhaftesten Auseinandersetzungen der scharfen Contraste zwischen Juden- und Christenthum gerathen waren, gingen Marili, Schön-Vögele und deren Bruder Elise unter den Bäumen umher. Auf Elises Arm ruhte Marili's Hand, er war ihr Führer.

Für diesen jungen Mann hatte sich eine Welt voll bisher ihm unbekannter Empfindungen erschlossen. Die mädchenhafte Schüchternheit, die mit seinem sanften und überhaupt kränklich-schwächlichen Wesen in genauestem Zusammenhange stand, trieb unter der Berührung der Hand Marili's ein Beben durch sein Herz. Er hatte bis jetzt nicht daran gedacht, daß eines Mädchens Nähe so seltsame ungewöhnliche Empfindungen in seiner Seele rege machen könne, aber wie verschieden war auch Marili von den Mädchen seines Volkes!

Ihre Schönheit war eine andere als die jener, sie war eine vergeistigte. Mangelte ihr auch der scharf markirte Schönheits-Typus, wie solcher oft und gleichsam als unverlöschliches Erbe an den Töchtern Israels gefunden wird, so besaß sie dafür den Anhauch einer Verklärung, die von ihrem innersten Wesen ausgehend, ihre Erscheinung unterstützte.

Marili war ungemein zart gebaut, die Farbe ihrer Haut weiß, durchsichtig, gänzlich das Gegentheil von jenem heißblütigen etwas dunklen Incarnat, wie die Jüdinnen fast durchgängig besitzen, die Züge ihres Gesichtes edel und sanft, nicht das im orientalischen Blute tief begründete genußsüchtige Verlangen in sich tragend, und doch fehlte ihr noch das Augenlicht, jene geheimnißvolle Zaubermacht, deren Wirkungen mit jenen der Sonne gleich stehen, denn Beide strömen eine Strahlenglorie, wenn auch verschiedenen Grades, aus.

Und daß Marili des Augenlichtes entbehrte, gab dem jungen Lehrer den Muth mit ihr zu sprechen.

So kam es, daß nur wenige Tage erforderlich waren, um zwischen ihnen ein Vertrauen zu begründen, wie unter andern Umständen ein solches nur sehr schwer oder auch gar nicht angebahnt worden wäre.

Marili saß nun oft auch in den Stunden des Tages unter den Bäumen, der ehrwürdige Nehemias bei ihr; Elije und Vögele fanden sich ein. Das milde Wesen Elije's hatte bei Nehemias Gnade gefunden, um so mehr, als er in ihm einen durch Studium der alten Schriften seines Volkes hochgebildeten jungen Gelehrten erblickte, der nie schroff absprach, wenn er ihm einen Beweis der Unhaltbarkeit mancher von den Rabbinern auf die Spitze gestellten Sätze, entgegenhielt.

Marili war in den wenigen Tagen heitrer geworden, als sie seit der Zeit ihrer Erblindung es je gewesen war. Die Zerstreuung, die sie jetzt genoß, that ihr unsaglich wohl, sie ließ sie auf Stunden ihres schweren Geschickes vergessen. Elije war ein Meister im Erzählen der wunderbaren Legenden seines Volkes und auf ihre Bitte unterzog er sich bereitwillig diesem Amte. Nehemias hörte schweigend mit zu und meinte zuweilen:

„Eure Maisseles oder wie Ihr diese Geschichten nennt, haben wohl anderen Stoff und andere Färbung, aber viel unterschieden sind sie nicht von den Wundergeschichten, an denen das Papstthum zum Erschrecken der gesunden Menschenvernunft so viel Ueberfluß hat."

Schimme hatte bei dieser Wendung der Dinge im Hausstande seines Herrn auch Gelegenheit, sein Nachäffungstalent und zugleich seinen Dünkel auf sein großes Wissen zu ergötzen. Die tödtliche Langeweile, welche

der ehrliche Jörg und Eva, Marili's Dienerin, in dem Judenhause empfanden, wo sie abgesperrt auf einem kleinen Raume aller Unterhaltung entbehrten, machte ihnen die jeweilige Gesellschaft des Meschores erträglich, wenigstens hatten sie dann Anlaß zum Lachen.

Schimme nahm indeß dies Gelächter auf seine Kosten für den unwiderleglichsten Beweis ihrer Anerkennung seines großen Geistes.

Besonderes Vergnügen machte es Jörg, wenn dieser kleine affenartige Gelehrte ihnen erzählte von der Weisheit der Rabbinen, wie sie Dinge erforscht hätten, die eigentlich für menschliche Forschung ganz außer allem Bereiche lägen.

„Na, laß Er hören," sagte Jörg ... „wann's nit grad a G'scheidtheit is, die a Ochsen umwirft, halt i's a aus. Wir Mostschädel vom Lande ob der Enns hab'n halter a stark Fell ... 's muß harb kommen, wann's bei uns durchgeht."

Schimme war ein zu sehr eingebildeter Chachom (Weiser), als sich durch den Spott eines Nochrim (Nichtjuden) irre machen zu lassen. Er hob mit großer Emphase an.

„Nach dem Tractat Babasra, Blatt 73, hat gesehen Rabbi Barchana einen Frosch so groß wie die Stadt Akrdehakronia, die sechszig Häuser zählte. Dem Frosch ist's gewesen zu heiß, darum er gegangen ist in's Wasser, patsch hat'n 'n Fisch erschnappt und verschlunge; aber kaum hat er'n im Magen, ist gestoßen 'n Rabe auf den Fisch und hat'n doch auch verschlunge und dann ist er geflogen auf 'm Baum."

Eva lachte hell auf und Jörg trällerte einen der Sprüche aus einem Liede:

„Ai Narr macht Zöhnö,“
Geht d' Röd schon lang genue; —
Und 'n hundert Jahren sag i,
Geht's a no so zue.“

Schimme nahm das Gelächter Eva's für den unfehlbaren Ausdruck großer Bewunderung und sich geschmeichelt fühlend, sagte er in größter Selbstzufriedenheit:

„Ich weiß doch noch 'n ander Maissele, 'n gar rares, was steht im Tractat Bechorath, Blatt 57 ... ich werd's erzähl'n. In alten Zeiten hat's gegeben einen Vogel, der ist gestanden mit den Füßen im Meere und mit dem Kopf hat er fast angestoßen an Mond und Sterne. Das Meer ist gewesen so tief, daß 'ne Axt, die einem Zimmermann, der darüber gefahr'n in einem Kahne, hineingefallen ist, gebraucht hat sieben Jahr, bis sie gekommen ist auf den Grund. Noch viel größer aber ist doch gewesen der Vogel, denn das Meer, darinnen er gestanden, ist 'm gegange nur bis an die Knöchelche.“

So friedsamer Natur Jörg auch war, würde Schimme doch Ursache gehabt haben, gewaltige Klage über ihn zu führen, denn der ehrliche Mostschädel sah diese Erzählungen rabbinischer Mährchen, die nur ein lächerliches wunderbares Gewand für die Bezeichnung der nie ruhenden Vergeltung und der unermeßlichen Größe der Schöpfung sein sollten, für eine Absichtlichkeit an, ihn auf diese besondere Weise zu einem Dummkopf zu stempeln und Schimme hätte eine unangenehme Bekanntschaft mit den Fäusten des sich in seinem Ehrgefühl beleidigt Glaubenden

gemacht, da rief Ben Jonathan seinen Meschores im rechten Augenblicke ab und er kam mit heiler Haut davon.

Der einzige Urheber jenes bis zum Ohr der Kaiserin gedrungenen Gerüchtes von der Anwesenheit einer Fremden in des Judenarztes Hause war Schimme, der mit dem großen, weitverbreiteten Rufe seines Herrn geprahlt hatte, daß aus fernen Ländern die vornehmsten Leute zu ihm kämen. Es hatte ihm viel Vergnügen gemacht, den Schleier des Geheimnißvollen um die Blinde in seines Herrn Behandlung festzuhalten und nur darauf hingedeutet hatte er, daß der Lohn des Letzteren ein ungeheurer sein werde.

Wie Gift und Feuer geschäftig weiter fressen, so auch das anfänglich nur in dem verachteten Kreise armer Schacherjuden ... denn Schimme hatte nur in dieser niederen Klasse seines Volkes gute Freunde ... vegetirende Gerücht, das in jedes Munde einen Zusatz erhielt und so endlich bis zur Lächerlichkeit verunstaltet, seinen Weg durch Ausplaudereien rasch bis in die höchste Region fand.

Die lebendige Folge dieses Gerüchts, von welchem Niemand in Ben Jonathans Hause, selbst Schimme, nichts ahnte, trat in der Person Quirin's, Grafen von Herberstorff, in dasselbe ein. Während Sebald als Wächter starr und steif, denn das Bewußtsein im Hause eines ungläubigen Juden sich zu befinden, erfüllte ihn mit der bangsten Sorge um sein und seines jungen Herrn ewiges und zeitliches Seelenheil, an der Hausthüre stehen blieb, sah sich Quirin von dem Danke eines Vaterherzens überhäuft.

Die große Angst und die durch den übermäßigen Lauf, um sein Leben zu retten, herbeigeführte Erschöpfung Elise's machte sich jetzt erst ganz geltend, eine tiefe Ohnmacht umschleierte seine Sinne.

Quirin nahm Abschied mit dem Versprechen in den nächsten Tagen sich nach dem Befinden seines Schützlings erkundigen zu wollen, eine Herablassung, wie sie von Seiten eines so vornehmen Christen nur als Ausdruck des höchsten Grades von Menschenfreundlichkeit erscheinen konnte.

Für die Bewohner des Hauses war die Erinnerung an Quirin ein Gegenstand der verschiedenartigsten Betrachtungen. Ben Jonathan sagte: er habe noch keinen Christen so hohen Standes kennen lernen, der ohne einen Vortheil davon zu haben sich so edelmüthig gegen Juden bezeigt habe; Elise sprach tief gerührt: „Daß ich nicht bin geworden eine Leiche unter den Händen der Bösen, habe ich zu danken ihm, er hat mich gestützt und geführt wie einen seines Gleichen. Möge der hochgelobte Gott ihm geben dafür große Freuden.“

Schön-Vögele flüsterte der das Wirthschaftsregiment führenden Channa zu:

„Gott, wie war er schön! So habe ich mir eingebildet den Judas Makabi. Warum giebts unter unseren Leuten nicht mehr solche Helden!“

Schimme aber behauptete, der junge Herr müsse ein sehr Gewaltiger sein unter den Christen, denn er habe einen Philister im Dienst, der gar fürchterlich anzusehen gewesen und wie ein böser Geist Wache gestanden an der Hausthüre. Er glaube steif und fest, daß diesem

Philister die große Niederlage eingefallen sei, die dessem Volke mittels des Esels Kinnbacken von den Juden beigebracht worden, denn ein so grimmiges Gesicht wie dieser christliche Meschores gemacht habe, gehöre unter die bösen Zeichen.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, der junge Graf schien sein Versprechen vergessen zu haben. Weder Ben Jonathan, noch Elije erinnerten an ihn ... warum hätte ein Christ und noch dazu einer von so vornehmem Stande eines an Juden gegebenen Versprechen, zu dem ihn nichts verpflichtete als der gute Wille, und daß er es eben gegeben, gedenken sollen! war es doch schon eine ungewöhnlich gute That, die er gegen einen Hilfebedürftigen unter ihnen geübt hatte. Für Beide aber wäre es eine große Freude gewesen, wenn er seiner Großmuth noch den Beweis hinzugefügt hätte, daß er über das traurige Vorurtheil der Verachtung gegen ihr Volk erhaben denke und nicht nur in einer augenblicklichen Regung edlen ritterlichen Gefühls gehandelt habe. Darum beobachteten Vater und Sohn darüber Schweigen gegen einander, sie wollten sich nicht selbst wehe thun; Schön-Vögele aber konnte es nicht über's Herz bringen, zu schweigen, und fragte:

„Warum kommt der Christen-Graf nicht? er hat's doch versprochen.“

„Weiß ich's, warum?“ entgegnete Elije und Ben Jonathan sagte achselzuckend: „'s liegt doch nicht in seinem Wege, uns zu besuchen.“

Schimme hatte zu Reb Eliefer Medizin tragen müssen und eilte nach Hause zu kommen, denn die Furcht, daß

es ihm ergehen könne wie dem Sohne seines Herrn machte ihm schnelle Füße, der Muth gehörte nicht zu seinen besonderen Tugenden. Als er glücklich die Mauerthüre erreicht und sie aufschloß, hörte er von ferne her den Anruf an sich: „Halt! warte!“

Todeserschrocken fuhr Schimme zusammen; aber ein angstvoll nach der Richtung, woher der Befehl an ihn ergangen, hingeworfener Blick belehrte ihn, daß es der Graf war. Wie eine Weidenruthe zu einem halben Reif zusammen gebogen, erwartete Schimme im tiefsten Respekt den vornehmen Goi und als dieser an ihn herangekommen, sprach er sehr demüthig: „Boruch Habo (gesegnet sei der Kommende)!“

„Dein Herr zu Hause?“

„Er hat die Gnade.“

Quirin lachte laut auf. Das Possenhafte war zu auffällig in Schimme vertreten, als für Jemand, der ihn nicht alle Tage sah und an seinem Anblick gewöhnt war, nicht ein Gegenstand der Heiterkeit sein zu sollen. Schimme dagegen war weit entfernt, seine Person als Anlaß dieses Lachens anzunehmen, vielmehr hielt er dies für ein Zeichen außerordentlich guter Laune bei dem vornehmen Goi und da ihm zugleich die Ueberzeugung wurde, daß dieser ohne Begleitung des Philisters sei, fand auch er sich in eine sehr gute Stimmung versetzt, die ihm vollkommen befähigte, sich als Barjen (gewandter Mensch) zu bezeigen.

Im Begriffe, dem Grafen den Eingang in's Haus zu öffnen, ward plötzlich aus dem Hofe, von dem man beim Eintritt in's Haus eben nur einen ganz kleinen

Theil, nämlich einige der im Kreise um den Ziehbrunnen stehenden Bäume erblickte, ein großes Freudengeschrei vernehmbar, ein Jubel, wie er damals in jüdischen Häusern sehr selten gehört wurde, aus Furcht, die Neugier und das böse Gelüste der Feinde Israels nach Raub zu erregen.

„Was bedeutet das?“ fragte Quirin erstaunt.

„Ich will sein 'n Posche Jisroel (Abtrünniger von Israel), wenn ich's weiß,“ antwortete Schimme .... „aber ich werd' doch fragen ... gleich will ich fragen.“

Mit den Worten eilte der Meschores an der Hausfronte hin und verschwand an deren Ecke in dem vom Hause selbst verdeckten Innern des Hofes. Quirin fand sich nicht veranlaßt, seine Rückkehr abzuwarten, er ging ihm nach.

Die Scene, die sich, sobald er den Ueberblick in den kleinen Hofraum gewonnen hatte, seinen Augen darstellte, war eine so außerordentlich seltsame, daß er anfänglich nicht wußte, wie er sich diese nur einigermaaßen erklären sollte.

Auf der Seite des Hofes, wo dieser von dem kleinen Gebäude begrenzt wurde, sah er acht Personen, um die Schimme, vergeblich nach einer Antwort über die Bedeutung dieser Aufregung fragend, herumlief. Eine weibliche Gestalt von den Uebrigen umgeben, schien der Gegenstand ihrer Lust zu sein, neben ihr stand ein Greis mit weißem Haar und Bart, seine Kappe unterm Arm und die Hände gefaltet zum Gebet, vor ihr wies sich die lange hagere Figur des Judenarztes, die Hände empor gestreckt zum Himmel, neben ihm zur Rechten, sein Sohn

Elije, zur Linken Vögele, seine Tochter und hinter ihr die schon bejahrte Channa.

Zur Seite der weiblichen Gestalt, um die sich die in so undeutbar scheinender Aufregung Befindenden drängten, sah Quirin ein anderes junges Mädchen und einen Burschen, der seinen Filz lustig in die Höhe warf, mit den Fingern schnalzend, sich bald auf dem einen bald auf dem andern Fuß wiegte und wie tanzend sich um sich selbst drehte.

Die Unterscheidung, welche Personen zu Ben Jonathans Familie zählten, war leicht zu erkennen an der Kleidung sowohl als in den Gesichtern.

Während Ben Jonathan einen in Quirin unverständlicher hebraischer Sprache einen Lobpsalm sprach, wobei er dies Gebet in der lebhaften beweglichen Weise, wie diese bei den Juden Brauch ist, zum Ausdrucke brachte, sang der weißhaarige greise Mann neben dem jungen Mädchen stehend, ein christliches Danklied, unterstützt durch zwei weibliche Stimmen und die des jungen Burschen, der seine Freude nicht mäßigen zu können schien und trotz des kirchlichen Charakters des Liedes seine tanzenden Bewegungen fortsetzte.

Quirin's Ueberraschung löste sich erst dann, als Schön-Vögele durch Schimme, der den Grafen gesehen hatte, aufmerksam gemacht, sich umblickte und mit dem Rufe: „Da ist er ... der fürnehme Herr ... Elijes guter Malloch (Schutzgeist)!“ der großen feierlichen Scene, die so wunderbar Juden und Christen zu einem Erguß der Freude und des Dankes beseelte, Einhalt that.

„Ja, da ist er!“ riefen Ben Jonathan und Elise und der erstere eilte auf Quirin zu mit den Worten:

„Der hochgelobte Gott meiner Väter hat mir große, große Gnade erwiesen, wofür ich ihn preise in Demuth meines Herzens. Da ich nicht vergelten kann dem erlauchten Herrn Grafen, was er hat gethan zur Rettung meines Sohnes aus den Händen der Bösen, hat mir der hochgelobte Gott den großen und herrlichen Segen gegeben, daß mir gelingt dieser jungen christlichen Dame, die vor drei Wochen als Blinde gekommen ist in mein Haus, das Augenlicht wieder zu schaffen. Wie ich vorhin ihr abgenommen die Binde von den Augen, hat sie den ersten hellen Schein gesehen, was ist der Vorläufer von der Wiederkehr des Lichtes ... sie wird werden sehend und ich freue mich, daß ich kann vergelten die gute That eines Christen an meinem Fleisch und Blut durch eine Wohlthat an einer Christin. Deshalb habe ich gepriesen den hochgelobten Gott.“

„Jetzt verstehe ich Alles!“ antwortete Quirin. „Erlaubt mir der Dame Glück zu der ihr bevorstehenden großen Freude zu wünschen.“

Unter andern Umständen hätte der würdige Nehemias sehr wenig sich erfreut, Marili zum Gegenstand der Huldigung eines jungen Herrn vom Hofe werden zu sehen, indeß jetzt war in seinem treuen ehrlichen Herzen der Jubel zu groß und so durch und durch wahrhaftig, daß das Auftauchen jedes anderen Gedankens eine volle Unmöglichkeit gewesen sein würde. Der ganzen Welt hätte er seine Freude verkünden mögen.

. . . .

Am nächsten Morgen wanderte Jörg in die Heimath, um Marili's Vater, seinem Herrn und Gebieter, die frohe Nachricht von der nun mit Gewißheit zu erwartenden gänzlichen Wiederherstellung seiner Tochter zu bringen.

Und an demselben Morgen ließ auch Graf Quirin von Herberstorff sich bei der Kaiserin melden, ihr die Lösung der ihm übertragenen, die geheimnißvolle Dame im Hause des Judenarztes betreffenden Aufgabe mitzutheilen.

Die hohe Frau lachte herzlich über die Enthüllung der räthselhaften Fremden, die, wie Graf Quirin, der sie selbst gesprochen, versicherte, nichts weiter sei als ein ganz einfaches Landmädchen, welches durch Ben Jonathan's Kunst bald ganz hergestellt, wieder in die Heimath zurückkehren werde.

III.

Unterdeß hatte der Aufstand im Lande ob der Enns ungeheure Dimensionen angenommen, der Steffan Faidinger war im wahren Sinne des Wortes ein Mann des Volkes geworden, nicht nur durch seine kräftigen Anordnungen, die stets von einem die Verhältnisse beherrschenden Scharfblicke zeugten, sondern auch durch die Weise, wie er sich allen zum Vorbilde machte, denn obgleich das Glück seine Unternehmungen sichtbar begünstigte, so ließ er doch nicht von der schlichten Art in seinem Wesen, trotzdem viele Tausende jetzt ihm gehorchten, er blieb immer das, was er früher gewesen, ein biedrer ehrlicher, alle Ueberhebungen verachtender Mann, der keinen Theil nahm von der Beute, die ihnen in die Hände fiel, dem der Erfolg des Kampfes, die Freiheit des Volkes mehr galt, als alle Bereicherung.

Obwohl sein Heer, nahe an Hunderttausend Männer, den Namen des Bauernheeres trug und die größte Zahl seiner Kämpfer auch aus Bauern bestand, so hatten doch die Städte kein geringes Contingent dabei, denn die Sache der Bauern war ja keine andere als die des ganzen

Volkes, der Ruf nach Befreiung von der unerträglichen Tyrannei durchschallte das schöne gottgesegnete Land von einem Ende zum andern und in allen Herzen lebte eine hehre Opferfreudigkeit für dies große mit Leib und Leben zu erstrebende Ziel.

Wie im Fluge hatte Faidinger sich der Stadt Speyer bemächtigt und Herr Wolf Madlseder war von ihm als Befehlshaber eingesetzt worden, die Bürgerschaft hatte auf dem Rathhause den Eid geleistet, treu zu der Bauernschaft zu stehen und mit ihr Gut und Leben für die Freiheit des Landes einzusetzen. Aber strenges Verbot erging von Faidinger, den katholischen Herren, die bisher im Stadtrathe gesessen, an deren Spitze der würdige Johann Mayr als Bürgermeister gestanden, auch nur ein Haar zu krümmen um ihrer Gesinnung willen. Und wegen solcher Handlungsweise, die dem Haß und dem Uebermuthe keine Ausschreitung gestattete und strenges Regiment hielt unter den wild aufgeregten Gemüthern, hatte er auch die Achtung seiner Gegner für sich.

Und nun zog das Gros des Bauernheeres nach Enns herab, die Stadt einengend, während am linken Donauufer der Bauernhauptmann Scharf seinen Namen zu Ehren hob, denn seine Schaaren überströmten die jenseitige Landschaft und gingen den Linzern scharf zu Leibe; Christoph Zeller, der Oberhauptmann der Bauernschaft im Mühl- und Machlandviertel aber regte sich gewaltig und jeder bayerische Zuzug von Passau herab fand durch seine Wachsamkeit den Untergang.

Von Wien aus war der Forderung Faidingers, eine kaiserliche Commission nach Wels zu schicken, Genüge ge-

schehen, nur der bayerische Kurfürst Maximilian, der Pfandinhaber Oberöstreichs, ließ damit auf sich warten. Die Politik des Münchener Hofes fand es für ersprießlicher, jedwede gütliche Ausgleichung mit dem schwer gedrückten Volke zu hintertreiben, um die Dinge auf die Spitze zu treiben und so das Recht zu erlangen, es gewaltsam niederzuwerfen, das Land zu erobern, in der Voraussicht, daß der Kaiser außer Stande, die mit doppelter Kreide aufgeschriebenen Summen für diese zweite Occupation zu bezahlen, später gezwungen sein werde, das jetzt verpfändete Land als unauslösbar an Bayern abzutreten.

Es war eine böse und hinterlistige Logik, welche der bayerischen Politik zu Grunde lag.

Fiel Enns auch nicht in die Hand der Bauern, da diese keine rechte Anstalt machten, gewaltsam sich desselben zu bemächtigen, so trat Faidingers Absicht, sich der Hauptstadt Linz zu bemeistern, immer deutlicher hervor. Mit diesem Hauptschlage allein durfte er hoffen, alle jene nur den Lauf der Dinge aufhaltenden Verhandlungen zwischen den Ständen und der Bauernschaft plötzlich zu enden und der Untreue und Lüge, durch welche man das Volk zur Nachgiebigkeit zu bringen vermeinte, den Kopf zu zertreten.

Ein für allemal verlangte er freie Religionsübung fürs ganze Land und Abzug der Bayern mit Sack und Pack aus demselben, indem das Volk nicht den Kurfürsten von Bayern, sondern den Kaiser als seinen rechtmäßigen Herrn erkenne. Indeß die vielerlei Hinhaltungen empörten seine Seele, er fühlte die Untreue aus allem her-

aus, was darauf erwidert wurde und um dem Volke den rechten Impuls zu geben, seine Thatkraft zu zeigen, beantragte er eine Deputation an den Kaiser, die demselben die ganze Sachlage auseinander setzen solle.

Im Voraus überzeugt, daß von einer Gewährung der Bitte des Volkes keine Rede sein werde, hatte Faidinger die kaiserlichen Commissarien in Gewahrsam nach Steyr abführen lassen, da sie nicht einmal Vollmachten besaßen, den gerechtesten Wunsch des Volkes, die Entfernung der Bayern aus dem Lande, zu erfüllen. Diese Thatsache mußte ein bedeutender Anlaß zu einer abschlägigen Antwort in Wien werden. Faidingers Erwartung erfüllte sich vollständig und die Bauern empört, daß die Deputation nicht vom Kaiser, sondern nur vom Hofkanzler empfangen und alles abgelehnt wurde, was sie beantragt hatte, forderten ihren Oberhauptmann nun auf, keinen Versuch mehr zu machen, ihre Rechte auf gütlichem vermittelnden Wege zu suchen, da offenbar die Gegner nur Zeit gewinnen wollten.

„So mag der allmächtige Gott Richter sein zwischen uns und unsern Feinden!“ rief Faidinger. „Wir haben ehrlich gethan, was an uns war, man will unsere Stimme nit hören, keine Gerechtigkeit uns gewähren. Wie es auch komme, alle Verantwortung auf ihre Häupter. Vorwärts nach Linz!“

Als der Abend des 24. Juni (1626) nahte, zogen große Schaaren Bauern mit fliegenden Fahnen, Trommelschall und weithin tönendem Liedersang über den Märtensberg dem Linzer Schlosse zu, von dessem Söller außer der bayerischen, auch eine gewaltige Blutfahne wehte, ihnen

zum Trotz und Spott. Und jenseits der Donau drängte der Bauernhauptmann Scharf mit seinen Schaaren heran, um sich der damals noch hölzerne Brücke zwischen Urfahr und Linz zu bemeistern.

Als der Abend ganz niedergesunken, hatten die Bauern sämmtliche Fahrzeuge auf dem Strome in ihrer Gewalt und im Halbkreise um die Stadt loderten mächtige Wachtfeuer.

Es mochte um die zehnte Stunde sein, als der Faidinger mit seinem Leibschützen von seinem Quartier im Judenbauernhofe wegritt. Es fiel nicht auf, denn man wußte, daß er öfters zur Nachtzeit die Wachsamkeit der äußersten Posten auf Probe stellte. Diesmal aber führte sein Weg, als er das Lager hinter sich hatte, ihn auf die Straße nach Efferding und in der Nachtfrische gings im vollen Pferdelauf nach dieser Stadt, an derem äußersten Hause bereits zwei andere starke Rosse seiner und seines Begleiters warteten, die sie sogleich bestiegen und wie im Fluge weiter in nordwestlicher Richtung dahin brausten.

Es mochte gegen ein Uhr sein, als sie in der Nähe eines Bauernhofes anlangten.

Unwillkürlich hielt der Faidinger sein schweißtriefendes Roß an, den Blick über die vom Düster überbreitete Gegend werfend.

Wie süß ruhte der heilige Schlummer der Nacht auf ihr! droben wandelten still die blitzenden Sterne ihre Bahnen, sie, aus deren Stellung der gläubige Menschengeist Glück oder Unglück sich schöpft.

Es durchdrang ihn ein Anhauch wie Schauer, als bei seiner Erinnerung an den großen Segen, der seit einer Reihe von Jahren ihm hier erblüht, ganz unwillkürlich auch der Gedanke an jenen Abend in seine Seele sich stahl, wo er im Kaiserzimmer der Kremsmünster-Abtei die Frage nach seinem und der heiligen von ihm geführten Sache Endschicksal an den im tiefen Westen von den letzten verglimmenden Purpurstrahlen gefärbten Himmel gerichtet hatte. Untergang bedeutete des ihm gewordenen Zeichens Sinn.

Als wolle er die erdrückende Last dieses Omens von sich abschütteln, so schauerte der starke Mann zusammen. Seine Hand fuhr über die Stirne, er versuchte hinweg zu lächeln, was so tief wie ein unheilbares Wehe in sein Denken sich eingegraben.

Der Faidingerhof war es, vor dem der Oberhauptmann der Bauernschaft aus dem reichen Lande ob der Enns sein Roß anhielt und die nicht im allzutiefen Nachtdüster schlummernde Gegend wie ein lange nicht gesehenes theueres Bild in seiner Seele mit den blendenden Lichtern des Glückes ausstattete, das er hier genossen als köstlichste Weihe des Menschenlebens.

Sein Blick schweifte hinauf nach dem kaum eine Viertelstunde fernen Hügel, der die von üppiger Waldnacht umgebene kleine Kapelle St. Agatha trug. Wie oft hatte er von da herabgeblickt in das fruchtbare Thal, das zu den ertragsreichsten des „Aschacher Winkel“ zählt, welcher damals noch zum Hausruckviertel gehörte und sich von der Donau an, die beim Markte Aschach einen ge-

krümmten Haken bildet, einige Meilen lang nach dem Traunflusse hinzieht.

Beim Minniwirth von St. Agatha waren die Gemüther zum Ausbruche des Sturmes angeregt worden, der jetzt als Orcan über das Land hinbrauste.

Langsam ließ der Faidinger sein stark schnaufendes Roß weiter schreiten und bald hatte er das, wie er nun erst bemerkte, offene Thor erreicht, vor dem eine Bauernwache auf- und abschritt, einen gewaltigen Spieß ihm entgegen streckend.

„Der Faidinger kommt auf a paar Stündle sein Weib und seine Bub'n zu schauen!" gab er dem anrufenden Bauer zur Antwort und kaum hatte der Mann seine Stimme erkannt, so brüllte er auch ein „Außi! kommts außi, der Faidinger ist da!" so kräftig in den schweigsamen Hof hinein, daß das Echo von den Scheunenwänden in dessen Innern vielfach zurückprallte.

Aus einer jetzt noch fruchtleeren Scheune stürzte ein zahlreicher Haufe Bauern heraus, die von ihren Hauptleuten als Ehrenwache hierher postirt worden, ein Zeichen, wie hochgeschätzt der Faidinger von ihnen sei. Während fast überall im Lande über großen Mangel an arbeitenden Händen geklagt wurde, fehlte es im Faidingerhofe nicht an solchen, denn jeder von dieser Schutzmannschaft legte bereitwilligst Hand an, dem abwesenden Herrn des Gehöftes die reiche Ernte unter Dach und Fach zu schaffen.

Inmitten der herzlichen Begrüßungen von diesen wackeren Leuten verschwand der Anflug von Trauer aus

Steffans Herzen. Hier galt es nicht schöne Redensarten, hier sprach die ehrliche Treue in ungekünstelter Weise.

„Grüß enk Gott, Brüder, grüß enk Gott tausendmal!“ rief Steffan, ihnen die Hände schüttelnd. „Auf a paar Nachtstündle will i mein Weib, meine Bub'n schau'n, bin lang nit bei ihnen gewesen. Da steh i wieder in meinem Eigenthum, nur a Bauer, aber gewiß a glücklicherer Mann als in seiner Wiener Hofburg der Kaiser, denn hier bin i Herr und a rechter Herr, aber der Kaiser ist trotz all seiner Pracht keiner. Mit eignen Augen sieht er die Ding' nit, und wann er hin und wieder a mit eignem Ohr hört, a eigen Meinung hat er doch nit, da sind Ohrwürmle genue, die'n nit denken lassen. Derlei ist halter kein' Lust für a Jeden. Laßt enk a Trunk geben, Brüder, von meinem Weib auf mein G'sundheit ... der Zeit hab i nit viel übrig, denn um die fünfte Stund muß i wieder fort, verwichenen Abend sind wir vor Linz geruckt, und da ist denn der nächste Tag a rechter Arbeitstag, wo i nit dabei fehl'n darf. Der Christoph Zeller wird herkommen und a der Scharf ... wir hab'n a Wort'l mitsammen z'reden, schickt's gleich aini zu mir, die Beiden.“

Grüßend ging der Faidinger von ihnen weg in sein Wohnhaus. Da war's schon laut geworden, daß er da sei, denn wie er in den dunklen Flur trat, hörte er seiner Vefi Stimme rufen:

„Bub'n, stehts auffi, Vattern ist kommen!“

Das klang ihm so lieb und traulich in Ohr und Herz, daß er voller Freude laut rief: „Da ist der Vater, da ist er!“

Und gleich darauf ward die Thüre von innen aufgestoßen, Frau Vefi stürzte heraus mit der Frage: „Mein Steffan, wo bist?"

Seine Arme umschlangen sie in dem tiefen Dunkel, sie blieben eine lange Weile so stehen, Arm in Arm; die Vefi, die ihm grade bis an die Brust hinaufreichte, brachte in der übergroßen Freude kein Wort heraus. Ja, das war ein Moment des Glückes zwischen den Beiden, wie er nur selten in so überschwänglicher Fülle kommt.

Drinn pinkte die Magd mit Stahl und Stein in einem fort, sie konnte kein Licht kriegen, die Ueberraschung war ihr in die Glieder geschlagen und wie der Faidinger mit der Frau eintrat, klagte das ganz confus gewordene Mädel:

„Behüts Gott, i schlag Funken, daß man a Häusle anstecken könnt damit, aber grad' heunt fallt a kaa Anziger auf'm Zunder ... i muß verhext sein."

„Gieb her, mit mir ist's Glück," sagte Faidinger; aber da fand sich's denn, daß der blecherne Zunderkasten weit abseits am anderen Tischeck stand und kein einziger Funke ihn jemals erreichen konnte. Der kleine Umstand brachte große Heiterkeit und wie dann Licht geworden, mehrte sich diese, denn als Faidinger mit seiner die brennende Lampe tragenden Vefi in die Schlafkammer zu seinen beiden Buben trat, kollerte ihm der Kleinste, der Sepp, im Hemd vor die Füße ... der arme kleine Schächer, aus dem festen Schlaf aufgeschreckt, wußte im Dunkeln nicht, wo er sei und meinte noch im Bett zu liegen und seinem Bruder, dem Hansel, ging's auch nicht viel besser. An der der Thüre entgegengesetzten Wand,

wo ein erst von Frau Vesi am vergangenen Abend rein ausgewaschener Schrank stand, neben dem dessen einzulegende Querbretter lagen, hatte er nach der Stubenthüre gesucht und war in den Schrank hineingerathen, wo er vergebens in dem engen Gehäuse hin und her tappte.

Der erste Lichtstrahl brachte Aufklärung in dies Wirrniß.

Das war eine Lust für den Faidinger, wie er sie lange nicht genossen. Jetzt fiel Alles von ihm ab, was nicht unmittelbar in den Glücksbereich seines Vaterherzens gehörte, er war nur Vater, nur Gatte . . . die Außenwelt hatte keine andere Seligkeit für ihn.

Auf Frau Vesi's Bett sitzend, in einem Arm den auf seinen Schenkeln stehenden Sepp haltend, der im kindischen Jubel mit der wallenden Feder auf des Vaters Hut spielte, während der gereifte Hansel sehr sorgsam die an väterlicher Seite hängende Stoßwaffe untersuchte ... beide Buben im Hemd . . . und im andern Arm sein Weib, das den Kopf an seine Brust gelehnt, mit treuen, freudeglänzenden Augen zu ihm aufschaute, umschloß er seine ganze Welt mit der vollen Inbrunst eines Andächtigen, der seinem Namensheiligen die Wiedererlangung eines großen verlornen Glückes dankt.

„Weißt, daß i a stolz' Weibsbild g'worden bin?“ fragte Vesi.

„Oeh, mein' Vesi, wirst doch nit!“

„'S ist aber so und i bleib's a, so lang i halter leb.“ Da der Faidinger lächelnd schwieg, denn daß ihn der Vesi ihr Stolz anginge, merkte er schon, rief die Frau:

„Auf Di bin i stolz, mein Steffan, auf Di und mög mir's Gott verzeih'n, i glaub, da thät' i erst a

himmelschreiende Sünd', wann i 's nit wär', und 's mi gleichgiltig ließe, ob meiner herzlieben Bub'n Vatter a Bauer, wie d' andern all', die dreinschlag'n, oder ob er deren Seel' sei. Ja, mein Steffan, nit daß D' mehr Ehr' hast vor der Welt, weil Du an der Spitze von vielen Tausenden stehst, macht mi stolz, sondern weil's no lang nach uns von Dir heißen wird: der Faidinger ist a Mann gewesen, wie's nur anen gegeben im Lande ob der Enns, a Mann, der für Gottes Wort und seines Volkes Recht seine Stimm' erhoben und wie Moses das Volk der pharaonischen Sklaverei entrissen hat."

„Oder 'entreißen wollte, Vesi ... wie Gott will!" fügte Faidinger bei. „Den Stolz darfst hab'n, denn was i thu, geschieht nit um der zeitlichen Ehr' wegen. Wann mir's Gott vollbringen läßt und mir no die Gnad' giebt, nach gethaner Sach' wieder hier auf mein' Grund und Boden hinterm Pflug hergehen, säen und ernten zu können als schlichter Bauersmann ... dann hab' a i anen Stolz, den, daß i a mit Glück gesegnetes Werkzeug in der Hand des Herrn gewesen bin."

Und wie die hochgehenden Wogen der so unerwarteten Wiedersehensfreude sich nach und nach beruhigten, da legte Frau Vesi Rechnung ab über die Führung des Haus- und Hofwesens. Der Faidinger mochte wollen oder nicht, er mußte Einsicht nehmen von dem langen Register aller gethanen Arbeiten, wie Frau Vesi es zu Papiere gebracht, und wie er damit fertig war, sagte er lachend:

„Wann i mi anen glücklichen Mann nenn', ist's nit z'viel gesagt, denn i hab' anen Hausverwalter, wie nit alle Täg' a solcher g'funden wird. Schau, Vesi, daß

hier nix verlor'n geht, weil D' auf Alles schaust, ist für mi a wahrhafte Unterstützung ... a jedes hat sein Geschäft, Du z' Haus, i draußen ... nu, i will halter drauf schauen, daß i nit zurückbleib gegen Di."

Frau Vesi hatte in der Kuchel zu thun, daß der Gevatter Christoph Zeller und der Hauptmann Scharf einen Imbiß nach dem Nachtritt fänden, denn eher als diese beiden Freunde eingetroffen wären, wollte auch der Faidinger nicht essen und trinken.

Er hatte nicht lange auf den Gevatter Christoph zu warten. Mit stürmischer Freude fiel ihm der ehrliche Mann um den Hals.

„Schau, mein Steffan, i will nit sag'n, daß's nit no bessere Männer geben mög', als i aner bin, o g'wiß, die giebt's, aber i maan, rechtschaffner können's auf ihrem Posten nit sein, als i," redete der biedere Zeller. „I hab' kaa Heldenthaten verricht't, naa, behüt's Gott, daß i a Lug sag'n sollt' von mir; aber aufgepaßt hab i, wie a Katz vor'm Mauseloch, daß kaa bayerscher Ochs ani komm'n ist in's Land auf der Straß' oder z' Wasser und wann wir welch' gespürt hab'n, hab'n mein' Mostschädel drauf g'schlag'n, daß halter von den bayerischen Klacheln nix übrig blieb'n, als a Hauf' todter Leut'. Das ist a Geschäft, das, wann's g'lingt, Freud' macht; aber a amal schief ablaufen kann, und doch möcht' i's nit vertauschen mit a Botengang, wie wir Beid' mit'nander a solchen nach Wien zur Kaiserlichen Majestät g'macht haben. Beim Dreinschlag'n weiß man doch, ob man den Sieg für sich wird haben, man schaut's; aber in der Audienz bei Kaiserlicher Majestät ist's a ander Ding ... da ist's

halter a Geflunkere, das a der Teufel nit Herr wird. I schwör' Dir's zu, mein Steffan, i hab manchmal dran denkt, wie Du mit Kaiserlicher Majestät gered't hast, daß 's ehm zu Herzen gangen ist, und wie der Pfaff gekommen, war halter Alles nix gewesen."

Der Faidinger sagte ihm, daß dieser „Botengang, den der Pfaff zu nix gemacht," wie sich der ehrliche Christoph ausdrückte, für ihn gerade von großem Werthe gewesen sei, denn ohne diesen selbstgemachten Versuch, ob nicht eine Einsicht hinsichtlich der schweren Bedrückung des protestantischen Volkes bei Kaiserlicher Majestät möglich sei, würde er sich jetzt mit dem Vorwurf quälen, ein Rebell zu sein gegen seinen rechtmäßigen Landesherrn. Davon aber spreche ihn nun sein Gewissen vollkommen frei, denn auch des Landesherrn Recht hätte seine Grenzen.

Dann redete er auch vom allgemeinen Stand der Dinge im Lande ob der Enns und deutete darauf hin, daß viele protestantischen adlichen Herren heimliche Feinde des Volkes wären, wie aus den Verhandlungen mit den Ständen deutlich genug zu ersehen sei. Der Gedanke, daß das Volk sich selbst die Aufrechthaltung und Anerkennung seiner heiligen Rechte zu verdanken haben solle, sei den Herren wie Gift zuwider, denn dadurch verlören sie an Ansehen und Macht; aber so sei es zu allen Zeiten gewesen und werde es in alle Zeiten sein, nur zu ihren Zwecken tauge ihnen das Volk, außerdem hätten sie keine Achtung vor dem Volk.

Vielleicht könne dieser geheime Uebelstand, der der großen Sache viel Schaden thue, dadurch ein wenig gebessert werden, wenn man Herrn Achatz Willinger von

der Au, einem Herrn aus dem Ritterstand und einem grundehrlichen Protestanten, der nun wieder so weit geheilt sei, daß er das Pferd besteigen könne, ein Commando übertrage.

Der Christoph Zeller war das ganz zufrieden, denn der Name des Herrn Achatz habe unterm Volke einen guten Klang, meinte er.

Lärm im Hofe zeigte die Ankunft des Hauptmanns Scharf an.

„Nun, mein' Vesi, bewirth' Deine Gäst'," rief Steffan seiner geschäftigen Hausfrau heiter zu. „Der Scharf ist aner von denen, die, wann's amal was vor sich hab'n, nit eher aufhör'n, als bis Alles z' End gebracht ist. So war er als Bauer, so ist er als Hauptmann, und beim Essen halt er so tapfer aus, daß nix übrig bleibt."

Hauptmann Scharf präsentirte sich als eine gewaltige, doch mehr in die Breite als in die Länge gediehene Persönlichkeit, unter deren Gewicht die Dielen stöhnten. Nach den Begrüßungen, denen er zugleich die Anzeige hinzufügte, daß er einen höchst gesunden Appetit mitbringe, worauf Faidinger ihm die Versicherung gab, daß er hier nicht blos Luft schnappen solle, denn bis zu dieser Kunst hätte man es im Faidingerhofe noch nicht gebracht, eröffnete der sehr zufrieden Gestellte, daß er nicht allein komme, sondern einen Fremden habe mit hertransportiren lassen, der, von seinem Posten aufgefangen, hartnäckig seinen Namen verschweige und nur so viel von sich gegeben, daß der Faidinger ihn kenne. Ein stattlicher Bursch sei er und es müsse sich nun herausstellen, ob er Wahr-

heit gesprochen hinsichtlich seiner Bekanntschaft mit dem Faidinger.

„So laßt's 'n aini," befahl der Letztere. „I hab' no nie a Bekanntschaft gehabt, die ihr'n Namen zu verschweigen nöthig g'funden hätt'."

Auf Scharf's Befehl trat der Fremde ein.

„Soll mi Gott . . ."

„Der Name thut nichts zur Sache, Herr Faidinger," fiel der von ihm augenblicklich Erkannte ihm schnell in's Wort. „Ein Student, den es nicht mehr gelitten unter den alten Kirchenvätern, bietet Euch und der protestantischen Sache seinen Arm und Degen an. Werdet Ihr ihn zurückweisen?"

„Fallt mir nit ein, Herr Student. Grüß enk Gott bei uns viel tausendmal."

„Das ist ein ehrlicher Gruß, Herr Faidinger, und so nehmt mich, den Namenlosen, mit Leib und Seele hin!" rief Jener, ihm die Hand reichend. „Von nun an der Eure und ein treuer Kämpfer für die protestantische Sache bis zum letzten Blutstropfen!"

„Schlagt's ein, Männer, für den Studenten bürg' i mit Ehre, Leib und Leb'n!"

„Mehr braucht's nit," stimmte Scharf bei.

„Das ist genue," sagte Christoph.

Und die vier Männer legten ihre Hände in einander.

„Mög' Gott immer mit uns sein, unsre Sach' sei ihm empfohl'n!" rief Faidinger.

„Amen!" sprachen die Anderen.

In einem abgesonderten Gemache erzählte Don Carlos d'Austria dem Faidinger, daß, da der Freiherr von Rosen=

berg, sein Gegner, an seiner Wunde gestorben sei, man ihn auf kaiserlichen Befehl verhaftet und in ein Thurmgefängniß gebracht habe, aus welchem er, nachdem bei ihm die Heilung seiner Wunde so weit vorgeschritten, daß er ein Wagstück hätte unternehmen können, glücklich entflohen sei. Niemand als sein alter treuer Diener, dem es gelungen, durch Bestechung heimlich Zutritt zu ihm zu erlangen, wisse darum, daß er zu ihm, dem Faidinger, sich gewendet. Nun wolle er als geborner Kaisersohn gegen eines Kaisers ungerechtes Machtgebot kämpfen, wie ein Ritter, der treu bis zum letzten Mann aushalte.

Wie seltsam sich des Schicksals Fäden verschlingen!

Faidinger gedachte an jenen heißen Nachmittag, wo er diesem Jünglinge das Leben gerettet ... er sah ihn jetzt als ein Vermächtniß Roswitha's an, und die wunderbare Fügung, die den Sohn der Irrsinnigen in die Reihen des in seinem heiligsten Rechte schwer verletzten Volkes trieb, erschien ihm als der rothe Faden der Nemesis, welcher sich durch die Geschicke der Menschheit im Allgemeinen, wie der einzelner Völker und Familien insbesondere hinzieht, oft schnell sichtbar werdend in großen, entsetzlichen Katastrophen, oft scheinbar nicht vorhanden oder nur in kleinen unbedeutenden Ereignissen seine Spur verrathend.

Der Morgen glühte herrlich aus der verschwimmenden Nacht herauf, als der Faidinger sich wieder zum Fortreiten anschickte. Christoph Zeller und der Scharf zogen zuerst fort, nachdem sie mit ihm noch genaue Abrede wegen ihrer nur auf die Belagerung wirken sollenden Bewegungen getroffen hatten; der Student, wie Don

Carlos d'Austria hinfort genannt werden wollte, hatte die Weisung empfangen, damit er sich erst von dem Nachtritte wegen seiner durch die Verwundung, obwohl er sich bereits im letzten Stadium der Heilung befand, doch immer noch angegriffenen Körperkraft erhole, im Laufe des Tages langsam nachzukommen.

Die Buben wollten nicht loslassen vom Faidinger, und auch ihm ward's so schwer um's Herz, daß er einen nach dem andern zu sich auf's Pferd heben ließ und sie herzte. Frau Vefi sagte:

„Behüt Di Gott, mein Steffan . . . mir ist, als müßten wir uns bald wiederseh'n."

„Sei's in Freuden," antwortete Faidinger, „Gott mit enk und mir."

Und fort ging's nun in der Morgenkühle. Das Morgenroth lagerte wie frisch vergossenes Blut auf seinem Wege. Am Hübel draußen, wo sich der Weg nach rechts wendete, schaute er sich noch einmal um nach seinem Hofe. Es war der letzte Blick, den er auf dem Rückwege der theuern Heimath noch zuwerfen konnte.

Feine Dunststreifen, aus den umher gelegenen Aeckern und Wiesen aufsteigend, flatterten als loses Schleiergewebe zusammen und begannen bereits das Gehöfte zu verhüllen. Als sein Auge eine Weile lang auf diesem verschwimmenden Ziele seines Denkens gehaftet hatte, ließ er sein Roß ausgreifen; im Fluge schwanden die Auen und Hügel zu seinen Seiten dahin.

Schon seit dem Morgengrauen hatte im Bauernlager vor Linz eine große Thätigkeit stattgefunden, die Unterhauptleute und Rottenführer sorgten für die Ausführung

der noch am gestrigen Abend vom Faidinger erlassenen Befehle, alle Posten zu besetzen, wo nur eine Möglichkeit vorhanden war, Lebensmittel in die Stadt zu schaffen. Die Linzer zitterten beim Anblick dieser ernstlichen Maaßnahmen, welche ihnen die Zufuhr des Proviantes abschnitten, obwohl Herberstorff, mit scheinbarer Ueberzeugung von einem schnellen Umschwunge der Dinge, ihnen versicherte, der Kaiser und der Kurfürst würden dafür sorgen, daß es ihnen nicht an Existenzmitteln mangele.

Seine eigenen Anstalten jedoch widersprachen seinem Troste offenbar, denn er ließ nicht nur alle Fourage aus den Vorstädten in die Stadt bringen, sondern, und dies vermehrte die Befürchtung der Bürger außerordentlich, befahl auch, daß die tägliche Brodration der Soldaten von nun an auf die Hälfte verkürzt würde. Genau hing damit das ununterbrochene Einschaffen aller vorhandenen Wein-, Mehl-, Holz- und Kohlenvorräthe in's Schloß und das rastlose Aufwerfen von Batterieen, das Verrammeln der Thore zusammen. Es ging zu sichtbar aus dem allen hervor, daß er, wohl wissend, wie es ihm ergehen werde, wenn man seiner habhaft würde, das Schloß als seinen einzigen Rettungshort ansah.

Noch im Laufe des Vormittages erhielten die Stände von ihm die Aufforderung, zu ihm in's Schloß überzusiedeln, denn nur da würden sie sicher sein, von den Bauern nicht gefangen zu werden, indem er bereits Vorrichtungen anbefohlen, um sich im äußersten Nothfalle mit allen im Schlosse Vorhandenen in die Luft zu sprengen; indeß der Unwille gegen ihn erhob sich in nicht geringem Grade, als er ihnen, welche ihm anriethen, zur Schonung

der Stadt und einer Menge Menschenleben lieber sich zu flüchten, toll vor Wuth über diesen ihm angesonnenen Schimpf, drohte, ehe er in die Gewalt der Bauern falle, sie zuvor zu den Fenstern des Schlosses hinaus aufhenken zu lassen.

Der Judenbauernhof vor Linz, in welchem der Faidinger sein Hauptquartier aufgeschlagen, glich in diesen Tagen einem Bienenstocke, von allen Orten und Enden her kamen Eilboten mit Berichten und gingen wieder ab mit Befehlen. Besonders war es die Eroberung der Stadt Enns, die dem Faidinger vor allem am Herzen lag, weil dort eine starke bayrische Garnison stand, welche den Werth dieser Position und zugleich die Aussicht auf ihr Geschick kennend, wenn die Stadt in der Bauern Gewalt fiel, sich mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte. Wolf Wurmb mit seinen Schaaren lag davor und versuchte den Platz durch Abgrabung des Trinkwassers und durch die verderblichen Wirkungen eines wohl unterhaltenen Geschützfeuers vom Aichberge aus zu bezwingen. Und von Freistadt her, wo auch der Kampf um den Besitz dieses Platzes tobte, kamen die Boten mit den Berichten über dessen Fortsetzung. Der Fall von Linz mußte entscheidend auf diese Unternehmungen wirken.

Faidinger fühlte, daß hier nur mit einem großen Einsatze das blutige Spiel entschieden werden konnte und hatte daher Alles zum Sturme in Bereitschaft setzen lassen. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni sollte derselbe stattfinden.

Vergeblich hatten die in dem belagerten Linz versammelten Stände Abmahnungen von dem sträflichen

Beginne seiner Unternehmung an ihn ergehen lassen, Faidinger war bei der hinlänglich bekannten Untreue und Wortlosigkeit seiner Gegner nicht mehr Herr der Folgen, das wußte er wohl, daher war es eine unabweisbare Nothwendigkeit für ihn, Herr des Augenblicks zu bleiben.

Auf den Wegen hervorragender Männer giebt es einzelne Stadien, auf denen es keine Umkehr mehr für sie giebt, sie müssen sie bis an's Ende durchlaufen, getrieben vom Schicksale, Sieg oder Untergang von einem Würfelfall erwartend.

Es war am Abend des 29. Juni. In und um den Judenbauernhof wimmelte es von hingelagerten Bauernschaaren, die Kunde des für die kommende Nacht bevorstehenden Sturmes hatte das ganze Heer in große Aufregung versetzt, es sehnte sich nach Entscheidung und vor allem nach der Habhaftwerdung des Herberstorffer als ein lebendiger Greuel in Aller Augen.

Von seinem Leibschützen begleitet war Steffan Faidinger zur Besichtigung der Festungswerke fortgeritten.

Um ein mitten im Judenbauernhofe loderndes gewaltiges Feuer, über dem an eisernen Spießen große Fleischstücken zur Abendkost schmorten, lagerte ein starker Haufe Bauern. Während die der Köcherei Beflissenen ihren Geschäften oblagen, trieb die Aufregung in den wilden Gemüthern der Andern ihre Wogen zum Gipfelpunkt, der Herberstorffer und seine tief verhaßten Bayern waren der Gegenstand ihrer Unterhaltung, man berathschlagte, was man mit dem „Gevatter Henker und armer Leute Schinder,“ wie der Statthalter genannt wurde,

anfangen wollte, um rechte Vergeltung für alles Böse an ihn zu nehmen. Mit dem seine Soldaten erwartenden Schicksale in Stücken gehauen zu werden, sei ein solcher Bösewicht unmöglich abgefunden, man müsse da ganz Besonderes erfinden.

„Mein Lebtag ist nit anders gewes'n, als daß der schlecht'ste Malefizbu' am Besten wegkommt," meinte ein alter Bauer ... „und in alten Zeiten war's a nit anders."

„Das ist nit wahr!" rief der kleine Schulmeister. „In den alten Zeiten hat's halter gar kurios gespielt."

„Na, wie, Schulmeister? erzähl was ... a kurios Stückel hör'n 's halter all' an," riefen Mehrere.

„Habt's no nix gehört von den hochmüthigen und grausamen Bergknappen in der Gastein?"

Von allen Seiten erhielt der arme handlose Kleine die lebhaftesten Aufforderungen zu erzählen.

„In uralter Zeit schon haben die Römer, nit etwa die Päpstler, naa, bewahr's Gott, damals gab's no kaa Christenthum, nur heidnische Leut', in der Gastein Goldbergwerke gehabt. I muß enk sagen, daß sie in alten Zeiten unser ganz Oberöstreich inne gehabt und unsre Städt und Orte hab'n ihre Namen meist no von ihnen und a Linz hier hat damals g'heißen Lentia. Nu also wie die Römer nit mehr die Herren vom Land war'n und alle Leut schon Christen, ist in der Gastein der Goldreichthum immer größer word'n, die Grub'n sein so gesegnet g'wesen, daß 's amal a Goldklump von a Zentner G'wicht aufg'funden hab'n. Die Gewerkschaften sein dadurch im Uebermuth fast närrisch worden, a jeder Lump

hat groß aufbegehrt, auf der Jagd schossen's fortan nur mit Silberkugeln und Gelage hat's gegeben, wo der beste Wein wie schlecht unrein Wasser vom Tische geschwemmt hat."

„Amal hab'n 's was recht's aufsteck'n woll'n, was no gar nit da g'wesen. Anen Ochsen hab'n's lebendig die Haut abgezogen und wie Aner, der nit z' ihnen gehörte, sie gescholten wegen der schrecklichen Grausamkeit, hab'n's gelacht und gespott't: „Was liegt daran? Können wir's doch bezahl'n und werd'n no viel reicher werd'n, als wir jetzt sein, denn so wen'g als der g'schund'ne Ochs no brüll'n und lauf'n kann, so wen'g wird 's Gold im Rathhausberg sich mindern."

Nach einer ganz kurzen Pause erzählte der Schulmeister weiter:

„Aber kaum hatt'n 's das gesagt, da hat das gepeinigte Thier dreimal schrecklich aufgebrüllt und ist in's Kötzschbachthal gerannt, die Knappen aber hab'n gezittert und sein bettelarm worden, denn als sie am andern Tag die Grub' befuhr'n, ist nix mehr von Gold z'seh'n g'wes'n und blieb a auf immer verschwund'n."

Eine kurze Pause folgte, da schrie einer der Bauern: „Thun wir dem Herberstorffer den nämlichen G'spaß an, wie die Knappen in der Gastein dem Ochsen."

Ein greulicher Jubel über diesen Einfall erschallte.

„Ja, hat er uns arme Leut g'schund'n, muß er mit gleicher Münz' bezahlt werd'n ... 's wird 'm halter nit gefall'n!" riefen Viele; aber in dieses wilde Geschrei fiel plötzlich das erdrückende Gewicht einer grauenhaften Stille durch den einzigen Ruf eines in toller Hast herbei eilenden Bauern: „Der Faidinger ist erschossen worden!"

Bald darauf brachte man den zum Tode Verwundeten auf einer Bahre in das Hauptquartier. Im Begriffe längs der Stadtmauer am Landhause vorüberzureiten, zerschmetterte ein Schuß aus dem dortigen Festungswerke seinen rechten Schenkel und mit dem zusammenbrechenden Rosse stürzte er zu Boden. Mit Mühe gelang es den auf den Ruf seines Leibschützen herbeieilenden Bauern den in seinem Blute liegenden Besinnungslosen fortzubringen.

Mit Hurrahgebrüll drangen die Soldaten heraus, des Faidinger's Stoßdegen, der von seinem Blute getränkte Sattel mit seinen Pistolen ward ihre Beute, für welche Herberstorff ihnen in höchster Freude hundert blanke Thaler zahlte.

Ein wildes die Lüfte erschütterndes Kanonen- und Flintenfeuer gegen die Stadt bis zur Mitternacht dauernd galt als Ausdruck der Rache der Bauern.

Die Nacht verhüllte das Land, das seinen besten Mann verloren hatte.

III.

Dasselbe schwere Leid, das alle Glieder einer Familie tragen, wenn der Vater und Ernährer von Krankheit auf's Lager geworfen, darnieder liegt und mit jedem Tage sich die Hoffnung auf sein Aufkommen mehr und mehr in Trauer verhüllt, so auch lastete auf dem Bauernheere ein großer moralischer Schmerz bei der schnell wie Lauffeuer überall hindringenden Nachricht von dem Schicksale Faidinger's, der sich aus dem Lagertrubel hinweg nach Ebersberg hatte bringen lassen und von dort aus, das harte körperliche Wehe mit männlich starker Seele beherrschend, die Angelegenheiten der Seinen leitete. Auf seinen Wunsch hatte Christoph Zeller, sein treuer Freund und Gevatter das Commando im Mühl- und Machlandviertel an Zacharias Wolf, einen kühnen und verwegenen Mann, übergeben und war zu ihm geeilt.

Und vom Faidingerhofe war auch Frau Vefi mit ihren beiden Buben herbei gekommen.

Das war ein recht herbes Wiedersehen zwischen ihnen; der Vefi Wort „mir ist's, als müßten wir uns bald wiedersehen," war in Erfüllung gegangen, aber nicht in Freuden, wie er es gewünscht. Der Frau schienen alle

Thränenbäche versiecht zu sein, denn ihre Augen blieben so trocken und ungenetzt, als wäre gar nichts des Weinens Werthes geschehen, der Faidinger aber erkannte es wohl, wie hinter diesen trockenen Augen eine von Schmerz und Leid überfluthete Seele gleich einem todtwunden, an einem dem glühendsten Sonnenbrande ausgesetzten Felsen geschmiedeten und in schweigendem Wehe verschmachtenden Helden sich verbarg.

Und sein kleiner Sepp, der lustige Bub, konnte es gar nicht begreifen, warum er nicht an Vattern hinanklettern dürfe. Der Hansel war schon ein weit gescheidterer Bub. Der stand an Vatters Lager zu Füßen und schaute ihm in die Augen, aus denen der Glanz von früher verschwunden war. Diese Augen so matt und hinsterbend sagten ihm, daß über den Starken ein noch Stärkerer gekommen und an Path Christophs Hand weinte Hansel ganz still, daß es Vatter nicht sehen solle.

Der Bader, der des Faidingers Wunde sondirt, glaubte noch Hoffnung auf Genesung haben zu dürfen, obwohl die durch den Schenkel gedrungene Kugel den Knochen desselben zerschmettert hatte.

„Meister, bring' Dir keine Schand' an den Hals um meinetwillen," sagte Faidinger ... „todte Leut' kannst nit lebendig machen und i zähl dazu."

Und zu all' dieser trostlosen Aussicht kam noch, daß die Unternehmungen des Bauernheeres nicht vorwärts gingen. Eine wüthende Feuersbrunst war „bei der eisernen Hand Lustenfelden" und in der „Eurichschen Behausung" fast gleichzeitig ausgebrochen und hatte die Lederergasse sammt dem Werd und dieses ganze Viertel der Vorstadt

von Linz in Asche gelegt. Der Herberstorffer hatte dadurch den Bauern einen guten Angriffspunkt entzogen und ließ aussprengen, die Belagerer hätten diesen Greuel verübt. Nur Freistadt war mittels Verrathes eines Fleischhauers in die Hände der Bauern gefallen und im Mühl- und Machlandviertel hatten sie alle adlichen Schlösser erobert, in Neuhaus die Donau gesperrt und alle dortigen Unterthanen in ihre Reihen gepreßt. Die Adelsherren entzogen sich durch die Flucht aller Gemeinschaft mit den Aufständischen.

Diese Nachrichten lasteten schwer auf dem todtwunden Faidinger.

Vor seine Seele hin trat die Ueberzeugung, daß es mit seinem Tode auch vorüber sei mit aller Aussicht auf eine glückliche Endschaft der nothgedrungenen Erhebung des Volkes und das Einzige, was er noch thun konnte, um die von ihm hinterlassene blutige Erbschaft möglichst vor einem traurigen Untergange zu bewahren, bestand in der Wahl des Herrn Achatz Willinger von der Aue zum Oberhauptmann des Heeres.

Des Mannes Name hatte unter den Protestanten einen guten Klang und es war auch etwas darauf zu geben, daß er dem Ritterstande angehörte. Die heilige Sache, um die die Bauern Blut und Leben eingesetzt hatten, erhielt dadurch selbst in den Augen der Gleichgültigen, einen Schein des Rechtes, wenngleich sie ihrer innern Wahrheit und Nothwendigkeit nach, dessen nicht bedurfte.

So ging denn ein Bote nach Steyr, Herrn Achatz, der wieder so weit hergestellt war, daß er ein Pferd be-

steigen konnte, nach Ebersberg einzuladen und andere Boten eilten zu den vorzüglichsten Hauptleuten, sie einzuberufen zu der Wahl. Eine Freude aber hatte der Faidinger. Don Carlos d'Austria, der nur den Namen „der Student“ führte, übte unermüdlich einen Bauernhaufen in Führung der Waffen ein, um, wie er sagte, einen Kern kampffähiger Männer zu bilden, der nicht allein auf's Psalmensingen, sondern auch auf einen kräftigen entschiedenen Widerstand sein Heil setze.

Nicht der Muth allein ist Sieger in schwerem Kampfe, auch die ernste auf das Bewußtsein innerer Kraft und Uebung sich stützende Ausdauer muß vorhanden sein ... Faidinger mußte sich leider sagen, daß sein Heer wohl ein muthvolles, aber kein geübtes sei. Zu Christoph Zeller sprach er es aus, wie sehr diese Besorgniß ihn um der Zukunft willen quäle.

Der Meister Bader hatte verordnet, daß ringsum das kleine Haus, in dem Faidinger lag, die möglichst tiefste Ruhe herrsche und so hielten denn ausgestellte Wachen allen Lärm davon ab. Ermüdet von mehreren am Schmerzenslager ihres Mannes durchwachten Nächten hatte sich Frau Besi am Morgen des fünften Juni in der Kammer neben der Stube, in der der Faidinger lag, auf ein Strohlager geworfen, sie bedurfte der Erholung, denn die Angst um sein Leben nagte schwer an ihrer Kraft. An diesem Morgen, wo es schien, als solle sich die vom Meister Bader ausgesprochene Hoffnung auf Genesung erfüllen ... der Todtwunde fühlte weit weniger Schmerzen als an den vorhergehenden Tagen ... that sich die Thüre seiner Stube leise auf und zwei Gestalten

traten ein, ein Weib und ein Mann, das erstere auf den Arm des Letzteren gestützt.

Wunderbar gegen den ärmlichen Raum dieses Krankengemaches, in das die prachtvollste Morgensonne durch schlechte kleine Fenster hereinblitzte, stach das Aeußere des Weibes ab. Die Frauen der vornehmsten Adelsherren des Landes hatten kein herrlicheres Kleid aufzuweisen, wenn sie bei großen Festlichkeiten erschienen, als sie, die Sonnenstrahlen blitzten auf dem reichen Goldbrocat ihres Gewandes und der von einem ebenfalls an den Säumen goldgestickten, in zwei langen Streifen von dem stolz aufrecht getragenen Haupte über den Rücken der edlen Frauengestalt herabwallende Schleier deutete auf den hohen Stand seiner Besitzerin.

Eben das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung war die Ursache gewesen, daß die Wachen ihr und ihrem Begleiter den Eintritt gestattet hatten.

Das Geräusch der Schritte der Eintretenden ermunterte den Faidinger aus einem leichten Schlummer, seine Miene drückte höchstes Befremden aus, er wußte sich die Seltsamkeit dieser mit der hier vorhandenen Umgebung so wenig harmonirenden Erscheinung nicht gleich zu erklären. Der Begleiter der Dame enthob ihn jedoch schnell dieser Ungewißheit, indem er zu ihm sprach:

„Herr Faidinger, da bring' ich Ihm aus Seiner frühsten Jugendzeit eine lebendige Erinnerung, die eines Schützers bedarf.“

„Roswitha!“ rief der todtwunde Mann nun beim Anblick der von dem Diener zu seinem Lager geleiteten Frauengestalt, welche auf dem daneben stehenden Schemmel

Platz nahm und den Blick stier auf ihn richtete, als verursache es ihr Mühe, in ihrem Gedächtnisse die vermittelnden Fäden zwischen Gegenwart und Vergangenheit aufzufinden, welche ihr Geistesdunkel fast gänzlich außer Wirksamkeit gesetzt hatte. Indeß zeugten ihre Worte: „Auf den Bergen waren wir sehr glücklich, das weiß ich ganz gut“ ... daß eine Veränderung in ihrem irrsinnigen Zustande vorgegangen, sie wieder die Fähigkeit der Unterscheidung der ihren Blicken sich vorstellenden Gegenstände besitze, welche früher ihr mangelte, jetzt aber durch ein ungewöhnliches Vorkommniß in Anregung gebracht werden konnte.

Welches Ungewöhnliche bei dieser Wiedererrungenschaft betheiligt gewesen, davon unterrichtete ihn ihr Begleiter, in welchem Faidinger den ehemaligen kaiserlichen Kammerdiener und Diener des Don Carlos d'Austria erkannt hatte. Dieser erzählte ihm Folgendes:

Was er nie sich berechtigt geglaubt hätte, von ihr erwarten zu dürfen, eine thätige Theilnahme bei ihres verwundeten Sohnes Pflege, das sei zu seinem und Don Carlos größtem Erstaunen geschehen, und habe sie Beide überzeugt, daß eben nur die durch nichts gestörte Ruhe, in der sie so viele Jahre im Rottenhofe gelebt, ihrer wirren Phantasie den größten Vorschub geleistet. Obwohl die in ihr festgewurzelte Grundidee, Kaiserin zu sein, sich nicht in ihrem Geiste gelichtet, so habe sie sich doch eben in dem Sinne als besorgte Mutter thätig erwiesen. Die Stunde aber, in welcher man Don Carlos als Gefangenen aus dem Rottenhofe abgeholt und nach einem Thurmgefängniß gebracht, habe gleichsam gewaltsam den

ihre Sinne umnachteten Schleier theilweise zerrissen, nur mit Anwendung von Gewalt wäre es gelungen, sie vom Lager ihres Sohnes, den sie mit dessen eigenen Degen vertheidigen gewollt, zu entfernen.

Der Erzähler fügte hinzu, er sei damals in der Meinung gewesen, diese übermächtige Aufregung müsse ihren Tod herbeiführen, indeß es habe sich grade das Gegentheil davon herausgestellt, ihr Gedächtniß, welchem bis dahin jeder außerhalb ihrer fixen Idee liegender Gedanke fremd gewesen, habe zu seiner Verwunderung Spuren von Erinnerungskraft gezeigt, welche, er könne sich das nicht anders denken, als Wirkung der furchtbaren Erschütterung ihres ganzen Wesens zu betrachten seien.

Don Carlos' durch Bestechung ermöglichte Flucht aus dem Thurmgefängnisse, habe eine Haussuchung im Rottenhofe nach sich gezogen und seine nicht ungegründete Furcht, daß man über sie, um an ihr Rache für das gelungene Entkommen ihres Sohnes zu nehmen, Schlimmes verhängen werde, ihn zu dem Gedanken gebracht, sie durch schleunige Entfernung aus ihrem so vieljährigen Exil davor zu sichern. Sie sei, obwohl diese dringliche Vorstellung ihr einleuchtend zu machen, ihm unsägliche Mühe gekostet, endlich darauf eingegangen; ihres Sohnes Name und der Faidinger's wären unterwegs oft von ihr genannt worden, wenn sie im Hinbrüten versunken gewesen.

Als sie vor wenig Stunden hier angelangt und erfahren, daß Don Carlos erst zur Abendzeit von Wels zurück kommen werde, habe er es für's Beste gehalten, sie Faidinger's Schutze zu empfehlen, da im ganzen Orte kein Unterkommen zu finden.

„Meine Vesi wird Sorg' trag'n, daß ihr kein Leid's geschieht," sagte Faidinger und die Hand der an seinem Lager Sitzenden ergreifend, sprach er mit tief angeregtem Gefühl: „I hätt' nit geglaubt, daß wann i am Rand vom ganzen Lebenslauf stehen würde, mein' Jugendzeit no amal so nah an mi herantreten werde. Und doch ist's jetzt so. I schau die weise Rose und die grünen Berg' des steyermärkschen Land's tauchen vor mir auf ... mi weht die Kinderfreud' an von damals ... 's war a Lust in uns und a Lieb', so rein wie die Luft auf den Bergen."

Ihre Hand in der seinen haltend, hing sein Blick mit einer Innigkeit an ihr, als gälte es durch ihr Anschauen all' die glücklichen Erinnerungen aus jener lang verrauschten Zeit recht lebendig in seiner Seele zu machen. Die in ihrem stillen Sinnen Schweigende hatte den von ihm ausgesprochenen Gedanken an die Berge ihrer Heimath aufgefaßt, er war wie ein keimkräftiges Saamenkorn in ihre noch von Schleiern verhangene Seele gefallen und trieb da rasch zur Blüthe. Ihre unbeweglichen Gesichtszüge bekamen Leben und war auch der Ausdruck, den sie dieser in ihrem Innern geschehenden Anregung gab, kein frei bewußter, so hing er doch mit dem äußeren Eindruck in diesem Moment so eng zusammen, als sei er nur eine Fortsetzung desselben.

„Wenn die Sonne auf- oder niederging, waren wir draußen auf der Bergmatte, wo die frischen bunten Blumen standen," hob sie sinnend an ... „unten im Thale lag Vaters Hof mit dem kleinen Thurme. Wir

lachten viel, wenn der Hias*) uns zu suchen kam .... der Hias war ein guter alter Mann, der uns lieb hatte. „Kinda, wo seid's?" rief er hinauf ... wir stoben von einander weit weg und antworteten von verschiedenen Seiten: „Hier, Hias! ... da, Hias!" und wenn er nun den Pfad zur Matte aufgestiegen, da hatte mich der Steffan schon lange auf den Arm gehoben und war mit mir den Geröllhang hinuntergerutscht und wir riefen wieder von unten hinauf: „hier, Hias ... da, Hias!" und lachten ihn aus, daß er uns nicht gefunden hatte auf der Matte. Und wenn der Hias herunterstieg und brummisch sagte: „Was seid's für Kinda!" da warfen wir alle unsere Blumen auf ihn und tanzten singend um ihn herum, daß er nicht zornig sein sollte."

Ueber das starre Antlitz der Irren zog der Wiederschein der schönen schuldlosen Erinnerung aus ihren Kindheitstagen in einem verklärenden Lächeln, das demselben den Ton einer weichen seelisch-frohen Stimmung verlieh, wie solche, ehe der Wahnsinn ihr Denken umnachtete, als ursprünglicher Typus ihre Züge verschönte.

Leise vor sich hinsummend, gewann ihr Versenken in die Erinnerungen an jene Zeit kindlichen Glückes bald Worte in ihrem Munde und der Faidinger hörte sie mit gedämpfter Stimme eins ihrer lieben heimischen Lieder singen, das er damals so oft mit ihr zusammen gesungen und das im Ernste, mit dem später das Leben ihn umfing, aus dem Gedächtniß ihm entschwunden war, aber jetzt durch eins seiner Gesetz'l, wie man dort in den

*) Hias, Mathias.

Bergen die Liederverse nennt, schnell in seiner Erinnerung sich wieder auffrischte. Dies Gesetz'l aber lautete:

„Wann i mal stirb, und so möcht' i wohl mei'n,
Wird mei Grab naß vom meim Dirndl seim Wein'n."

Ein ganz leises Jodeln schloß sich jedem Verse an und klang wie ein von himmelhohen Bergen herabdringendes in letztem Hauche hinschwindendes Jauchzen nach.

Unterdeß hatte sich unbemerkt die Kammerthüre geöffnet, Frau Vefi stand auf der Schwelle, erstaunt eine so reich gekleidete Dame an ihres Mannes Lager sitzen und ihre Hand von der seinen gehalten zu sehen. Als Faidinger sie bemerkte, sagte er ihr in wenigen Worten, wer die Fremde sei und empfahl sie ihrer Obhut. Nur auf Zureden des Dieners, der einen ziemlich bestimmten Einfluß auf sie ausübte, gelang es, sie von seinem Lager zu entfernen, Frau Vefi machte es möglich, daß sie und ihre alte fast stumme Petronella eine kleine Kammer in dem ohnehin wenig geräumigen Hause als Asyl erhielt.

Der Faidinger fühlte sich von diesem Wiedersehen, das so seltsam seine frühsten Jugenderinnerungen mit dem ihm immer näher tretenden Abschiede vom Leben verband, sehr angegriffen. Sichtbar nahm die Schwäche in ihm zu. Frau Vefi sah dies Verringern seiner Kräfte mit stumm zurückgehaltenem Schmerze. Es war am hohen Mittage, als er zu ihr sagte:

„Wie die Sonn' so schön scheint, heut geh i mit ihr ... sie läßt mi nit zurück. I hab für's Licht gekämpft, für die Sonn' im Menschengeist ... i weiß, daß Viele

für sie gefallen sind, wie möcht i klag'n um meinetwegen!"

Da brach Frau Vesi's Kraft mit einemmale zusammen, laut schluchzend fiel sie neben seinem Lager nieder, sie hatte kein Wort für ihr großes Wehe.

„Wein nit, mein' Vesi," sagte er, seine heißglühende Hand auf ihr Haupt legend ... „heißt nit der Wahlspruch auf unsern Fahnen: es muß sein? Schau, alles Große hat Vorläufer gehabt, die 's mit Blut und Leb'n b'zahlt hab'n, sollt i mi besser dünken? aber eins weiß i, ist a alles umsonst, was wir Bauern für die heilige Sache gethan und sind a no darum viele Kämpfe nach uns vergeblich, nur Stürme, die verweh'n, a Zeit wird und muß kommen, wo das Licht siegt, wo der heilige Geist der Vernunft und der Freiheit der Gewissen die Macht unserer Feinde niederwirft und die römischen Schatten ohne Schwertstreich weichen müssen ... vielleicht erinnert sich dann Mancher im befreiten Volk, daß es vor Zeiten anen Faidinger gegeben, der um's Recht seiner Glaubensbrüder gerungen hat und g'fall'n ist."

Vesi sprach ihm zu, sich zu schonen.

„Du gute Seel', wer mit der Sonn' fort geht, hat kein Zeit dazu," antwortete er lächelnd. „Heut zur Nacht kommt die Schonung von selbst über mi."

Der Meister Bader schüttelte gewaltig den Kopf, daß des Faidinger's Zustand sich so schnell und sichtbar veränderte. Die Schmerzen seiner Wunde hatten fast ganz nachgelassen, aber in dem Antlitz des Mannes zeichnete der Tod im Voraus seine Beute an.

Erst gegen Abend waren die Führer des Bauernheeres und auch Herr Achatz Willinger von der Au eingetroffen in Ebersberg.

Tiefernst hatten sie sich um des Faidingers Sterbelager versammelt, dem zu Füßen ein Tisch, ein aufgeschlagenes Evangelienbuch und ein hölzernes Kruzifix tragend, stand. Die kleinen Fenster der Stube waren geöffnet, die schon dem Untergange nahe Sonne malte noch helle glänzende Lichtstreifen an die Wände.

Frau Vefi mit ihren beiden Buben knieeten am Lager des Sterbenden, der still liegend die glanzlosen Augen auf die sich verringernden Sonnenlichter heftete.

Christoph Zeller hatte einen Auftrag übernommen, für dessen Ausführung ihm zuweilen die Kraft gebrach. Er redete in seines sterbenden Freundes Namen von der Nothwendigkeit der Wahl eines Oberhauptmannes des gesammten Bauernheeres und nannte Herrn Achatz Willinger als denjenigen, den der Faidinger bezeichnet habe.

Kein Einwand erfolgte und so trat der Gewählte an den Tisch zu Füßen des Lagers Faidingers, die rechte Hand auf das Evangelienbuch legend und feierlich den Eid leistend, mit Gut und Blut für die heilige Sache einzustehen als ihr Führer.

„Amen!“ sprach Faidinger mit matter Stimme.

„Amen!“ klangs nach von den Lippen der bärtigen Männer.

Eine tiefe Stille folgte. Die Sonnenlichter waren im Verscheiden, nur in vereinzelten hellen Punkten hafteten sie noch an den Fenstern.

„Gott mit Enk und mir!“ hörte man den Faidinger sprechen und seine kalte Hand erhob sich gegen Weib, Kinder und Freunde wie zum Segenspenden oder zum Abschiedsgruße. Dann lag er ruhig, das brechende Auge nach den verglimmenden Sonnenpunkten gerichtet. Nur das Weinen Vesi's und der beiden Buben war hörbar, die Männer standen lautlos. Da klang aus der offen stehenden Kammer ein leises Singen heraus.

Des Faidingers fliehende Seele schied mit der Erinnerung an seiner frühsten Jugendzeit Glückstage, über sein schon todterkältetes Antlitz breitete sich ein Schimmer heiligen Friedens.

Die weiße Rose sang:

„Wann i amal stirb und so möcht i wohl mein'n,
Wird mein Grab naß von meim Dirndl seim Wein'n.“

Mit dem letzten fast unhörbaren Ausklingen des dem Gesetzl sich anschließenden Jodler verschwand der letzte Sonnenblick an dem offnen Fenster ... des Faidingers treues Herz hatte zu schlagen aufgehört.

. . . .
. . . .
. . . .

Und wie Bauern und Bürger den Heimgegangenen geliebt, das zeigte sich bei seinem Leichenbegängnisse, welches sich von Ebersberg hinweg nach Klein-München und auf der Straße über Neukirch, Marchtrenk nach Wels und von da über Puchkirchen und Scharten nach dem Friedhofe zu Eferding bewegte. Tausend schwarze Bauern in ihrem

Waffenschmucke zogen in einzelnen Fähnlein vor und hinter dem vierspännigen mit schwarzem Tuche überbreiteten Wagen, der des Faidingers Leiche barg. Tausende zu Roß und zu Fuß schlossen sich dem überall von Glockengeläut begrüßten Zuge an, in allen Orten, die er passirte, waren die Häuser mit schwarzen Tüchern drappirt, Psalmen und Trauerlieder ertönten und als der Zug endlich am andern Tage in Eferding auf dem Friedhofe anlangte, war der letztere viel zu klein, den Tausenden, die den Mann des Volkes die letzte Ehre gaben, hinlänglich Raum zu bieten.

Glockenschall und Trauergesang geleiteten den Sarg hinunter in die enge dunkle Kammer, die aller irdischen Hoheit und allem Glanze ein unüberwindliches „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegensetzt.

Christoph Zeller, Wangen und Bart von zahllosen Thränentropfen benetzt, trat auf den zu Häupten des offenen Grabes aufgeworfenen Erdhübel und während über dem noch in der Tiefe sichtbaren Sarg die Bauern ihre Fahnen mit dem Wahlspruche: „Es muß sein!“ als wehende Schirme hielten, sprach er:

„Vergeßt's nit, Leut', was der Faidinger für a Mann war ... der beste im Land, a treues Herz, a ehrliche Seel'. Sagt's daheim a enkeren Kindern, was 's Volk an ihm verloren hat, sein' Nam' soll'n 's hoch in Ehr'n halt'n, daß er a Erbstück bleib' für d' Nachkommen, sagt's ...“

Die Rede fand ein plötzliches Ende, denn dem biederen Sprecher überwältigte das Leid so sehr, daß seine Stimme darunter erstickte.

„Leut', i kann halter nit mehr," preßte er noch mühsam heraus und wendete sich schluchzend ab zu Frau Besi und den beiden Buben, die unter den das offene Grab umringenden herkulischen Männern nur Wenigen sichtbar waren, da sie auf die Kniee geworfen, die vom vielen Weinen nassen Gesichter auf die ausgeworfene Erde preßten, welche später ihren Heimgegangenen decken sollte.

Einen Tag später händigte Herr Achatz Willinger von der Au, der nunmehrige Oberhauptmann des gesammten oberöstreichischen Bauernheeres, welcher die Fortsetzung der Belagerung der Hauptstadt Linz übernommen hatte, dem Jörg ein Schreiben an den ehrwürdigen Nehemias ein, des Inhalts, so lange mit Marili im sicheren Hause des Judenarztes zu bleiben, bis er sie von dort abrufen werde, denn für die nächste Zeit und deren Ergebnisse wäre ihm das Bewußtsein, seine Tochter ungefährdet zu wissen, eine unentbehrliche Nothwendigkeit zu freiem, rücksichtslosen Handeln.

Eilboten, die den Weg durch das Bauernlager zu finden wußten, hatten von Seiten des Statthalters die Kunde von Faidingers Tode nach Wien und München gebracht und die in diesen Berichten erwähnte Hoffnung Herberstorff's, mittels einigem ihm schnell gesendeten Zuzug, die Belagerer zu vernichten, gründete sich vorzüglich auf angesponnene Verrätherei unter seinen Gegnern. Die Veränderung im Oberbefehl bei den Letzteren durch Herrn Achatz Willinger von der Au thue nichts zur Sache, meldete der Statthalter in seinem neuesten Bericht an den kaiserlichen Hof, denn wäre ihm auch der Ruhm

persönlichen Muthes und der Tapferkeit nicht abzusprechen, so sei er doch kein Faidinger, mit welchem in Wahrheit die leitende Seele des Bauernaufruhrs verschwunden sei.

Somit gehörte nun der Name des Herrn Achatz Willinger von der Au zu den besonders verfehmten am Kaiserhofe zu Wien, um so mehr, als er zu dem Ritterstande zählte und Pater Lamormain verstand es, den Kaiser, der in Erinnerung an das günstige Urtheil, das er hinsichtlich des Faidingers gefällt und nicht ganz vergessen bei ihm war, äußerte:

„Um den Mann war's schad, daß die Ketzerei ihn verblendet gehabt .... rechtschaffen hat er's mit seiner Sach' gemeint" ... zu gewinnen, indem er darauf antwortete:

„Ich hasse alle verstockten Ketzer wie Aussätzige, Ew. Majestät weiß das; aber ich bin eben so weit von der Ungerechtigkeit entfernt, alle Last der Verdammung auf den Faidinger zu werfen, weil er erstens in dem gottlosen Irrthum geboren und erzogen, zweitens ein Mann von niederer Geburt war und drittens, weil man, wie ich von allen Seiten zu seinem Lobe gehört habe, ihm keine grausame Gewaltthat gegen die Bekenner unserer heiligen allein seligmachenden Kirche nachsagen kann. Mit dem Willinger ist das aber ganz anders. Sein Stand als Edelmann mußte ihn an die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen Ew. Majestät erinnern. Er begeht ein doppeltes Verbrechen."

„Gewiß, gewiß," stimmte der Kaiser schnell bei ... „er ist nichts als ein Rebell."

Somit hatte die große Bewegung des protestantischen Volkes in Oberöstreich am Wiener Hofe den erhabenen religiösen Charakter verloren und wurde nur noch als ein gewöhnlicher von ehrgeizigen und bereicherungssüchtigen Führern geleiteter Aufruhr angesehen, dessen gewaltsame Unterdrückung jegliche Rücksichtnahme ausschloß.

IV.

In Ben Jonathans Hause hatte sich äußerlich nichts verändert. Dieselbe Einförmigkeit in den Gewohnheiten seiner Bewohner gehörte wie früher unter die Vorzüge des friedlichen Stilllebens, welches hier die sorgfältigste Pflege fand. Und doch war diese tägliche Wiederkehr eines Glückes, das zu damaliger Zeit, wo der rohe Fanatismus der Judenfeinde sich leicht den abscheulichsten Excessen hingab, bei jeder Gelegenheit nicht nur einer Störung, sondern oft sogar einer Vernichtung für immer unterworfen war, nicht mehr so ungetheilt das Eigenthum einiger Personen dieses jüdisch-christlichen Hausstandes, wie sonst.

Der greise Nehemias, sowie die Dienerin Marili's, Eva und der zurückgekehrte Jörg von der einen, von der andern Seite der weisheitvolle Schimme allein waren die Vertreter jenes durch nichts gestörten Seelenfriedens, wie er bisher ihr Eigenthum gewesen, dagegen verbargen die übrigen Mitglieder dieses doppelten Hausstandes jedes mehr oder weniger einen vor den Anderen sorgsam überwachten geheimnißvollen Zwiespalt und Beunruhigung ihrer Gemüther in sich.

Nehemias empfand eine sehr große Befriedigung bei der von Jörg zurückgebrachten Nachricht, daß Herr Achatz Willinger nun an der Spitze der Erhebung im Lande ob der Enns stehe. Er hatte den verstorbenen Faidinger, da dieser zuweilen in Herrn Willingers Hause verkehrte, wohl gekannt, aber außer der Anerkennung dessen höherer Bildung, als bei Bauern gewöhnlich zu finden war, und der denselben durchglühenden Liebe zum Protestantismus, glaubte er ihn nicht im Besitze der nöthigen Fähigkeit, die der Führer eines so großen Werkes, wie der protestantischen Kirche die entrissene Freiheit wieder zu erringen, unbestreitbar haben müsse. Dagegen vermeinte der Greis in Herrn Willinger die einzige wahre Stütze für die gewaltige Unternehmung zu erblicken. Anhänglichkeit an dessen Haus und das Vorurtheil, daß Geburtsvorzug auch zugleich eine Berechtigung zu einem erhabenen Berufe in sich schließe, entschied bei ihm und er sah mit einer fast an's Kindische streifenden Sicherheit dem nun zu erwartenden glücklichen Ausgange des schweren Kampfes entgegen.

Eine zweite und gleich große Befriedigung genoß der greise ehrwürdige Mann in dem Bewußtsein, dem ihm in den Tod verhaßten Papstthum eine Seele entreißen zu können. Dieser Proselit war kein anderer als Graf Quirin von Herberstorff.

An jenem Abend, wo die blinde Marili die Wonne des ersten Lichtscheins genoß, empfand Nehemias einen wahren Todesschreck, als Ben Jonathan den zum unbemerkten Zeugen der großen Freude gewordenen Quirin ihm als Grafen von Herberstorff bezeichnete, indeß dieser

Schreck verwandelte sich nachgerade in ein sehr genugthuungsvolles Behagen, als Quirin, ehe er am erwähnten Abende Ben Jonathans Haus verließ, zu ihm mit den Worten trat:

„Ehrwürdiger Herr, ich wünsche nicht von hier den Gedanken mitzunehmen, daß es Jemand in diesem Hause geben könne, für den mein väterlicher Name eine Ursache gerechten Schreckens und Widerwillens gewesen, der auch auf meine Person sich übertrage. Ben Jonathans Sohn hat mir angedeutet, daß Ihr und die Euren Protestanten aus Oberöstreich seid. Fürchtet nichts von mir, ich bin weit entfernt, die Ansichten meines Vaters in dieser Beziehung zu den meinigen zu machen, im Gegentheile wünschte ich schon längst über so Manches unterrichtet zu sein, was des Protestantismus innerstes Leben betrifft. Bisher hat mir jede Gelegenheit dazu gefehlt und ich spreche gegen Euch, Ehrwürdiger, das Verlangen aus, die Gunst des Schicksals, die mich hierher führte, dahin zu vervollständigen, daß mein Wiederkommen Euch nicht unangenehm, sondern ein Anlaß sein möge, mich über Ansichten aufzuklären und zu berichtigen, welche eine so unheilvolle Scheidewand zwischen die beiden christlichen Bekenntnisse zu Stande gebracht haben."

Es liegt tief im geistlichen Berufe begründet, die eigene Ueberzeugung in Anderer Herzen überzutragen, dieser heilig zu nennende Drang, der jeden Priester, welcher Religion er auch angehöre, beseelen muß, fand auch in des ehrwürdigen Nehemias Herz einen so fruchtbaren Boden, daß er sich wunderbar gehoben fühlte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, den Sohn dessen, der

als wahrhaft haßsüchtiger Saulus gegen seine früheren Glaubensbrüder wüthete, für die gereinigte Lehre Luthers zu gewinnen. Diese Aussicht auf ein so segensreiches Wirken am Marksteine seines Lebens machte ihn alles Andere übersehen, er ahnte nicht im entferntesten, daß die von Quirin gesuchte Annäherung an ihn auch noch einen andern Grund haben könne.

Marili's Schönheit hatte nicht wenig dazu beigetragen. Gänzlich verschieden von den blendenden Reizen Perbettura's stellte sich ihm die liebliche Erscheinung dieser Jungfrau als eine unerwartete Ueberraschung vor Augen, ihr sanftes Wesen sprach in so natürlicher ungekünstelter Anmuth an sein Herz, daß er sich davon tief angeregt fühlte. Sie wußte nichts von dem sieghaften Stolze Perbettura's, von deren eitlem Selbstbewußtsein, eine fromme Demuth kündete sich in jeder ihrer Aeußerungen als Grundton ihres Gemüths. Vielleicht war bei dem tiefen Eindrucke, den sie auf ihn gemacht hatte, auch ihr leidender Zustand nicht ganz unbetheiligt.

Der Ausdruck ihrer Freude bei der Entdeckung des für sie wieder beginnenden Glückes, sehend zu werden, trug das Gepräge einer unbeschreiblichen Innigkeit, von welcher Quirin ungemein gerührt wurde, ein so kindlich reiner Sinn, eine so fromme in Dank aufglühende Ergebung, wie sie bezeugte, konnte nur aus einem Herzen hervorgehen, in welchem kein unlautrer Gedanke je Fuß gefaßt hatte. Es war daher nicht zu verwundern, daß der junge Edelmann sich unwiderstehlich zu ihr gezogen fühlte und des ehrwürdigen Nehemias Erlaubniß zur Erneuerung seiner Besuche nicht ungenützt ließ.

Nehemias hatte zu Marili von seiner Hoffnung geredet, ihn für das Lutherthum zu gewinnen und sie aufgefordert, ihm in diesem Bestreben beiständig zu sein, so viel sie vermöge. Sie versprach, nach Kräften dahin zu wirken.

Was Nehemias gar nicht bemerkte, war das äußerlich allerdings wenig zu Tage tretende Zerwürfniß in der Gemüthsruhe Marili's, Vögele's und Elise's, welches für diese Dreie fortan eine, wenn auch durch keine Aeußerung verrathene Störung in ihrem bisherigen glücklichen und friedevollen Stillleben wurde.

Marili begann in einen Zwiespalt mit sich selbst zu gerathen, der sie ungemein beängstigte, weil ihr jeder Widerspruch in ihrem eigenen Herzen etwas Fremdes, Ungekanntes war. An Schön-Vögele hatte sie eine gefährliche Freundin. Dies junge Mädchen, das sich ihr angeschlossen und dessen Umgang für Marili eine höchst wohlthätige Zerstreuung geworden, denn eben das Fremdartige in Erziehung und Ansichten, so beschränkt diese auch waren, fesselte sie an diese Tochter Israels, empfand bald eine große Zuneigung zu dem vornehmen Goi, in welchem sich das Gegentheil von alle dem kund gab, was überhaupt Entsetzenerregendes unter ihren Leuten von den Christen erzählt wurde.

Schön-Vögele's Phantasie harmonirte vollkommen mit dem ihr Aeußeres markirenden Typus des Orients, in der Einsamkeit ihres Vaterhauses war ihre Einbildungskraft gewöhnt worden, sich lebhaft mit dem geringsten ihrer Aufmerksamkeit werth scheinenden Gegenstande, besonders wenn dieser das ihr gänzlich fremde

Leben und Treiben der Christen betraf, zu beschäftigen, dadurch hatte sich die ihr jedem Augenblick zu Gebote stehende innere Welt so gestaltungsfähig ausgebildet, daß es nur eines leichten Anlasses für sie bedurfte, um sich solchen Träumereien hinzugeben.

Quirin erwies sich freundlich gegen sie, dies führte sie zu dem Wahne, er sei nicht unempfindlich gegen ihre Schönheit und diese mädchenhafte Eitelkeit bestärkte sich noch mehr durch seine Gefälligkeit auf ihre Bitten vom Leben am kaiserlichen Hofe zu erzählen. Waren die beiden Mädchen allein, so verstand es Vögele trefflich, das Gespräch auf den jungen Grafen zu bringen, sie war schlau genug, jeden Schein von sich entfernt zu halten, als glaube sie, daß Quirin für ihre Person Augen habe, sie behauptete, Marili allein gälte die Auszeichnung seines Kommens und erregte dadurch bei dieser, wenn auch keine Eitelkeit, doch ein gewisses einschmeichelndes Gefühl, welches sich bei seinen öfterer wiederholten Besuchen mehr und mehr in einer annähernden Zuneigung, in einer Freude offenbarte, die jedem Anderen auffällig erschienen wäre, nur dem ehrwürdigen Nehemias als ganz ordnungsmäßig bedünkte, denn er hielt sich fest überzeugt, Marili freue sich allein wegen der immer mehr vorschreitenden Bekehrung des jungen Grafen, der in Wahrheit sich als ein sehr aufmerksamer Zuhörer seiner Lehren zeigte. Die Täuschung, welcher Schön-Vögele sich hingab, war zu übermächtig, als daß sie ohne einen zuweilen sich verrathenden Ausklang hätte bleiben sollen. Channa besaß ihr durch Erziehung und Gewohnheit begründetes unbegrenztes Vertrauen, sie äußerte oft gegen sie, welchen tiefen Eindruck

der junge vornehme Goi auf sie gemacht hatte und wie glücklich ein Mädchen an der Seite eines so schönen Mannes sein müsse, die Christinnen wären doch in allem zu beneiden.

Die heißblütige Neigung Schön-Vögele's verirrte sich sogar zu Thränen, indem sie das harte unverdiente Loos der Jüdinnen beweinte, in einer schmachvollen Knechtschaft, im lichtscheuen Dunkel ihr ganzes Leben verbringen zu müssen.

Channas Trostgründe verfingen durchaus nicht bei ihr.

„Ach, wie kannst Du rühmen, was ist nicht zu rühmen!“ entgegnete sie. „Du bist nie gewesen schön, Du hast nie gehabt ein heißes Herz für das Schöne, bist aufₛerzogen in der Armuth, und gewesen Dein Lebenlang im Dienste ... Du kannst nichts wissen von dem, was in Anderer Herzen zur unauslöschlichen Flamme wird. Gott, Gott, die Töchter Israels sollten nicht haben Augen zum Sehen, nicht Ohren zum Hören, nicht Herzen zum Fühlen ... bei diesen großen Segnungen sind sie unglücklicher als der Blinde, der Taube, und als der Todte, dem kein Blutstropfen mehr durchs Herz rinnt!“

Channa sah sich in ihrem Gewissen gedrungen, von dieser entsetzlichen Verirrung des Kindes, wie sie Schön-Vögele zu nennen pflegte, Ben Jonathan Anzeige zu machen.

„Es ist eine Verirrung, aber es ist doch keine Sünde; das Kind ist jung ... die Jugend sieht alles anders an und das ist eine Wohlthat des hochgelobten Gottes, weil die reiferen Jahre alle Täuschungen, die zur Verschönerung des Lebens gehören, von uns nehmen,“ sagte Ben Jonathan nachdenklich. „Wollen wir handeln klug,

dürfen wir nicht mit Härte einschreiten, ein verirrtes Herz wird hart, wenn ihm mit Gewalt eine Neigung entrissen werden soll, ein verirrter Sinn muß sanft behandelt werden, er ist in manchen Fällen schon ein Grad von Wahnsinn. Mein Schön-Vögele muß sich selbst wieder finden. Der hochgelobte Gott meiner Väter wird ihr und mir sein gnädig, ihr, daß sie übersteht den Schmerz der Enttäuschung, die da kommen muß, mir, daß ich nicht Leid über mein geliebtes Kind zu tragen brauche in meinem Alter."

Ben Jonathan überließ sich, nachdem er Channa nochmals die Weisung gegeben, nicht hart gegen seine von einer Verirrung ergriffene Tochter zu sein, einem keineswegs freudigen Nachdenken. Er hatte eine Bemerkung gemacht, die ihn schwer bekümmerte und die mit der Anzeige Channa's hinsichtlich Schön-Vögele's bedauerlicher Neigung in einer überraschenden Aehnlichkeits-Verbindung stand. Elise's weiches Herz hegte eine Leidenschaft, die, da die Verhältnisse ihm eben so wenig günstig waren als seiner Schwester bei ihrer Neigung, den alten Mann sehr besorgt wegen der Folgen für den Sohn machten.

Ben Jonathan kannte die Eigenthümlichkeiten seiner Kinder zu genau, um eine Befürchtung fassen zu sollen, wo er nicht volle Ursache dazu hatte. Schön-Vögele's heißblütig Wesen, die Spannkraft in ihrem Naturel ließ bei einer ihr bevorstehenden Enttäuschung wohl erwarten, daß sie in einen großen Schmerz fallen, sich aber durch ihr kräftigeres Selbst wieder daraus erheben werde. Sie hatte dann, wenn auch um schweren Preis eine Erfahrung

erkauft, die für ihr ganzes ferneres Leben sie vor einer zweiten ähnlichen Verirrung bewahrt halte.

Mit Elise war das anders, in seinem stillen leidenden Gemüthe, das Scheu vor jeder Oeffentlichkeit trug, gewann auch die geringste Abweichung aus dem gewöhnlichen Geleise eine Bedeutung, und konnte, da er alles unausgesprochen in sich schloß, von großen und nachhaltenden Folgen für ihn sein. Eine Schaam eigener Art ließ ihn jede noch so gerechte Klage bei sich unterdrücken, er litt den Schmerz ohne ihn zu äußern, denn er glaubte sich lächerlich zu machen, wenn er in irgend einer Beziehung eine Schwäche offenbare. Und bei dieser Verschlossenheit, welcher alles, was man unter der Bezeichnung „vertrauenslos“ versteht, fern lag, denn nur zu sich selbst hatte er kein Vertrauen, dagegen traute er Allen, mit denen er in Berührung kam, war er voll tiefer Empfindungen, ein weiches Gemüth, das kein Arg kannte.

Ben Jonathan hatte schon zweimal die Bemerkung gemacht, daß Elise, wenn Graf Quirin anwesend war, sich still und zurückgezogen halte. Es stimmte so wenig mit der lebhaften Dankesäußerung Elise's für seinen Retter, daß diese aufrichtige Empfindung sich plötzlich in eine Scheu vor demselben umgewandelt haben solle und es war auch keine Scheu, keine Verstimmung bei Elise, denn wendete sich Quirin zu ihm und zog ihn in's Gespräch oder richtete eine Frage an ihn, so zeigte sich der junge Lehrer freundlich und dies war kein Schein, denn nichts lag ihm ferner als Verstellungskunst. Diese Zurückgezogenheit und das stille Wesen bei Quirin's Anwesenheit mußte demnach einen ganz besonderen Grund

haben und Ben Jonathan's scharfe Beobachtungsgabe fand diesen bald auf.

Er gewahrte, daß über Elise's leidendes blasses Antlitz allemal dann ein Schatten sich breitete, wenn Quirin sich mit Marili unterhielt und er ahnte nun die Ursache von seines Sohnes ihm auffälliger Weise.

Mit dieser Beobachtung stimmte die Heiterkeit Elise's zu den Zeiten, wenn der Graf nicht zugegen war, vollkommen überein. Ben Jonathan fällte aus der Verschiedenheit dieser Aeußerungen den Schluß, daß sein Sohn eine wahrhafte Zuneigung zu Marili gefaßt habe, sich ganz glücklich fühle, wenn er allein mit ihr sprechen könne, dies Letztere aber in seiner Anspruchslosigkeit vermeide, sobald Quirin zugegen sei, weil er sich in Beziehung seines Werths gegen diesen, der mit dem überwiegenden Bewußtsein des Geburtsvorzuges auftrat, für viel zu gering erachte.

Es machte dem Vaterherzen Ben Jonathan's viel Kummer, einen Einblick in diese Geheimnisse seiner Kinder gewonnen zu haben und er hätte gern diese ihn betrübenden Wahrnehmungen mit einemmale beseitigt, wenn er nicht noch viel Schlimmeres als Folge eines entschiedenen Handelns heraufzubeschwören gefürchtet hätte. Dem Retter seines Sohnes den Besuch seines Hauses verbieten, ließ sich unter keinen Umständen rechtfertigen, der Schein gröbster Undankbarkeit würde den Stolz und das Ehrgefühl des Grafen auf's Empfindlichste beleidigt und aus dem Freunde eines Judenhauses vielleicht für immer dem ohnehin mit der Schmach der Knechtschaft schwer belasteten Volke Israel einen Hasser erweckt haben, der dann jede

Stimme des Rechtsgefühls für diese unglückliche Nation als eine unverzeihliche Thorheit verspottet hätte.

Ben Jonathan trat nach einem sehr langen Nachdenken an die Thüre seiner Wohnstube, wo hinter einer kleinen Glasscheibe, die eine an der Thürpfoste befestigte Kapsel verschloß, der Name „Schadai (Gott)" in goldglänzender hebräischer Schrift zu lesen war. Er berührte, wie jeder in das Gemach Eintretende, mit den Fingern der Rechten das kleine Fenster und küßte dann die durch diese Berührung gleichsam geweihten Finger.

„Gott meiner Väter!" sprach er vor sich hin .... „mach' es gnädig mit mir und meinen Kindern. Vor Dir bin ich ein armer Mensch und ist doch kein Titelchen an mir, das mich auszeichnete vor irgend einem andern Menschen in Deinen Augen, wenn Dein Erbarmen mir nicht einen Werth giebt, weil ich einer der Balbatim (Familienväter) bin, dem das Herz schwer ist vom Kummer um die Seinen, die er liebt. Laß mich nicht Schiwe sitzen*) um meiner Kinder willen, hochgelobter Gott, lebenslang will ich Dich preisen als ein von Dir gebenschter (gesegneter) Sohn Israels mit der heiligen Gebetformel: Boruch Dajin emes (gelobt sei der gerechte Richter)!"

Elije hegte keine Ahnung von seines Vaters Kummer, er glaubte nicht, daß Jemand sich die Mühe genommen, ihn zu beobachten und wenn er davon auch eine Spur gehabt hätte, würde er doch nicht der Befürchtung, daß man das, was ihn bewege, erkannt, bei sich Raum gegeben

*) Schiwe sitzen, die sieben Tage, welche die Juden in Trauer um einen Verstorbenen zubringen.



haben. Er befand sich ganz in demselben Wahne wie der Vogel Strauß, von dem man erzählt, daß er in der Gefahr den Kopf verstecke, um seinen ihn verfolgenden Feinden nicht sichtbar zu sein.

Elise feierte oft glückliche Stunden. Es waren jene, wo er an den Vormittagszeiten mit Marili in dem Hofe zusammen kam. Die junge Christin sprach zuweilen, wenn er nicht oder später herunter kam, ihr Bedauern deshalb aus und eine stolze Freude wie die eines Siegers, dem trotz aller ihm entgegenstehenden Hindernisse ein schweres Werk gelungen, schwellte Elise's Herz. Würde sie ihn vermißt haben, wenn er ihr unwerth erschienen wäre?

Seine Unterhaltung war jederzeit anregend für sie, denn er sprach von Dingen, die ihr Denken und Empfinden gleich stark in Anspruch nahmen, er wußte aus der Tiefe seines Herzens zu reden und einen verwandten nachklingenden Ton in dem ihren anzuschlagen.

Freilich mangelten ihm jene aus dem prächtigen Treiben am Kaiserhofe entnommenen Lichtbilder, von denen Quirin so gut zu unterhalten und zu fesseln verstand, aber Marili besaß ein zu einfaches Gemüth, um diese nur die Phantasie in Anregung versetzenden Schilderungen, die dem Fühlen auch gar kein Recht einräumten, als einen dauernden Genuß zu betrachten, die sanfte Art und Weise Elise's gab dagegen dem, wovon er sprach, und was fast jederzeit neu für sie war und Verstand und Herz zugleich in Anspruch nahm, einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Von besonderem Eindrucke war der Inhalt einer solchen Stunde für sie gewesen. Elije hatte ihr von der schweren Schmach erzählt, welche sein Volk hinsichtlich der Einpferchung in Ghettos unterlag. Die Milde des die Juden schützenden Kaisers Ferdinand II. hatte es nicht zugegeben, daß dergleichen Einfriedigung auch auf der Wiener Gemeinde laste.

Elije war warm geworden in seiner Schilderung, der Schmerz hatte ihn ergriffen, als er von diesen heiligen und doch auch zugleich unheimlichen Oertern, den Schauplätzen der Leiden und Freuden seines Volkes erzählte. Er schloß die Schilderung von den Leiden mit den Worten:

„Es wird erzählt in der Bibel, daß der hochgelobte Gott den Erzengel mit flammendem Schwerte an den Eingang des Paradieses stellte, dem daraus vertriebenen ersten Menschenpaare die Rückkehr in den Ort des Glückes zu wehren. Ein solcher Engel steht auch am Eingange der Ghetto's, er hält die heiligsten Rechte der Menschen von den Bewohnern dieser Orte fern. In ihnen ist der Schmerz ein großes Ganzes, denn wie der eine, so ist der andere der hier Lebenden rechtlos, aber der hochgelobte Gott ist auch ein gnädiger Gott, darum hat er den armen von den Rechten Ausgeschlossenen einen Sonnenschein verliehen, der Allen seine Wonne mittheilt.“

„Einen Sonnenschein?“

„Ich will damit bezeichnen die wunderbare Segnung in den Herzen meines unglücklichen Volkes, die es als heiligstes Erbtheil mitgenommen in die Zerstreuung und

sie bewahrt mit der Angst eines rastlos über das geliebte Kind Wache haltenden Mutterherzens. Wer die Väter, Mütter und Kinder, die Greise und die jungen Männer, die Wittwen und Jungfrauen, die in den Ghettos leben, an den Schabbes- und Jontefs- (Feier-) Tagen sieht, der wird sagen, es ist ein glückliches Volk. Die Lust des Schabbes oder des Jontefs spricht aus aller Augen, auf jeder Lippe schwebt der frohe Gruß: „Gut Schabbes ... gut Jontef!“ Ist Schul aus, sitzen die Hausväter und die Frauen vor den Thüren in der Gasse, die Kinder spielen unter ihren Augen ... alles ist Leben und Freude im Ghetto ... eine Liebe, ein Fest umschlingt alle, das Leid unter dem harten Drucke hat an diesen heiligen Tagen sein Recht verloren. Erst mit dem Morgengrau des nächsten Tages kommt es wieder zur Geltung.“

Eine lange Pause folgte.

Fast schüchtern hob Marili an: „Als Christen hättet Ihr kein Leid zu fürchten. Warum wollt Ihr nicht Christen werden?“

Mit einer Heftigkeit, die seiner gewöhnlichen Milde ganz fremd war, ergriff Elije ihre Hand und fragte:

„Wenn ein römischer Christ die Frage an Euch richtete: warum wollt Ihr verharren beim Protestantismus, gegen den Feuer, Schwert und Henker wüthen, was würde Eure Antwort sein?“

Marili erschrack über diese folgerechte Entgegnung, nach einer Weile sprach sie:

„Ich würde sagen: er ist mein väterlicher Glaube, mein Herz, meine Seele in und mit ihm verwachsen ...

nur der Tod löst mich von der Gemeinschaft mit meinen Glaubensgenossen."

Elije drückte schnell einen Kuß auf ihre Hand.

„Mein Himmel, was thut Ihr?"

„Ich danke Euch für diese Antwort, Fräulein," redete Elije ... „sie ist auch die meine auf Eure Frage an mich. Wie unglücklich muß sein ein Mensch, dessen Glaube nicht mehr werth ist als ein mit Geld bezahltes Gewand! wo ist sein Gott? im Himmel oder auf Erden? er hat keinen mehr. Wem gehört sein Herz? ihm selbst nicht mehr, der Abtrünnige hat es weggeworfen und mit ihm sein Glück, seinen Frieden. Ich bin ein armer verachteter Jude, aber ich gebe meinen Gott und mein Herz nicht hin um alle Schätze der Erde ... ohne den hochgelobten Gott meiner Väter würde ich sein ein Schilfrohr ohne Halt, ohne das Herz könnte ich nicht ... lieben und giebts einen größeren Reichthum für den Reichen dieser Welt, als ein Herz voll Liebe, das mit ihm stirbt, während seine Ehren wie welke Grashalme um ihn her fallen und sein Mammon in andere Hände übergeht!"

Marili war tief gerührt von der Entgegnung Elije's.

„Verzeiht mir, wenn ich Euch gekränkt habe," sagte sie ... „ich wollte es nicht und bereue mein Ungeschick. Denkt nicht Schlimmes von mir. Rechnet es der Gewohnheit zur Last, die in den Augen der Christen das Judenthum verketzert, es ist mir früher so gelehrt worden und die falsche Lehre hat sich fest in mein Gedächtniß geprägt. Ich bitte Euch, guter Elije, vergeßt mein Vergeh'n an Euch, laßt mich nicht unter dem Selbst-

vorwurfe bleiben, daß ich in Euch ein edles Herz verkannte."

„O Gott meiner Väter!" rief der junge Lehrer aufwallend ... „sie fleht mich an um Vergebung! mich, den verachteten Juden ... mich, der sie anschaut mit den Augen eines ehrfurchtsvollen Bewunderers, der sich ihr naht mit einem Herzen, dem sie als das verkörperte Hohelied Salomonis erscheint!"

Elije war in eine so große Selbstvergessenheit gerathen, daß er das Herannahen des ehrwürdigen Nehemias nicht bemerkte. Indeß dieser, der keine Ahnung von seiner Begeisterung hatte, begann zu sprechen und sogleich verstummte Elije voller Schrecken und benutzte den nächsten passenden Augenblick, um sich zu entfernen.

Von dieser Stunde an datirte sich in Marili's Herz ein Zwiespalt, dessen sie nicht Meisterin zu werden vermochte und der eben desto tiefer in ihre Seelenruhe eingriff, als er einen Kampf zwischen von Geburt an eingesogenem und demnach mit ihrem Denken eng verwachsenen Vorurtheil und einen Sinnenreiz bei ihr veranlaßte, welcher Letztere ihr eben so neu und ungewöhnlich war, als jenes das Vorrecht der unbestreitbarsten Verjährung für sich hatte.

Marili's Sehkraft war im steten Fortschreiten begriffen, die ihren Augen sich vorstellenden Gegenstände glichen nicht mehr undeutlichen in der Form verschwimmenden Figuren, sie hatten Festigkeit, Abrundung gewonnen und allmählig erhielten sie auch ihre besondere Färbung. Marili unterschied nun nicht nur die Figuren, welche sich ihr vorstellten, als vollkommen deutlich ausgeprägte Bilder,

sondern auch Licht und Schatten in deren Aeußeren und ermangelte diese Fähigkeit auch noch der Vollkommenheit, so verbesserte sich diese doch täglich. Um den übermächtigen, die junge Sehkraft leicht verletzenden, Eindruck des Lichts zu mildern, trug sie auf Anordnung Ben Jonathan's ein dunkles Schleiergewebe vor dem Gesicht. Dies hinderte sie indeß nicht, den großen Unterschied wahrzunehmen, welcher zwischen Quirin und Elise in der äußeren Persönlichkeit stattfand. Dieser Unterschied trat zu auffallend hervor, um dem jungen Mädchen zu entgehen.

Wie sehr mußte Elise vor der männlich-schönen Erscheinung Quirin's in den Hintergrund zurücktreten!

Das enganliegende schwarze lange Gewand, das den jungen jüdischen Lehrer bekleidete, machte seine ohnehin hagere Gestalt noch viel hagerer und erhöhte den Ausdruck der Kränklichkeit auf seinem blassen Gesichte. Er besaß keine äußerliche Eigenschaft, dem Blicke eines jungen Mädchen angenehm zu erscheinen. Der Umgang mit ihm war jedoch bei Marili Gewohnheit geworden, denn in den Tagen ihrer Blindheit hatte er sich bemüht, durch seine Erzählungen ihr Zerstreuung zu verschaffen und das dankbare Gefühl für diese Wohlthat würde es nicht zugelassen haben, daß sie nun, wo sie sehen konnte, sich von ihm gewendet hätte, aber sie fühlte auch keine Spur einer andern Neigung für ihn.

Dagegen hatte Quirin in ihren Augen außerordentlich gewonnen.

Die vertrauliche Weise seines Benehmens gegen sie besaß etwas ihrem Bewußtsein Schmeichelndes, seine Umgangsmanier verstand es, jede Schranke, welche Rang

und Reichthum so gern und mindestens andeutungsweise in alle Verhältnisse mischen, fern zu halten. Sie fühlte es, daß er um ihrentwillen kam und so wenig Hang Marili auch zur Eitelkeit in sich trug, so war sie doch nicht unempfindlich für diese Ueberzeugung, sie gab ihr gewissermaaßen einen höheren Selbstwerth.

Mit der Wiederkehr ihres Augenlichtes drängte sich auch das Bild seiner angenehmen Persönlichkeit in ihre Phantasie.

Er war ein schöner junger Mann; Elise in seinem dunklen, einfachen Gewande und mit seinem unscheinbaren Aeußeren verging neben ihm wie Schatten. Quirin glich dem fröhlichen Leben, wie es sich in hellen bunten Farben durch's Auge in's Herz stiehlt und was noch ganz besonders dazu beitrug, ihn in Marili's Augen anziehend erscheinen zu lassen, war Schön=Vögele's öftere Erwähnung seiner, woran sich des ehrwürdigen Nehemias großes Lob für ihn, unterstützend und zugleich bestimmend, anschloß. Nichts bewirkt einen tieferen Eindruck auf unsere Neigungen, als wenn auch das Ohr mit Aug und Herz in einen Bund tritt, um einen gewissen Gegenstand in unserem Denken und Fühlen gleichsam dauernd zu machen, selbst frühere Abneigung und Widerwille für denselben werden oft dadurch so allmählig verwandelt, daß sie sogar bis zur Liebe, zur festesten Anhänglichkeit und Parteinahme gesteigert werden können.

Aber Marili besaß auch eine Eigenthümlichkeit, die entscheidend ihr Wesen beherrschte. Ihr Gemüthsleben, ursprünglich bei ihr eine eigene reiche Welt, in die sie gern flüchtete, wenn sie sich von den sie umgebenden

Dingen nicht besonders angesprochen fühlte, durch ihre Erziehung und ganz besonders noch durch ihre Erblindung ausgebildet, basirte sich auf einen Ernst, der einem Hauche gleich ihr ganzes Wesen überbreitete. Dieser Grundton, das Salz ihrer geistigen Existenz, fand trotz aller Liebenswürdigkeit Quirin's doch keine tiefgehende Anregung.

Seine Unterhaltung verflüchtigte sich in für andere weibliche Gemüther höchst anziehenden Reflexionen über das Hofleben und das Treiben der vornehmen Welt, die für den Augenblick sogar auch Marili's Interesse erregten, indeß der Eindruck davon verwehte allzuschnell, eine unausgefüllte Lücke blieb in ihrem Gemüthsleben zurück. Sie war sich dieses Widerspruchs bewußt, aber fern davon, ihm die Schuld daran aufzubürden, vielmehr machte sie sich den Vorwurf, daß ihr noch das rechte Verständniß zur Würdigung dieser Dinge fehle, die ihr ja im Augenblicke, wo er von ihnen erzählte, selbst sehr angenehm erschienen. Sie empfand sogar Schaam, daß Schön-Vögele begeistert davon sein konnte, während sie es nicht war.

Jetzt auf einmal ward alles klar, alles licht in Marili's Seele, nachdem sie mit Elise geredet hatte vom Wechsel der religiösen Ueberzeugung. Der Ton, welcher in ihrem Gemüthe bisher ihr gemangelt hatte, weil er unberührt schlummerte, war plötzlich erweckt worden. Aus Elise's Herzen war er in das ihre hinein geklungen. Sie erstaunte, sie wollte es sich nicht Wort haben, daß es so sein könne, und doch mußte sie sich die volle Wahrheit zugestehen, daß der arme verachtete Jude, zu edel an einem Verrathe seines väterlichen Glaubens in der

Begeisterung für denselben, ihr zugleich ein Geheimniß seiner Seele entschleiert habe, das unter keinen andern Umständen seine Lippen überschritten haben würde .... ein Geheimniß dessen Mittelpunkt sie war.

Es hatte sie ungemein überrascht, aber nicht widerlich. Elise verdiente die aufrichtigste Hochachtung, sie durfte sich nicht schämen, ihm diese zu erweisen, denn darin allein konnte die einzige Sühne bestehen für die von ihr seinem edlen Herzen zugefügte Kränkung.

Jetzt erst ward es ihr zum deutlichen Verständniß, daß Verwandtes, Zusammenklingendes in ihrem beiderseitigen Wesen liege, bis jetzt hatte sie nur ein dunkles nicht klar bewußtes Empfinden davon gehabt. Seine ihr erzählten mit Wunderbarem reich durchmischten jüdischen Sagen gewannen in seinem Munde den tiefen Sinn, der ihnen ursprünglich zu Grunde liegt und hallten darum in ihrer Seele nach, weil sie mit Seele erzählt waren, ganz im Gegentheil von dem Unterhaltungsstoffe, dessen Quirin so vollkommen Meister war.

Je mehr sie darüber nachsann, wie seltsam es sei, daß Quirin keinen so tiefen Eindruck auf sie bewirkt habe, als dies von Seiten Elise's geschehen war, sah sie sich in einen Zwiespalt gegen ihr eigenes Ich verwickelt, den zu lösen sie wenigstens für jetzt noch keinen Ausweg wußte. Sie gab sich Mühe, über diesen Widerspruch ihres Herzens und ihrer Sinne Herrin zu werden, indeß dieser Versuch gelang immer nur auf kurze Zeit, nur auf so lange als Quirin anwesend war, dann aber fühlte sie die Rückkehr der unterdrückten Neigung für Elise mit

siegender Gewalt in ihrem Herzen und verbarg sie voll Angst vor dem Blicke eines Jeden.

Der ehrwürdige Nehemias, ohnehin kein Herzenskundiger, kein scharfer Beobachter auf dem Gebiete der Menschenkenntniß, war jetzt noch viel weniger im Stande, in des „Kindes“ Wesen (wie er Marili stets zu nennen pflegte), etwas aufzufinden, das mit dessen Frieden und Ruhe nicht in klarster Harmonie stand.

Seine Seele war vom schwersten Kummer bedrückt, den er jedoch sorgsam vor Marili verbarg, um sie nicht zu ängstigen.

Es war schon Anfang September, die Tage hatten an ihrer Stundenlänge abgenommen, die bunten Farben des Herbstes begannen sich schon hin- und wieder zu zeigen und vom Herrn Achatz Willinger kam noch keine Nachricht. In dieser Beängstigung wendete sich Herr Nehemias an den jungen Grafen in der logischen Voraussetzung, daß man am kaiserlichen Hofe jedenfalls die sichersten Nachrichten über den Verlauf der Kämpfe in Oberöstreich habe; aber Marili sollte nichts davon erfahren.

„Verhehlt mir nichts, Herr Graf, was es auch sei,“ bat Nehemias. „Das Schrecklichste ist diese Ungewißheit, dies Ringen zwischen Furcht und Hoffnung .... es ist ein langsamer Tod.“

Ach, die großen Erwartungen, welche er und viele Tausende seiner Glaubensbrüder auf Herrn Achatz Willinger's Oberleitung des Kampfes der oberöstreichischen Protestanten gegen die katholische Uebermacht gesetzt hatte, waren zu Anfang des Herbstes bereits in ein Stadium

des Verlorenseins gedrängt worden, wo jede Aussicht auf einen noch einigermaaßen günstigen Erfolg dieses gewaltigen Opferkampfes für eine heilige Sache schwand.

Mittels eines Gewaltschlags Linz zu erobern, in welchem die Noth um Lebensmittel schon so sehr gestiegen war, daß Pferdefleisch zur täglichen Speise der Soldaten und Einwohner gehörte und Viele der Letzteren sich auch dies ungewöhnliche Nahrungsmittel nicht verschaffen konnten, hatte Herr Achatz einen entscheidenden Sturm auf die Stadt beschlossen. Die Rollen zu diesem Trauerspiele für die Nacht vom 21. auf den 22. Juli waren an alle Führer vertheilt. Eine tiefdunkle sternenlose Nacht, an derem Horizonte schwere schwebende Meere heraufzogen, schien das Unternehmen zu begünstigen. Ein Scheinangriff auf drei Punkte der Stadt beschäftigte die bayerische Garnison, während unbemerkt ein gewaltiger Bauernhaufe zwischen dem sogenannten Schulerthürl und dem Welserthore vordrang, bei letzterem eine Bresche machte und nun wie ein überfluthendes Meer auf den Hauptplatz eindrang.

Der Sieg schien offenbar schon zur Hälfte gewonnen, denn von diesem auffallend schlecht besetzten Punkte waren dessen wenige Vertheidiger geflohen.

Mit Mark und Bein erschütterndem Geschrei raste der von dem guten Erfolge siegestrunkene Bauernhaufe heran, da aber wurden plötzlich alle den Hauptplatz umgrenzenden Häuser und Gassen zu wahrhaftigen Höllen, Geschütz- und Musketenfeuer schleuderte Tod und Verderben unter die erwarteten Feinde und die nicht unter den Kugeln fielen, fanden ihr Ende unter den Schwertern

und Spießen der nun hervorbrechenden Soldaten. Angstgeheul und Verzweiflungsgeschrei bezeichnete den Untergang des Bauernhaufe's, nur vierzig blieben am Leben und fielen in Herberstorff's Gewalt.

Das Unternehmen war gänzlich gescheitert.

„Verrath!“ schrie man im Bauernlager und in der That lag ein solcher so offenbar zu Tage, daß man nur um den Namen des Verräthers in Unkenntniß war; aber diese zerstiebte sogleich, als die merkwürdiger Weise vom Statthalter unter der Bedingung, sich nicht mehr am Kampfe zu betheiligen und in ihre Heimath zu begeben, vierzig gefangenen und begnadigten Bauern aussagten sie wollten Leib und Leben darauf verwetten, den Schwarzenbrunner-Bauer im Gefolge des Statthalters gesehen zu haben. Einen andern Kittel hätte er freilich auf dem Leibe gehabt, aber sein breites Gesicht mit dem bösen Lächeln wäre das alte gewesen.

„Verdamme Gott den Malefizbuben!“ schrie der ehrliche Vätterer ... „sein Ischariothsstreich hat uns sechshundert von unsern Brüdern gekostet. Schlagt's den Halunk todt, wo er amen in d' Händ' lauft.“

Ein allgemeiner Racheschrei stimmte diesem von Vätterer gegebenen Ausdrucke des gerechten Zornes über eine unerhörte Schandthat bei.

Ueber den Bauern war einmal der Stern des Unglücks aufgegangen und blieb fest über ihren Häuptern gebannt. Während Herr Achatz Willinger um die Scharte auszuwetzen, Anstalten zu einem neuen Sturme traf und gegen die ihn von dem belagerten Linz aus Warnungen zusendenden Stände scheinbar sich zum Friedemachen

geneigt zeigte, aber im ganzen Lande heimliche Botschaft an alle Bauernführer sendete, Jeden gewaltsam in ihre Reihen zu pressen, der das 16. Lebensjahr überschritten, traf das die Stadt Enns unter Führung Wolf Wurmb's belagernde Bauernheer ein Todesschlag. Der kaiserliche Oberst Hans Christoph von Löbel mit dem krieggeübten Liegnitzregimente und einer Reitercompagnie bemächtigte sich trotz aller Vorsicht Wolf Wurmb's der genannten Stadt und richtete ein furchtbares Blutbad unter den Bauern an.

Diese schlimmen Eindrücke schleunigst zu verwischen, ließ Herr Achatz Willinger mit Morgengrauen des 29. Juli sein Heer zum Sturme gegen Linz vorrücken. Jeder mit Streitkolben und Schwert und einem Bündel Holz ausgerüstet, in dem zum Ausfüllen des Stadtgrabens Steine eingebunden waren, begannen sie das blutige Tagewerk. Fast wollte der Sieg, mit Tausenden von Menschenleben erkauft, den Bauern zufallen, da ließ Herberstorff Pechkugeln und Pechkränze unter sie und in den mit Holzbündeln hoch aufgefüllten Stadtgraben werfen und ein Feuerstrom umraste die Stadt, die Stürmenden verbrennend.

Vor Schmerz heulend flüchteten sie, wie es ihnen möglich war, Hunderte der Ihrigen in dem Feuerstrome zurücklassend, von der Stätte des Unheils.

Ein Unfall folgte dem andern, jede weitere Unternehmung der Bauern schlug fehl, überall wüthete der Mord und in heller Lohe gingen viele Ortschaften auf. Auf den Ruf der kaiserlichen Commissaire kam auch Oberst Preuner, mit seiner Soldateska bisher an Böhmens

Grenze stehend, herbei und ihm und Oberst Löbel vermochten die Bauerncorps, mit welcher Verzweiflung sie sich auch schlugen, nicht zu widerstehen; Freistadt, Ebelsberg und eine Menge anderer Orte gingen ihnen verloren. Von Linz aus, wo die Bauern noch wie schwere Wetter den Horizont der Stadt einengten, war Herr Achatz dem Oberst Löbel mit einigen Tausenden seiner schwarzen Bauern entgegen geeilt, um diesen gefährlichen Gegner zu vernichten. Mit einem Muthe, der eines besseren Lohnes würdig gewesen wäre, stürzte er sich, seinen Genossen ein Beispiel gebend, mitten unter die kaiserlichen Truppen, der Kampf war entsetzlich und unheilsvoll. Tausend Bauern deckten als Leichen die Wahlstadt, eine große Wiese bei Gschwendt, Wolf Wurmb fiel in Gefangenschaft und mit zerschossener Hand mußte Herr Achatz dem Treffen entfliehen.

Gleich darauf fiel Steyr und Wels in der Feinde Gewalt, das Unglück schritt mit eisernen Tritten einher und das die Stadt Linz sechszehn Wochen lang belagernde Bauernheer zog in der Nacht des 30. August von dannen, sich in verschiedene einzelne Haufen theilend, um wo möglich unter günstigeren Umständen wieder in den Besitz der verlorenen Orte zu gelangen.

Das Machland- und Mühlviertel waren von den kaiserlichen Truppen Löbels und Preuners mit Gewalt in den Ruhestand versetzt worden, und die Hoffnung auf Rückkehr des Friedens begann trotz der noch herumziehenden Bauernhaufen, unter denen der des „Studenten“ durch die Kühnheit seiner Angriffe und seine Ausdauer im Kampfe einen gefürchteten Namen sich errungen, in

aller Herzen Platz zu greifen, denn zu Linz tagte der oberöstreichische Bauernausschuß und verhandelte mit den kaiserlichen Commissarien über die Bedingungen zum Friedenswerke.

Am Hofe zu Wien freute man sich dieser Errungenschaft doppelt, denn nicht nur jubelte die dem Protestanten todtfeindliche Partei über die Vernichtung der Ketzerei, weil nach allen diesen siegreichen Vorgängen selbst der mildeste Friede die gänzliche Ausrottung protestantischer Lehre in dem mit so viel Blut abgerungenen Lande als unumstößlich gewiß aufstellte, sondern man freute sich im Stillen, daß zur Unterdrückung dieses Aufstandes nur eben kaiserliche Truppen verwendet und dadurch dem bereicherungssüchtigen bayerischen Kurfürsten die Möglichkeit entzogen worden sei, durch sein Einschreiten dem Kaiser schwere Entschädigungen abzuverlangen, da doch sein ganzes Streben, wie man recht gut durchschaute, auf nichts Geringeres hinaus lief, als das schöne Land ob der Enns gelegentlich Bayern einzuverleiben.

Der ehrwürdige Nehemias schien bei Anhörung dieser von Quirin ihm mitgetheilten Ereignisse, welche das Todesurtheil des Protestantismus in sich schlossen, geistig und körperlich gelähmt. Er bedurfte einer langen Erholung von dieser entsetzlichen Nachricht, dann aber brach der greise Mann in Thränen aus und die Hände empor streckend, rief er mit dem Propheten Jeremias:

„Heule, o Hesbon! denn Ai ist verstöret. Schreiet, ihr Töchter Rabba! und ziehet Säcke an, klaget und laufet auf den Mauern herum: denn Malchom wird gefangen weggeführet, sammt seinen Priestern und Fürsten.“

Marili hatte nichts von dieser Hiobspost gehört, sie war bei ihrer Freundin Schön-Vögele in der Wohnung deren Vaters.

„Soll Marili von dem Unglück erfahren?“ fragte Quirin.

„Ich weiß es nicht ... ach, mein Gott, ich weiß es nicht,“ stöhnte der greise Mann, während ihm die Arme schlaff an den Seiten seines Körpers herabfielen. „So großes entsetzliches Unglück ist zu schwer für ihre junge Seele und doch ... und doch wird es sein müssen. Sie hat als Kind ein heiliges Recht Alles zu wissen, was ihren Vater angeht. Es wird ihr das Herz brechen, wenn sie es erfährt. O, wie passet auf uns Protestanten des Jesaiä Rede:“

„Darum ist das Recht ferne von uns und wir erlangen die Gerechtigkeit nicht. Wir harren auf das Licht, siehe, so wird es finster, auf den Schein, so wandeln wir im Dunkeln.“

Eine lange Pause folgte.

Quirin war von dem gewaltigen Schmerze des Greises tief gerührt, er fühlte, daß solchem Wehe gegenüber Schweigen zieme, hier wäre jeder Trost unzeitig gewesen, großem, ein Menschenherz zermalmendem Leide gebührt unter allen Verhältnissen der Zoll der Ehrfurcht, denn das Unglück trägt eine Ehre in sich, vor der sich nicht selten die rohesten Seelen beugen.

Ohne daß sie es bemerkt hatten, war Marili leichten Schrittes über den Hof gekommen und trat nun ein. Ihr erster Blick auf Nehemias und Quirin sagte ihr, daß hier etwas Ungewöhnliches geschehen sei, denn in

Quirin's Miene las sie die größte Bestürzung und Nehemias verhüllte, als er sie sah, mit beiden Händen, sein Gesicht.

„Gott im Himmel, was ist hier vorgegangen?“ fragte sie zum Tod erschrocken.

Quirin deutete auf Nehemias, er hatte nicht den Muth, ihr zu antworten.

„O, mein väterlicher Freund, bin ich denn nicht mehr Eures Vertrauens würdig?“ fragte Marili den Greis. „Was habe ich denn Schlimmes gethan, daß Ihr mich ausschließet von der Theilnahme an allem, was Euch begegnet?“

„Ach, wäre ich's allein, den der Blitzstrahl des Unglücks träfe ... wie gern wollte ich zur Grube niederfahren belastet mit dem Entsetzlichsten, was eines Menschen Herz treffen kann; aber ich bin es nicht allein ... Du ... wir alle ... viele Tausende unserer Glaubensgenossen mit uns. Ja, wir können mit Hiob klagen:“

„Daß meine Seele wünschet erhangen zu sein und meine Gebeine den Tod!“

„Herr Gott!“ ... stammelte Marili im höchsten Schreck erbleichend.

Quirin fühlte sich dadurch bestimmt, das bange tödtliche Schweigen zu lösen, um die qualvolle Angst der Ungewißheit von ihr zu nehmen. Er sagte ihr Alles.

„Ja, das ist Tod,“ sprach sie dann mit leiser Stimme, fast erdrückt von der furchtbaren Nachricht ... „und mein Vater? ... habe ich nur darum das Augenlicht wieder erhalten, ihn nicht wiedersehen zu sollen!“

Quirin war so tief erschüttert von diesem Ausdrucke eines Schmerzes, welcher sich selbst vergaß und nur des Schicksals ihres Erzeugers gedachte, daß er, ihre Hand ergreifend, rief:

„Marili, vergeßt nicht, daß Ihr unter allen Umständen an mir einen Freund haben werdet, der Euch nie verläßt. Jetzt erst, wo tiefer Kummer Euch so nahe getreten ist, bekenne ich es vor Gott und diesem ehrwürdigen Manne, daß ich mit vollem Herzen Euch liebe, für Euch sorgen und wie es auch komme, fest an Euch halten will.“

Nehemias rief mit erhobener Stimme: „Gott hat uns einen Freund erweckt in der großen Betrübniß.“

Marili antwortete nichts, sie ließ ihm ihre Hand. Nach einer Weile sprach sie schwer:

„Laßt mir Zeit zur Erholung ... ach, ein Himmel ist über mir zusammengestürzt und hat mich unter seinen Trümmern begraben.“

Auf einen Sessel niedersinkend, verhüllte sie mit beiden Händen ihre Augen, sie hörten sie weinen. Nehemias bemerkte gegen Quirin: „Diese Thränen sind ein Segen für sie.“

Sie sprachen leise miteinander über das, was nun geschehen müsse. Der Jörg sollte eine abermalige Wanderung antreten nach dem Lande ob der Enns und über Herrn Achatz Schicksal Erkundigung einziehen, ihn, wenn er noch am Leben, aufsuchen und bei ihm anfragen, was nun zu thun sei? denn daß für einen Mann, der das Haupt eines Aufstandes gegen Kaiserliche Majestät gewesen, kein Bleibens mehr in seiner Heimath sei, war

voraussichtlich. Quirin stimmte dieser Ansicht bei, Gewißheit mußte die einzige Richtschnur des weiteren Handelns geben. Er wiederholte dem Greise das Versprechen seines unverbrüchlich treuen Zusammenhaltens mit ihnen.

Als Marili sich erhob mit thränennassem Antlitz, sprach sie zu Quirin, ihm die Hand reichend:

„Der Schmerz macht arm und ich bin es nun. Daß Ihr, dem das Leben seine vollen Blumen bietet, noch der Armen gedenket, spricht für Euer edles Herz ... ich danke Euch dafür."

„Marili!" rief Quirin in großer Aufregung .... „Euer bin ich für's ganze Leben!"

„Amen!" klang es von des ehrwürdigen Nehemias Lippen.

V.

Vierzehn Tage später trug man sich in der Hofburg zu Wien mit dem Gerüchte, es seien Verzweigungen zwischen den protestantischen Rebellen Oberöstreichs und einem in der Judenstadt ansässigen Juden entdeckt und dieser in Haft genommen worden.

Obwohl es zu den interessantesten Aufgaben vieler Personen am Hofe gehörte, Unterhaltungsstoff einzusammeln, um sich in den Gesellschaften gesucht zu machen, so waren doch merkwürdiger Weise die angestellten Versuche hinsichtlich dieses Gerüchtes vergeblich, ein trotz aller Mühe nicht zu lüftender geheimnißvoller Schleier überbreitete dasselbe! —

Noch viel mehr wurde die Neugier erregt, als man sich erzählte, daß der Geheimraths-Referendar, Graf Quirin von Herberstorff, plötzlich zum Kaiser beschieden worden sei. Welcher Grund diesen kaiserlichen Befehl veranlaßt habe, darüber blieb man natürlich in vollkommener Unwissenheit, aber den unermüdlichen Nachspürungen war es gelungen, von den in der kaiserlichen Vorkammer sich aufhaltenden Dienern zu erfahren, daß

Pater Lamormain zu gleicher Zeit bei Sr. Majestät anwesend gewesen und der Geheimraths-Referendar, als er nach ohngefähr dreiviertel Stunde das kaiserliche Gemach verlassen habe, todtenfahl im Gesicht gewesen und ganz verstört gleichsam im Sprunge die Vorkammer durchrannt habe.

Ob dies Ereigniß mit jenem Gerüchte in Verbindung zu setzen sei, blieb unbekannt, gewiß war nur, daß der junge Graf Herberstorff ein Woche lang nicht seine Wohnung verließ, was auf die Vermuthung leitete, der Kaiser habe ihm die Strafe der Zimmerhaft auferlegt. Jedenfalls mußte Graf Quirin in einen gefährlichen Conflict mit dem einflußreichen Beichtvater des Kaisers gerathen sein und diese Annahme wurde die allgemeine, als man erfuhr, daß der Beichtvater der Kaiserin, der Pater Lucas Ermenii, mehrere lange Besuche bei ihm gemacht habe.

Indeß verloren diese Vermuthungen bald an Interesse, als eine Neuigkeit ganz besonderer Art auftauchte, nämlich daß die Tochter des oberöstreichischen Rebellen-Oberhauptmanns, Achatz Willinger von der Au, im Hause ihres Oheims, des kaiserlichen Rathes, Herrn Wisendo von Wiesenburg, sich aufhalte. Diese Nachricht war ganz darnach, das allgemeine Erstaunen rege zu machen. Um dieses junge Mädchen, das nur sehr Wenige von Angesicht sahen, denn dessen Oheim, der genannte kaiserliche Rath, hütete es wie ein schweres Geheimniß, bildete sich schnell ein wirrer Knäuel von allerlei Fabeln, welche müssige Hofleute erfanden, das räthselhafte Vorhandensein einer Protestantin in einem, von den beiden Beicht-

vätern des Kaisers, Lamormain und Weingärtner, oft besuchten katholischen Hause zu erklären. Zu dem Nimbus dieses Räthsels gehörte die Schilderung, die Diejenigen, welche diese Verwandte des kaiserlichen Rathes gesehen hatten, von derselben entwarfen. Man nannte sie eine Schönheit, welche durch tiefe Trauer einen eigenthümlichen wunderbaren Reiz ausübe.

Was ihre Bestimmung im Wiesenburgschen Hause sei, konnte man freilich nicht entziffern, nahm aber, und das mit gutem Grund, an, ihre Katholisirung sei ein Hauptzweck ihres Aufenthalts daselbst. Ob dies ein freier Entschluß von ihr sei, um dadurch eine Milderung des ihren Vater als Rebell sicher treffenden Urtheils und Abwendung der stets mit solchen Verurtheilungen Hand in Hand gehenden Besitzthums-Confiscation zu erringen oder ob sie gezwungen sich hier befinde, blieb ebenfalls unbekannt.

Nur wenige Personen wußten um die Ursache dieser sonderbaren Vorkommnisse, und diese waren: der Kaiser, seine Beichtväter nebst dem der Kaiserin, der kaiserliche Rath, Herr von Wiesenburg und seine Gemahlin. Erst später erlangte auch Fräulein Gräfin Perbettura von Paar Kenntniß dieser für alle Anderen Geheimniß bleibenden Vorgänge, die, scheinbar nicht zusammen gehörend, doch nur einem einzigen unbedeutenden Umstand entsprungen und somit eng in einander greifende Wirkungen oder Folgen desselben waren.

Der von dem ehrwürdigen Nehemias auf Kundschaft nach seines Herrns Schicksale ausgeschickte Jörg fiel unglücklicher Weise unter den Säbeln der Reiter des

Obersten Löbel und bei der Plünderung seiner Leiche fand man einen von Nehemias an Herrn Achatz Willinger, für den Fall, daß er ihn noch am Leben finde, geschriebenen Brief. Auf Grund desselben, den der Oberst sofort nach Wien sandte, geschah eines Nachts in aller Stille die Haftnahme aller Personen im Ben Jonathans Gehöfte. Nur Schimme allein hatte sich gerettet. Seine Leichtfüßigkeit und die genaue Kenntniß der Oertlichkeit entzogen ihn der unsanften Bekanntschaft mit der zu diesem nächtlichen Coup kommandirten Mannschaft der Burgplatzwache.

Einige der traurigen Gefängnisse im rothen Thurme nahmen die so unerwartet dem süßen häuslichen Frieden Entrissenen auf, welche voll Angst einem Schicksale entgegen sahen, das mit so gewaltsamer Maßregel begonnen, jedenfalls ein sehr trauriges sein werde.

Gegen alle damalige Gewohnheit, der zufolge man den Gefangenen erst durch lange Einkerkerung mürbe zu machen pflegte, ehe man ein Verhör mit ihm anstellte, erschien schon am nächsten Morgen der kaiserliche Beichtvater, Pater Lamormain, zur Vernehmung der Verhafteten. Ben Jonathan und die Seinigen wurden ihm zuerst vorgeführt. Des Judenarztes Aussage war so klar, daß der Pater, ein trefflicher Menschenkenner, die vollständigste Ueberzeugung in sich faßte, daß keine Schuld irgend einer Verbindung mit den oberöstreichischen Protestanten auf ihn laste. Ben Jonathan hatte nichts verschwiegen, es galt die makelloseste Wahrheit, um Unglück von sich und seiner Familie abzuwenden. Er hatte deshalb auch von der durch Graf Quirin geschehenen Lebens-

rettung seines Sohnes Elises erzählt und wie seitdem dieser vornehme Christ oft sein Haus besucht habe, indem er mit dem ehrwürdigen Nehemias und dessen Herrentochter bekannt geworden wäre.

Pater Lamormain hatte mit einer Seelenruhe zugehört, die durchaus keine Spur des Erstaunens wies, in der Person des laut dem bei Jörg gefundenen Brief des greisen Nehemias Erwähnung geschehenden aber nicht mit Namen genannten jungen vornehmen Herrn am Kaiserlichen Hofe, welcher in seinem innersten Herzen ein guter Protestant sei, den Geheimraths-Referendar, Grafen Quirin von Herberstorff, bezeichnet zu finden.

Eben dieser Passus im erwähnten Schreiben war die Ursache, daß der kaiserliche Beichtvater diese Angelegenheit selbst in die Hand nahm. Es galt, wie er glaubte, einer Verrätherei unter der Maske der abscheulichsten Heuchelei auf die Spur zu kommen und die nöthige Beobachtung mancherlei Rücksichtnahmen, die die Entdeckung eines solchen Geheimnisses, das vielleicht noch in mannigfaltigen nicht geahnten Verzweigungen bestand, erfordern konnte, traute er nur sich allein zu.

Indeß als ihm Nehemias, Marili und deren Dienerin Eva vorgeführt wurden, gelangte der Jesuitenpater schnell zu der Ueberzeugung, daß der geahnte Hochverrath sich lediglich auf eine Leidenschaft des jungen Grafen basire, vielleicht nur eine schlaue Maske desselben gewesen sein könne, um Marili zu gewinnen.

Der Jesuitismus ist jederzeit vergebungsreich für menschliche Schwächen und es fiel dem welterfahrenen Pater durchaus nicht als etwas Außerordentliches auf,

daß ein junger Edelmann von Marilis Reizen sich mächtig angezogen gefühlt habe, wenngleich er der Verlobte eines der schönsten und bewundertsten Hoffräuleins sei. Dergleichen heimliche Sünden waren trotz der großen Kirchlichkeit am Kaiserhofe nicht selten.

Weniger angenehm war dem Hochwürdigen die Ueberzeugung von dem kampffertigen widerhaarigen protestantischen Geiste, welcher den greisen Nehemias beseelte. Dieser hochbejahrte Vertreter der lutherischen Lehre vergaß im Eifer für die unantastbare Heiligkeit und Wahrheit seines Glaubens ganz die unglückliche Situation, in welcher er sich befand. Indeß hatte auch dies geharnischte Auftreten des ehrwürdigen Nehemias sein Gutes. Pater Lamormain, ein Mann der trefflichsten Combination und einer unvergleichlichen Logik, fand es als gar nicht besonders verwundernd, wenn ein junger von Liebe verblendeter Katholik unter solchem Einflusse, wie er von Nehemias unbedingt ausgegangen war, wankend in seinem Glauben geworden. In wie weit sein Abfall gediehen, mußte erforscht werden.

Ben Jonathan und die Seinen erhielten zu ihrer größten Ueberraschung nach Ende der Vernehmung ihre Freiheit unter der eingeschärften Bedingung, das tiefste Stillschweigen über ihre Haftnahme, so wie über das mit ihnen angestellte Verhör zu beobachten. Die Selbsterhaltung legte ihnen diese Bedingung ohnehin als heiligste Pflicht auf, es bedurfte nicht erst der ernsten Drohung, um sie ihnen unvergessen zu machen.

Dieser Vernehmung folgte noch am selben Tage der Befehl an Graf Quirin, sofort sich in der Vorkammer

Sr. Majestät einzufinden. Nur etwas ganz Ungewöhnliches konnte dieser Forderung zum Grunde liegen.

Quirin erlebte eine Scene, die ihm fast das Blut stocken machte.

Der Kaiser befand sich im heftigsten Zorne, Pater Lamormain machte den Vermittler zwischen dem in tiefster Seele von dem Gedanken, in Quirin einen Abtrünnigen vor sich zu sehen, aufgeregten Herrn und dem mit dessen Vorwürfen Ueberhäuften. Als Quirin entlassen wurde, hatte ihm der Kaiser die Wahl gestellt, entweder sich eines Besseren zu besinnen und zum Zeichen, daß dies sein Ernst sei, noch im Verlaufe des Herbstes die eheliche Verbindung mit Gräfin Perbettura von Paar zu schließen oder den Hof und das kaiserliche Land für immer zu verlassen. Vorläufig sollte ihm eine Zimmerhaft von unbestimmter Frist die nöthige Muse zum Nachdenken über diese Wahl verschaffen.

„Ich hoffe, Herr Referendar, bald das Vergnügen zu haben, Sr. Majestät den Kaiser in Rücksicht einer vernünftigen Entscheidung von Eurer Seite um Aufhebung der über Euch verhängten Haft Vorstellung machen zu können," sprach der einflußreiche Beichtvater, welcher Quirin durch die kaiserlichen Gemächer zurückführte.

Aber Jener war von der Scene, die er so eben durchlebt, so tief erschüttert, daß er die Antwort auf des Paters Zusprache schuldig blieb. War es wirkliches Mitleid, welches der Hochwürdige für ihn, den vom Schrecke Erbleichten, empfand oder wollte er ihm die Wahl, wie sie gewünscht wurde, leicht machen, er ergriff seine Hand und sprach freundlich zu ihm:

„Der aufbrausenden Jugend muß man viel verzeihen, will man nicht den Vorwurf der Härte auf sich laden. Ich habe diesen Grundsatz als einen unabänderlichen in mir festgestellt und er kommt Euch zu Gute. Ich verdamme Euch nicht, daß Euch die Leidenschaft zu einem schönen Mädchen verführte, vielleicht würden viel Stärkere als Ihr in dieselbe Schwäche verfallen sein, nur kommt alles darauf an, daß man wieder zur rechten Zeit von dem Abwege umkehrt, die Vernunft sprechen läßt und der Leidenschaft Meister wird. Darauf, Graf, gründet sich unsers Herrn und Heilands Ausspruch, es werde über einen Reuevollen, Wiedergefundenen, mehr Frohlocken im Himmel sein, als über neun und neunzig Gerechte. Es ist unmöglich, eine größere Weisheit und zugleich vollkommenere Wahrheit in weniger Worte zu fassen, nur die tiefste Kenntniß des schwachen Menschenherzens vermochte diesen trostreichen Ausspruch zu thun. Die Leidenschaft ist die größte Feindin unseres Selbsts, sie macht uns ungerecht, nicht allein gegen unsre eigne Ehre, sondern ungerecht gegen Andere, deren Ehre sich uns vertraut hat. Ich will es Eurer Prüfung allein überlassen, ob Ihr glaubt, es je verantworten zu können, Eure Verlobte, Gräfin Perbettura, durch einen öffentlichen Bruch mit ihr, dem Gespötte des Hofes preisgegeben zu haben."

Quirin zuckte unwillkürlich bei dieser Bemerkung Lamormains zusammen.

„Bedenket, mein lieber junger Freund, daß Ihr da eine Verpflichtung zu erfüllen habt, die Ihr nicht abweisen könnt, ohne schwere Verschuldung auf Euch zu laden," fuhr Pater Lamormain fort zu sprechen.

„Ich mache Euch auch aufmerksam, daß ältere Verpflichtungen unter allen Umständen bindender sind, als neu und noch dazu in einem Rausche eingegangene. Mein Vertrauen in Eure Ehrenhaftigkeit ist so fest, daß ich die Ueberzeugung habe, Ihr werdet Euch in diesem Punkte leicht zurecht finden. Was Eure Hinneigung zu dem Protestantismus anlangt, so scheint sie mir um so verzeihlicher, da sie ja nur die nöthige Leiter gewesen, das Ziel Eurer Wünsche zu erreichen. Bei ganz ruhiger Stimmung werdet Ihr zu der Einsicht kommen, daß es nur eine im ... Paroxismus der Leidenschaft geschehene Vergessenheit war, zwischen Euch, dem Sohne einer alten erlauchten Familie und der Tochter eines Rebellen, der seine Vermessenheit mit seinem Kopfe büßen wird, eine Verbindung als möglich zu denken. Erinnert Euch, daß Ihr einen Freund in mir habt, der, um Euch der üblen Lage zu entziehen, in welche Ihr durch übersprudelndes Temperament gerathen seid, Euch die Hand bietet ... ja, ich sage es Euch vorher, daß Se. Majestät der Kaiser nicht anstehen wird, den vom Irrpfade Zurückgekehrten seine volle Gnade wieder zuzuwenden. Von welcher Bedeutung dies auf dem Wege eines jungen Staatsmannes ist, brauche ich Euch nicht zu sagen. Geht mit Gott, mein lieber junger Freund und trefft die Entscheidung über Euer eignes Wohl und Wehe."

Bei ruhigerem Nachdenken, das freilich nicht sogleich erfolgte, denn die Aufregung in Quirins Seele war zu gewaltig, um sich schnell mindern zu können, mußte er sich gestehen, daß er über Pater Lamormains Charakter, so wie er sich ihm jetzt gezeigt hatte, in einem vollstän-

digen Irrthume sich befunden habe. Er hatte ihn für einen Mann voll anmaßendem geistlichen Stolz gehalten und gerade das Gegentheil in ihm gefunden. Es war unmöglich, daß Jemand väterlicher und freundlicher zu ihm sprechen konnte.

Welchen Vortheil durfte denn der ohnehin so hochstehende kaiserliche Beichtvater für sich davon erwarten? Quirin fand keinen andern Bewegsgrund in dieser Freundlichkeit des einflußreichen Paters, als den ihn beseelenden Drang, der katholischen Kirche eine Seele nicht verloren gehen zu lassen. Darin war nichts Tadelnswerthes.

Aber welcher Wandel der Vorkommnisse in dem kurzen Zeitraume von noch nicht vollen vierundzwanzig Stunden!

Erst gestern Abend noch war Quirin in Ben Jonathans Hause zu Besuch gewesen und heute ... was war heute ihm, Marili und dem ehrwürdigen Nehemias geschehen? welches Schicksal hatte diese Beiden getroffen? wo waren sie heute?

Quirin fühlte sich im höchsten Grade wegen ihres Looses beunruhigt. Der Gedanke folterte ihn, daß der religiöse Haß ihrer Gegner ihnen Schlimmes zugefügt haben könne und doch, wenn er sich an die ihm gewordene Freundlichkeit des kaiserlichen Beichtvaters erinnerte, tauchte die Hoffnung in ihm auf, daß man schon seinetwillen gegen sie nicht mit Härte verfahren sein werde. War der hochbetagte Greis denn irgend Jemand furchtbar? glich er nicht einen aus großer Zerstörung eines gewaltigen Baues übrig gebliebenen Pfeiler, der ohnehin dem Zahne der Zeit bald zum Opfer fallen mußte?

Und Marili ... die schöne sanfte Marili ... wer hätte ein so rohes Herz gehabt, ihr Böses zuzufügen!

Die ihm vom Kaiser aufgelegte Haft durfte er nicht brechen, nicht allein seinetwillen, damit ihn nicht harte Ahndung treffe, sondern mehr noch um der Furcht willen, Beider Schicksal, welches es auch für jetzt sein mochte, wesentlich zu verschlimmern.

Auf welche Weise der Verrath ihres Aufenthalts in Ben Jonathans Hause und seiner Besuche daselbst geschehen war, hatte er nicht erfahren und diese Ungewißheit vermehrte nur seine Unruhe, da er befürchten mußte, daß auch über den Judenarzt und seine Familie ein großes, ihr friedliches Stillleben zerstörendes Leid gekommen sei.

Von der schweren Schuld, Perbettura getäuscht zu haben, konnte er sich nicht freisprechen. Freilich war es nicht Absicht bei ihm gewesen, ein solches durch nichts in den Augen strenger Richter zu rechtfertigendes Doppelspiel zu treiben, vielmehr ein Zagen, ein Nichtwissen, wie er sich der seltsamen Situation ihr gegenüber ohne Eclat entziehen sollte. Ob er sie liebe, kam nicht in Rede, man hätte über eine so große Thorheit, einer Dame von solcher Schönheit und ihrem Range freiwillig zu entsagen, höchstens gelacht und ihn für einen Narren gehalten, aber die Ehre dieser bewunderten Schönheit des Hofes war bei solcher Entsagung zu stark betheiligt. Sie war ein über sie herzlos ausgegossener Hohn, der wie ein unverwischbarer Rostfleck auf ihrem Namen haften blieb und sie dem Spotte preisgab. Quirin hatte keinen Ausweg gefunden, sich diesem ihn umfangenden Labyrinthe

zu entziehen und seine Unentschlossenheit drängte ihn täglich weiter auf der Bahn verbrecherischer Täuschung gegen sie.

Ueber alles Dies, was ihn so sehr beunruhigte, empfing er von dem ihn zwei Tage später besuchenden Beichtvater der Kaiserin, dem Pater Lucas Ermenii, eine Aufklärung, wie er sie nicht erwartet hatte, die jedoch wesentlich beitrug, ihn der großen angstvollen Ungewißheit zu entlasten.

Pater Ermenii erklärte ihm, daß man aus Schonung für Fräulein Gräfin Perbettura den wahren Sachverhalt der Vorgänge, der ihm den kaiserlichen Befehl der Zimmerhaft zugezogen, als ein Geheimniß nicht nur ihr, sondern auch dem Hofe verschwiegen habe. Sie wisse nur, daß es einigen geheimen Protestanten gelungen sei, ihn in ihre Gesellschaft zu verlocken, was jedoch entdeckt und die Schuldigen für ihre verpönten Umtriebe zur Strafe gezogen worden seien. Eins könne er ihm jedoch mittheilen, was sicher erhebend auf ihn wirken, und ihm ein Beweis sein werde, wie sehr die junge Gräfin ihn liebe. Als er, der Beichtvater, auf Befehl des Kaisers ihr mitgetheilt habe, welcher Ursache ihr Verlobter seine Zimmerhaft zuzuschreiben habe, sei sie auf die Knie niedergefallen und habe unter heftigem Thränenergusse gerufen:

„O, heiligste Mutter des Himmels, erwecke sein Herz zur Erkenntniß, daß er mir nicht verloren sei, hier und jenseits!“

Quirin hielt den Blick fest auf den Boden geheftet.

Es war ein schwerer Vorwurf, der durch diesen Bericht des Beichtvaters an sein Herz schlug. Er hatte

nicht im Geringsten Ursache zu einem Zweifel an der Wahrheit dieses ihres Ausrufs, er stimmte so ganz mit dem glühenden Eifer für ihre alleinseligmachende Kirche... Der Jesuitenpater hatte sicher nichts daran erfunden.

Der Letztere machte kein Geheimniß daraus, wie die Entdeckung des Aufenthalts Marili's und des greisen Nehemias im Hause des Judenarztes und Quirins geheimer Besuche daselbst stattgefunden habe. Wenn es auch des Letzteren bange Seele erleichterte, zu wissen, daß Ben Jonathan und den Seinen nichts Schlimmes widerfahren sei, so fühlte er seine Besorgniß um Marili und den greisen Nehemias um nichts gemindert, als er erfuhr, daß die Erstere in das Haus ihres Oheims, des kaiserlichen Rathes, Herrn von Wiesenburg, gebracht, ihr bisheriger greiser Pfleger aber aus Wien gewiesen worden sei.

Pater Ermenii bemerkte den verdüsterten Ausdruck im Gesichte Quirins und fand darin Anlaß, diese Maßregel in einem milderen Lichte, da die erste Kenntniß davon den Grafen so auffällig unangenehm berührt hatte, zu erklären.

Er stellte ihm vor, daß die Ausweisung des greisen Nehemias härter erscheine, als sie in Wahrheit sei, vielmehr habe sich von Seiten des Paters Lamormain dabei eine Milde gezeigt, die vielleicht von einem Anderen, in dessen Hand der Kaiser die Regelung der Sache gegeben hätte, durchaus nicht in Anwendung gebracht worden wäre, denn auf Nehemias habe die Schuld offenbaren Ungehorsams gegen das kaiserliche Gebot gelastet, welches die lutherischen Prädikanten aus allen kaiserlichen

Landen ausgewiesen. Nicht auf den Rock komme es an, den ein Ausgewiesener trage, sondern auf sein Thun und Nehemias habe im Kleide eines Dieners die Functionen eines Geistlichen ausgeübt, also dem kaiserlichen Befehl offenbar Hohn gesprochen.

Sein hohes Alter jedoch und das Bestreben Pater Lamormains diesen Fall, der bei einer Veröffentlichung Quirin's Namen mit verwickelt haben würde, mit Stillschweigen zu überbreiten, sei Ursache seiner Ausweisung.

Quirin sah sich gezwungen, anzuerkennen, daß es allerdings in Pater Lamormains Macht gestanden habe, hart gegen den greisen Mann zu verfahren.

„Und so vermeine ich, wird auch Euer Urtheil hinsichtlich der Maßregel ausfallen, nach welcher das Fräulein von der Au in ihres nächsten Verwandten Haus gebracht worden," fuhr der Pater fort:

„Ich halte es für unmöglich, darin eine Härte zu entdecken, im Gegentheile eine Fürsorge der zartesten Art."

„Aber man wird sie da zum Wechsel ihres Glaubens veranlassen."

„Ist das ein Unglück, Herr Graf?" frug der Pater. „Ich sehe keines darin, dagegen erscheint mir ein solcher von dem jungen Mädchen gethaner Schritt als eine unabweisbare Nothwendigkeit, um in etwas das schwere Verbrechen ihres Vaters zu sühnen und, sobald man sich seiner bemächtigt haben wird, was unter allen Umständen zu erwarten steht, eine Milderung seiner Strafe herbeizuführen."

„Herr Achatz Willinger lebt noch?"

„Die neuesten Berichte Eures Herrn Vaters melden, daß dieser Rebell mit einem großen Haufen Bauern das Traunviertel durchzieht und gegen Alle wüthet, welche nichts von dem Aufruhre wissen wollen. Wie aber jedem Verbrecher endlich die Stunde schlägt, wo sein Maaß zum Ueberlaufen gefüllt ist, so wird es auch ihm geschehen und er des Kaisers strafender Gerechtigkeit verfallen.“

„In dem Falle dürfte es nicht zu bezweifeln sein, daß der Uebertritt seiner Tochter zu unserer allein seligmachenden Kirche eine sehr wirksame Fürsprache für ihn sein werde. Se. Majestät der Kaiser ist mild und nachsichtig.“

Quirin sah sich in die Lage versetzt, zu schweigen, gegen die von Pater Ermenii aufgestellten Erklärungen war kein Einwand möglich und somit zugleich auch ihm die nöthige Handlungsweise angedeutet. Er konnte es nicht verhehlen, daß Pater Lamormain es verstand, die Fäden kunstreich zu ordnen, welche nöthig waren, das Netz zu St. Peters Menschenfang zu weben. Die wiederholten Besuche des Beichtvaters der Kaiserin bei Quirin gewannen durch das freundliche einschmeichelnde Benehmen des Ersteren bald einen so günstigen Eindruck auf diesen, daß er in ihm einen theilnehmenden Freund erblickte, welcher scheinbar fern aller religiösen Verdammungssucht ihm die Rückkehr in den Schooß der Kirche, der er ja übrigens nicht öffentlich entsagt habe, in das Herz hineinzureden wußte.

Quirin verstand es zu wenig, sich anders zu geben, als er dachte und fühlte, so daß Pater Ermenii schnell einen vollständig klaren Einblick in sein Verhältniß zu

Marili erhielt und darnach, um in seiner Seele den Schwur der derselben geleisteten Treue zu untergraben, seine Weisungen einrichten konnte.

Vor allen Dingen war es nöthig, einem zu tiefem Empfinden fähigen Gemüthe, wie das Quirins, keinen Anlaß zu geben, sich verletzt zu fühlen und dies würde unter allen Umständen der Fall gewesen sein, wenn der Pater nicht mit jener Achtung Marili's erwähnt hätte, die dieser selbst für sie empfand. Der Pater ging von dem Grundsatze der Klugheit aus, nie einen Gegner geringschätzend zu betrachten, da so zahlreiche Beispiele den Beweis geliefert haben, daß die Unterlassung dieser Lebensweisheit gerade das Gegentheil von dem bewirkt hat, was man beabsichtigte.

In der achtungsvollen Erwähnung Marili's gegenüber Quirin verhüllte sich eine unbemerkt in dessen Seele sich hineinstehlende Sühne mit dem, was geschehen war, der Anstrich der Härte aller der damit zusammenhängenden Maßregeln verschwand.

In gleicher feiner Weise besprach Pater Ermenii den Protestantismus. Indem er jede Herabsetzung desselben mied, aber Alles hervorzuheben und einleuchtend zu machen wußte, was mangel- und fehlerhaft sich an diesem erwies, gab er schlau in kleinen unbedeutenden Nebendingen der religiösen Anschauung den Evangelischen sogar recht; aber diese Gerechtigkeit zerstiebte spurlos wie Spreu vor dem Winde, sobald der Pater von der großen siegreichen und herrlichen Vergangenheit der katholischen Kirche sprach, von dem wunderbaren einheitlichen Bau derselben, von der Weisheit ihrer auf der tiefsten und umfassendsten

Menschenkenntniß sich basirenden Satzungen, der Heiligkeit ihrer Gebräuche und dem frischen lebensvollen heiteren Geiste, der sie durchwehe. Mit sichtbarer Begeisterung redete er davon, es war kein Miethlingswort, das aus ihm hervorging und als unverwerfliche Zeugen für die von ihm gegebenen Erklärungen standen ihm die zahlreichen Beispiele von Uebertritten vornehmer und angesehener Protestanten zur katholischen Kirche zur Seite.

War nicht Quirins Vater und sein Stiefbruder, der bereits als Krieger so ruhmreiche Pappenheim, selbst unter diesen Zeugen mit?

Verwunderbar würde es gewesen sein, wenn solche Zusprache wirkungslos an dem empfindungsfähigen Herzen eines jungen Mannes abgeprallt wäre und Quirin fühlte sich wirklich von des Paters Begeisterung mit ergriffen, mit erhoben, er konnte die Wahrheit nicht hinweg leugnen, daß der Protestantismus, wie der ehrwürdige Nehemias ihn lehrte, ein strenges Zelotenthum in sich, und alle jene hellstrahlenden heiteren Lichter, wie die katholische Kirche deren so viele in ihren festlichen Ceremonien bei ihrem Gottesdienste vereint, ausschlösse, das Gemüthreiche entbehre, dafür hauptsächlich die Herrschaft der Vernunft beanspruche.

Der Erfolg, welchen der Beichtvater der Kaiserin allmählig bei Quirin erzielte, war der großen jesuitisch-gewandten Ueberredungsgabe desselben vollkommen würdig. Geschickt wußte er jedem Zweifel in dessem Herzen zu begegnen, ihm jene Moral einzuflößen, welche sich leicht und behende über aufsteigende Scrupel erhebt, einen täuschenden Rosenschimmer über dunkle vorwurfsvolle Er-

innerungen breitet und andere Neigungen an Stelle früherer zu setzen versteht. Die Ehrsucht, welche Führerin so vieler junger Männer ist, wußte Pater Ermenii auch bei Quirin zu erwecken, und er hatte das Vergnügen zu bemerken, daß diese gewaltige Triebfeder in dem Leben der meisten Menschen auch hier ihre Pflicht that... Quirin zeigte sich nicht unempfindlich gegen diese lockende Verführerin. Alledem zufolge konnte sich der Pater rühmen, ein Herz umgewandelt zu haben und um diesem Meisterstück die Krone aufzusetzen, erschien er eines Tages als Begleiter Perbettura's bei ihm.

Quirin würde in der großen Verwirrung, in welche ihr Anblick ihn versetzte, nicht den Ton gefunden haben, mit ihr zu sprechen; sie selbst gab ihm denselben an, indem sie, die strenge Etikette, welche in Gegenwart Anderer keiner Empfindung ein fesselloses Hervortreten gestattete, ganz vergessend, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte.

„Quirin! mein theurer Freund!" rief sie ... „Ihr seid wieder gewonnen der heiligen Kirche und mir. Wiedergewonnen! zurückgekehrt aus einem schlimmen Kampfe, den Ihr rühmlich bestanden! Die heilige Gottesmutter hat mein heißes Flehen erhört, daß Ihr nicht verloren gingt in der großen und schweren Versuchung, die der Böse um Euch als verderbliches Netz ausgespannt. Wie glücklich bin ich! mein Herz lobt Gott, der Euch beschützt, Euch mir erhalten hat!"

Thränen der aufrichtigsten Freude perlten in Perbettura's Augen ... wie schön war sie in diesem Aus-

drucke eines Glückes, das wahr und innig in ihrem Herzen lebte!

„Perbettura! dies mir dem Verbrecher an ...“

„Kein Wort, kein Wort, mein Theurer!“ fiel das schöne Hoffräulein dem von dieser Ueberraschung Ueberwältigten, welcher auf ein Knie vor ihr niedergesunken war, in die Rede.

„Es ist so schön, so göttlich zu verzeihen, wo wir lieben! und ward denn nicht einem Petrus vergeben, als er seinen Herrn und Meister verleugnete? also Vergessenheit über das Geschehene, jedes Andenken daran sei zwischen uns für immer vernichtet.“

Ueber das Antlitz des Beichtvaters der Kaiserin zog ein leichtes Lächeln, wußte er nun, daß der Sieg über ein schwaches Menschenherz begründet sei. Perbettura verkündete ihrem Verlobten Aufhebung der Zimmerhaft und Wiederkehr der vollen Gnade Sr. Majestät des Kaisers, der ihm noch heute als Beweis derselben allergnädigst eine Audienz gewähre.

Ueber den wahren Sachverhalt dieser Vorgänge blieb der Hof in Unkenntniß und selbst die scharfsinnigsten Spürer fanden die rechte Spur zur Enträthselung derselben nicht.

„Es muß etwas ganz Sonderbares zwischen dem hochwürdigen Herrn Pater Lamormain und dem Geheimraths-Referendar vorgefallen sein, etwas, das zu verschweigen, Beide für gut finden,“ raunte man sich zu; daß es aber für den Letzteren keine nachtheiligen Folgen, im Gegentheil nur Vortheil gebracht hatte, indem er in der Gunst der beiden Majestäten sichtbar gestiegen und

von ihnen bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde und eine glänzende Carriere ihm bevorstand, davon waren Alle überzeugt.

Die Aufmerksamkeit des Hofes ward jedoch bald auf größere Ereignisse gelenkt, die nach dem Stand der Dinge in Oberöstreich, wie weit diese bereits geschildert worden sind, gar nicht mehr in Aussicht standen und desto mehr aber freilich sehr widerlich überraschten.

Man hatte am Wiener Hofe eine große Genugthuung in dem Bewußtsein gefunden, daß das Friedenswerk im Lande ob der Enns ohne Zuthun Bayerns in bestem Gang gebracht worden und gegen die Versicherung, daß nach Abschluß eines mit dem ersten September beginnenden Waffenstillstandes, kein Fußvolk noch Reiterei mehr in's Land geführt werden sollte, die Bauern des Traunviertels ihre Waffen nach Steyr, die des Mühl- und Machlandviertels nach Freistadt abgeliefert hatten. Indeß die in ihren letzten Zuckungen sich befindende Rebellion fand unerwartet neue Nahrung zu einem abermaligen und gewaltsameren Ausbruche.

Ohne Wissen des Kaisers und dessen Friedens-Commission rückte der in bayerischem Dienste stehende Herzog von Holstein mit einem Regimente Fußvolk von Passau her auf Schiffen ein und stieg bei Wesenufer an's Land. Gleich losgelassenen Teufeln fiel seine Soldateska über das Landvolk her und häuften Excesse über Excesse, indeß schnell folgte die Nemesis. Die Bauern über die Greuel dieser bayerischen Dränger und Placker wuthentbrannt, sammelten sich zu Haufen und stürzten sich bei Lichtruck auf sie. Nahe an tausend Mann fielen unter den

Streichen der keine Schonung kennenden Bauern und fast wäre auch der Herzog verloren gewesen, wenn ihn sein schnellfüßiges Roß nicht noch der Gefahr, gefangen genommen zu werden, entrissen hätte.

Diese Nachricht machte zu Wien und zu München ganz verschiedenen Eindruck. In der Kaiserburg hielt man sich überzeugt, daß der bayerische Kurfürst den Stand der Dinge in Oberöstreich recht wohl kennend, nur deshalb sein Truppen habe einrücken lassen, um dadurch die bereits in ihrem Erlöschen sich befindende Rebellion auf's Neue aufzustacheln, dem Kaiser mehr Schulden aufzubürden und schließlich, wenn dieser nicht die Mittel besitze, die ungeheuren Kriegskosten an Bayern zu erstatten, das verpfändete Land ganz an sich zu reißen, zu München aber ergrimmte man erschrecklich über das Bauernvolk, das ein so prächtiges Regiment wie das Holstein'sche fast ganz vernichtet hatte und General-Wachtmeister Timan, Freiherr von Lindlo, erhielt Befehl, mit dem Obristen von Curtenbach, Schmelzer, Hübner und dem Major Lung von Planek gegen Geiersberg und Haag auf das Bauernlager in Weiberau vorzurücken.

Wie Lauffeuer war der neue Racheschrei der Bauern durch's Land gedrungen. Im Lager von Weiberau sammelten sie sich zu Tausenden unter den Führern, deren Namen ihnen bekannt waren. Herr Achatz Willinger stand hier wieder an der Spitze und viele der Hauptleute, die unter ihm in den Tagen des Unglücks wacker gekämpft und ihren todesmuthigen Schaaren ein Beispiel der Ausdauer gewesen waren, hatten sich zu ihm gesellt.

Auch der „Student“, dessen Namen Niemand kannte, war mit einer kampfgeübten Schaar zu ihnen gestoßen.

Freilich hatte der unerbittliche Tod reiche Ernte unter den Hauptleuten gehalten, die mit dem zu Eferding ruhenden Faidinger die Fahne des Aufstandes erhoben, auch sein treuer Freund, der Christoph Zeller, lag neben ihm gebettet auf dem Friedhofe genannten Ortes; aber die Lücken waren schnell ausgefüllt und der Ruf des „Studenten“ grenzte an's Fabelhafte. Man hielt ihn für „gefroren“, weil er, obwohl stets der Erste im Auge des Feindes, noch keine Wunde davon getragen.

Bei Weiberau feierte Herr Achatz einen Sieg, der für die Bayern fast zum Todesstoß wurde, denn außer dreitausend Leichen der Ihren ließen sie noch den Obristen Hübner mit allen seinen Hauptleuten und Offizieren, dem Major Lung von Planek und viele andere Hauptleute todt auf dem Platze. Nur mit Mühe war Freiherr von Lindlo und Oberst Curtenbach gleichem Geschick entgangen. Der große Wald in der Nähe von Geyersberg und Zuckersberg war zum Friedhofe für die Bayern geworden, die in regelloser Flucht dem gewaltigen Schlachtfest mit Zurücklassung ihrer Bagage, Munition und sechs Geschützen zu entrinnen suchten.

Solches Waffenglück war der Funke in's Pulverfaß, im Nu erhob in allen Vierteln der Aufstand auf's Neue sein Haupt.

Vergebens riefen die kaiserlichen Commissaire zur Ruhe, das Losungswort der Bauern war jetzt wie früher: Auslieferung des Statthalters an sie, Rückzug der kaiserlichen

Truppen und außer allgemeiner Amnestie Versicherung der Gewissensfreiheit.

Der neue Aufstand oder vielmehr das Wiederaufleben des noch nicht ganz erloschenen war wenigstens im Anfang von größerem Glücke begleitet. Die kaiserlichen Obersten Löbel und Preuner mußten den furchtbaren Angriffen ihrer Gegner weichen, die Feuersäulen eingeäscherter Ortschaften verkündeten nah und ferne die Wuth, mit welcher man sich gegenseitig vernichtete. Der Monat October mit seiner bunten Herbstpracht und seinen fallenden Blättern sah ein schreckliches Wüthen im Lande ob der Enns, Bauern und Soldaten waren zu Todtengräbern geworden, die mit blutiger Lust sich gegenseitig das letzte Bett gruben, Mord war das allgemeine Losungswort.

Gegen Ende October zogen die Bauern drei gewaltige Lager bei Eferding, Weiberau und Gmund zusammen, jeder Angriff der kaiserlichen Truppen wurde zurückgeschlagen. Da scholl plötzlich eine Kunde an Aller Ohr, die zur höchsten Erwartung der nun kommenden Dinge berechtigte. Der Pappenheim, vom Kurfürsten von Bayern gesendet, rücke mit sieggewohnten Regimentern an, hieß es. Und so war es auch. Pappenheim, der Schrammhanns, wie die Kriegsknechte ihn seiner vielen Narben willen nannten, der Tollkühne, der nicht Gefahr noch Tod scheute, sollte mit Feuer und Eisen das blutige Würfelspiel im Lande ob der Enns zu Ende bringen.

Schnell wie die Windsbraut brach er mit 8000 Mann bayerischen Kerntruppen in's Land ein, wo der Landsturm in Eile zusammen gerufen worden war und seine Weise, immer am Morgen schon da zu sein, wo man ihn erst

zum Abend erwartete, machte es ihm möglich, trotz aller von den Bauern ihm entgegengesetzten Hindernisse, schon am vierten November sich mit dem kaiserlichen Truppencorps zu vereinigen und der neunte November sah einen so mörderischen Kampf bei Eferding, wie noch keiner in dem bisherigen Vernichtungskriege stattgefunden hatte. Nur des Pappenheims Uebergewicht in der Kriegsführung gelang es, die Bauern, die mit Heldenmuth in geschlossenen Massen fochten, niederzuwerfen.

Am Abende dieses Tages, an dem 1500 Bauern mit Blut und Leben ihre heilige Sache besiegelt hatten, gestand der Pappenheim als ehrlicher Kriegsmann, daß er es mit Männern zu thun gehabt, die sich ritterlich gehalten bis zum letzten Hauche. Doch mit dem einen Schlage war des Pappenheims Mission noch nicht beendigt, da galt es noch viel Aufräumens und schwerer Blutarbeit.

Dem großen Bauernlager bei Gmunden galt der nächste Angriff.

Die bei Eferding Geschlagenen verstärkten die Massen der protestantischen Kämpfer in demselben und es mußte dem Pappenheim besonders am Herzen liegen, auch hier den Sieg zu gewinnen, weil sonst sein erstes Glück bei Eferding nur ein vergeblicher Sonnenblick gewesen sein würde, dem hinterher ein desto verderblicheres Wetter folgte.

Der Novembermorgen breitete sein graues Gewand über die Gegend aus, ein feiner eisiger Regen fiel, aber kein Luftzug regte sich, die Natur ruhte schon unter dem alles fröhliche Leben auf den Fluren tödtenden Hauche

des Spätherbstes, der dem grämlichen Winter Quartier bereitete und dafür Sorge trug, daß ihn beim Antritte seines Regimentes keine Spur und Erinnerung an die Lust und Freude des Sommers begegne. Erst um acht Uhr des Morgens lichtete sich die bleigraue Decke des Himmels, der feine Sprühregen ließ nach, in einen tiefrothen blutähnlichen Dunst gehüllt ging die Sonne auf, aber nur kurze Zeit blieb sie sichtbar, dann verschwand sie wieder hinter dichtem Gewölk ... der Tag war trübe.

Im Bauernlager herrschte Sabbathsruhe, trotzdem die Männer alle unter Waffen standen, denn der Pappenheim hatte das mit dem Blitze gemein, daß er schnell wie dieser kam und Verderben brachte.

Schweigend in lange Reihen gestellt, feierten die Bauern das Abendmahl, denn heute galt es ein Würfelspiel auf Tod und Leben. Die Hauptleute, an ihrer Spitze Herr Achatz hoch zu Rosse, musterten die Todesmuthigen, dann wurden von den Schaaren der einzelnen Führer große Kreise geschlossen und im einstimmigen Gesange der Tausende ertönten Davids Psalmen, das Gehölz bei Pinsdorf hallte im Echo den gewaltigen Sang nach.

Wie seltsam der Zeitwechsel! da in der Nähe des „Pinsdorfer Hölzels“ hatten vor vielen Jahrhunderten die heidnischen Einwohner ihren Gottesdienst gehalten und als Erinnerung daran stand eine Eiche, die seit undenklichen Zeiten in mündlicher Sage und im Schriftwort den Namen „die heilige Eiche“ führte. Wie in jenen Tagen grauer Vorzeit so ward sie noch heilig gehalten von der christlichen Nachkommenschaft, denn im

Volke liegt eine unzerstörbare Ehrfurcht vor solchen Zeugen aus verwehter Zeit.

Zuerst nahmen die Führer vor Aller Augen das heilige Abendmahl, der greise Nehemias, ehrwürdig durch sein Aeußeres, theilte es ihnen aus und dann umarmten sie sich und laut tönte der Schwur „treu in Noth und Tod als Brüder zu stehen am heutigen Tage“ von ihren Lippen. Traurig war es, daß kein Hauch die schlaff hängenden Fahnen mit des heimgegangenen Faidingers Losungswort: „Es muß sein!“ bewegte, sie hingen an ihren Stangen so welk herab, als wäre rings um sie die stille Luft eines ungeheuren Grabes.

Der ehrwürdige Nehemias schritt dann von Kreis zu Kreis, der Teller mit den Hostien und die Becher mit dem gesegneten Wein wanderten unter seinem lauten Gebete von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

Als der Mittag herannahte, war die Feier geschlossen und bald darauf kamen auch Kundschafter mit der Meldung, daß des Pappenheim's Fußvolk und Reiter heranzögen wie Heuschreckenschwärme und von der Gmundener Richtung trafen gleichfalls Berichte ein vom Herannahen des kaiserlichen Obersten Löbel mit seinem Regimente und Reiterzügen.

Alles war geordnet zum Empfange der Feinde.

Herr Achatz hatte seine schwarzen Bauern gegen die Pappenheimer hin aufgestellt, er selbst hielt zu Pinsdorf mit der Hauptmacht, der Student aber harrte mit seinen kampfgeübten Schaaren im Pinsdorfer Hölzel, dem ersten Anprall der Kaiserlichen kräftig zu begegnen.

Mitten im Gehölz stand eine einfache Hütte mit Rinden gedeckt, ungastlich in ihrem, aus einem einzigen Raume bestehenden Innern, welches nur die rohen Holzstämme und lose gewordenes Flechtwerk zeigte. Wohl nie, seit dieses Zeugniß des Uranfangs in der Baukunst bestand, hatte es, dem nur Besuche von Jägersleuten und Hirten zu Theil wurde, so vornehme Personen Besitz von seiner aller Bequemlichkeiten entbehrenden Räumlichkeit nehmen gesehen, als heute, wo das die armselige Hütte wie in einem dunklen Rahm einfassende Gehölz Tausende von streitbaren Männern barg, die sich auf Befehl ihres Führers still verhielten, um den herannahenden Feind nicht eher ihre Gegenwart kund zu geben, bis er dicht genug dem Gehölz gekommen sei.

Langsamen Schrittes wandelte der „Student", die bloße Klinge in der Faust mit über der Brust verschränkten Armen, in dem Raume auf und nieder. Lauschend blieb er zuweilen stehen und horchte nach außen hin, denn die Meldung, die Kaiserlichen seien in Sicht, konnte nicht lange mehr auf sich warten lassen.

In einem Winkel des Raumes saß auf einem Baumstumpf die „gnädige Frau" ganz in der äußeren Herrlichkeit, wie sie sich, bewußt ihrer Würde als rechtmäßige Gemahlin eines Kaisers, stets zu kleiden pflegte. Sie war bisher von ihrem Sohne unzertrennlich gewesen, ein Wägelchen führte sie ihm stets nach auf seinen Zügen und die Bauern bezeigten ihr, dem Beispiele ihres tapferen Führers und ihrem glänzenden goldbrokaten Gewande zufolge, einen tiefen Respect.

Während ihr Sohn an den Ausgang des Kampfes dachte, schwebten ihrem irren Geiste lustige heitere Bilder aus ihrer Kindheit vor und als welle sie dies Glück ganz still in ihrem Innern bergen und es bewahren vor jedem Eindrängen der Außenwelt, sang sie leise die Strophen jenes Liedes vor sich hin, das sie mit dem Steffan Faidinger so oft gesungen auf den grünen freien Bergen ihrer Heimath.

Der „Student" blieb stehen und warf den Blick auf sie. Gewiß, sie war sehr glücklich in ihrem Wahne, ein Lächeln schwebte wie Friedenshauch auf ihrem Gesichte, als sie sang:

„Wann i mal stirb, und so möcht i wohl mei'n,
Wird mein Grab naß von meim Dierndl seim Wein'n."

„Was soll aus ihr werden, wenn ich falle?" fragte sich der „Student" ...

Rasch wurde die Thüre aufgerissen, ein Rottmeister brachte die Meldung, die Kaiserlichen seien in Sicht.

„Ich komme sogleich!"

„Mutter!" rief Don Carlos d'Austria zu ihr tretend und seine Hand auf ihre Schulter legend.

Sie blickte zu ihm auf.

„Heute fällt der entscheidende Würfel, wer Herr im Lande sein soll ... es wird heiß hergehen. Laßt Euch fortbringen, der Wagen wartet Eurer."

Die Irre erhob sich von ihrem Sitze.

„Es ist gut," sagte sie ... „wir haben lange auf den Tag gewartet, wo Du, mein Erzherzog, den Kaiser-

thron besteigen wirst. Ja, ich glaube es, daß es darum heiß hergehen wird, sie fürchten die Strafe für ihre Bosheit an Deines Vaters Majestät ... aber ich segne Dich dazu ... der Sieg wird mit Dir sein. Kniee nieder, Erzherzog, daß Dich meine Seele segnen kann."

Unwillkürlich sank Don Carlos auf ein Knie vor ihr nieder.

Das ganze Wesen der Irren schien in diesem Moment einer Umwandlung zu unterliegen, die selbst auf ihr Aeußeres sich ausdehnte. Ihr Gesicht wies den Ausdruck einer Erhebung ihres Geistes, wie solche Don Carlos nie an ihr bemerkt hatte ... in diesen Augenblicken schien das Dunkel, das ihre Sinne umhüllte, vollkommen gelüftet, sie eine Andere geworden zu sein. Mit über des Sohnes Haupt ausgestreckten Händen rief sie laut:

„Alle Thränen, die ich vergossen in dem schweren Unglück, das unsere Feinde über uns gehäuft, sollen zu Rachegeistern werden, die vor Dir hereilen und sie im Voraus schlagen und zerschmettern. Du seiest gesegnet gegen Stahl und Feuer ... vor Deinem Fußtritt sterbe das Gewürm unserer Feinde ... Dein Schwert verwandle sich in tödtenden Blitzstrahl gegen sie. Als Erzherzog gehst Du von mir ... als Kaiser sehe ich Dich wieder!"

Mit einer Inbrunst des höchsten leidenschaftlichen Gefühls beugte sie sich zu ihm nieder, ihre Arme umfingen ihn, heiße Tropfen aus ihren Augen netzten seine gebräunte Wange. Don Carlos fühlte sich tief erschüttert

von diesem Abschiede, wie sie noch keinen von ihm genommen. Sich erhebend geleitete er sie zu ihrem Sitze zurück.

„Auf Wiedersehen, Mutter!“ rief er ihr zu und enteilte der dürftigen Hütte, seinem draußen harrenden alten Diener den Befehl gebend, sie in den Wagen und auf ihm vorher bezeichneten Wege aus dem Gehölz in Sicherheit zu bringen.

Kaum eine halbe Stunde später erschallte aus den Kehlen von tausend kampfesmuthigen Männern der Psalm Davids:

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden und die ihn hassen, vor ihm fliehen.“

Und mit diesem geharnischten Aufschrei des königlichen Sängers stürzten die Schaaren des „Studenten“ mit einer Wuth auf die Kaiserlichen los, daß diese unter der Wucht des Stoßes zurückwichen. Hatten einmal die Feindesreihen gezittert unter dem furchtbaren Angriffe der Bauern, so konnten sie den mit immer vermehrter Heftigkeit erfolgenden Stößen nicht Stand halten. Hoch zu Rosse, mit im Winde nachflatternden langen Locken flog der Student voran, sein Ruf: „Drauf und dran! Gott mit uns, Brüder!“ schallte überall, wo die Kraft des Angriffs nachzulassen schien. Ein Rachegeist raste er todtesmuthig in das dichteste Gewühl hinein, unbekümmert um die Gefahr. Unter seiner Klinge sanken die Feinde und die Hufe seines hochaufbäumenden Rosses zertraten die Stürzenden.

Oberst Löbel vermochte nicht Stand zu halten, seine Soldknechte, in deren Gebein die Furcht um das für

einen Pappenstiel verkaufte Leben gefahren war, wandten um und flüchteten nach Gmunden.

Am linken Flügel war unterdeß ein Kampf mit gleicher Wuth gefochten worden, Pappenheims Truppen wichen entsetzt vor der übermenschlichen Kraft ihrer Gegner; aber da flitzte der tolle Schrammhanns mit dem glühend flammenden Muttermaale auf seiner Stirne an den Reihen hin und führte sie zurück zu dem tödtlichen Tanz, wo Mann um Mann niederfiel unter dem furchtbaren Halloh der gegen einander Ringenden und unter dem Gebrüll der Geschütze und dem unaufhörlichen Knattern der Luntenbüchsen. Vier volle Stunden währte die Schlacht, der Donner der Kanonen schien den Himmel beschworen zu haben, seinen grauen Wolkenschleier zu zerreißen und herniederzuschauen auf die entsetzliche Scene der Vernichtung, die scheidende Sonne brach hervor aus der gelüfteten Verhüllung, aber ihre Strahlen waren so kalt wie die Tausende von Leichen von Freund und Feind, die an Stellen, wo der heftigste Kampf getobt, hochaufgeschichtet lagen in guter Ruhe.

Des Pappenheims Kriegskunst hatte dem schwankenden Glücke endlich eine andere Wendung gegeben, die Bauern kämpften nicht mehr mit dem Bewußtsein des Sieges, sondern mit der Verzweiflung des Unterganges, reihenweise stürzten sie unter den zerschmetternden Geschützkugeln zu Boden.

„Mein ehrwürdiger Freund, heute feiern wir unser Leichenbegängniß,“ sprach Herr Achatz zu Nehemias, der die Hände zum Gebet gefaltet, neben ihm stand.

„Es ist so, Herr," antwortete der Greis. „An uns erfüllet sich Jeremias Wort: Ich will Deine Rosse und Reiter zerscheitern; ich will Deine Wagen und Fuhrmänner zerschmeißen."

Wenige Minuten später eilte Schlotter, der Bauern Obristwachtmeister heran mit der schrecklichen Nachricht, daß nur ein Wunder noch die verderblichsten Folgen der jetzt verlornen Schlacht aufhalten könne, denn übermüdet von der furchtbaren Blutarbeit wichen die Bauern vor dem rastlosen Andrängen der Eisenreiter Pappenheims und seine Scharfschützen schmetterten Mann um Mann nieder. Die allgemeine Flucht werde das Leben Tausender hinraffen.

„Nun denn, so mag der letzte Wurf fallen, wir haben nichts mehr zu fürchten als einen ehrlosen Tod," sprach Herr Achatz und rief einen Haufen von einigen Hundert Bauern heran, die bisher dem Hauptquartier zu Pinsdorf zur Sicherheitswache gedient hatten, zu sich heran. In selbem Augenblicke, als sie sich in Reihen stellten, schlug eine Kanonenkugel den Fahnenträger zu Boden.

Ein momentaner Schreck erfüllte die Männer bei dem traurigen Omen; aber fast gleichzeitig auch ergriff sie das übermächtige Gefühl der Bewunderung und Staunens, denn Herr Nehemias nahm aus der Hand des Zerschmetterten die Fahnenstange und die Fahne hoch hebend über Manneshöhe, daß alle sie sehen sollten als Panier, dem sie sich für Noth und Tod geweiht, rief er:

„Ich trage sie Euch vor!"

Ein allgemeines „Ach!“ durchschwirrte die Luft und Herr Achatz rief:

„Mein ehrwürdiger Freund, was wollet Ihr thun?“

„Was meines heiligen Amtes ist!“ antwortete der Greis. „Laßt mich die Fahne tragen und vertrauet dem Herrn unserm Gott, von dem Jesaia gesagt hat: Denn Du bist der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübsal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, wenn die Tyrannen wüthen, wie ein Ungewitter wider eine Wand.“

„So sei es, mit Gott vorwärts!“ rief Herr Achatz.

Die Trommler schlugen zum Sturmschritt. Hoch die Fahne tragend, die vom sich erhobenen Abendwinde gebläht wurde, schritt der silberhaarige Greis voran; abermals sauste eine Kanonenkugel daher und streckte die beiden Trommler zu Boden, Nehemias stimmte den Psalm an:

„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu Dir.“

und im Chore, erhoben von dem Beispiele des ehrwürdigen Geistlichen, stimmten die Bauern ein. Ohne Zagen gings auf den Feind los, der vor dem Muthe des Haufens zu stutzen begann, denn die Gewalt dessen Angriffs verrieth neue noch nicht angestrengte Kraft.

Fast schien es, als käme jetzt ein Wendepunkt des Geschicks. Die zurückweichenden Bauern sammelten sich rasch zu diesem mit so festem Muth in den Feind eindringenden Haufen, und die Pappenheimer empfanden, was Begeisterung und Verzweiflung vermögen.

Herr Achatz und sein silberhaariger Fahnenträger wirkten durch ihr Beispiel so ergreifend, daß ihre Kämpfer ihnen nach mit einer Lust in das dichteste Gewühl sich stürzten, als wäre ihnen der Sieg im Voraus verbrieft. Schon löste sich das Pappenheimer Fußvolk in wirrer Hast auf, unfähig dem neuen Sturme zu widerstehen, da sprengte der Pappenheim selbst daher, hinter ihm drein rasselten seine Eisenreiter und Geschütze. Unter all dem tobenden Lärm hindurch drang seine Löwenstimme, immer neuen Sucurs herbei kommandirend und die Zuzüge gegen den Feind führend.

Zwei gewaltige Wetterstürme brausten gegen einander, lange schwankte das Zünglein der Wage hin und her, wie auch die Geschütze tiefe Lücken in die geschlossenen Reihen der Bauern rissen.

Da plötzlich sank die Fahne mit ihrem greisen Träger, eine Kugel hatte ihn niedergeschmettert und über ihn, der mit der letzten Kraft die Stange umklammerte, breitete sich das protestantische Panier mit dem Losungswort: „Es muß sein!“ wie ein Bahrtuch aus. Das Verschwinden ihrer Fahne, die in der höchsten Noth ihnen vorgeschwebt als Zeichen, daß den ihnen schon fast entrissenen Sieg wieder zu erringen, keine Unmöglichkeit sei, machte die Bauern stutzen und dieser Moment war es, der die Entscheidung brachte.

Pappenheim, Alles bemerkend, brauste an der Spitze einer neuen Reitercolonne heran und wie niedergemähte Aehren sanken die Reihen der Bauern unter den Hieben der eisernen Kriegsknechte und um das Unglück zu voll-

enden, stürzte Herrn Achatz's Roß von einer Kugel in die Brust getroffen zu Boden.

Eine Viertelstunde später war Alles vorbei, zwischen den Leichenhaufen der Seinen fand man Herrn Achatz, dessen in den Steigbügel verwickelter Fuß ihn an sein verendendes Thier gefesselt hatte, bewußtlos und vom Blute überströmt liegen, und in ihm den Oberhauptmann der Bauern erkennend, reihte man ihn, nachdem er wieder zur Besinnung gebracht worden war, unter die Zahl der gefangenen, mehr oder minder schwer verwundeten Führer derselben ein.

Viertausend Bauern deckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld, mit dem Sonnen-Untergang des November-tages war auch ihr Glück untergegangen. Was noch dem Pappenheim zu thun blieb, war geringe Mühe gegen diese Schlacht am Pinsdorfer Hölzel, von der noch lange nachher die Urenkel der protestantischen Bauern in Oberöstreich die Erinnerung im Volksliede aufbewahrten:

Hascha, dort kommt der unsinnig'
Von Pappenheim geritten, ganz grimmig,
Rennet über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar aufstäben,
Stellt sich, als wär er winnig.
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,
Er ist ohne Zweifel
Der leidige Teufel.

Die Schaaren des Studenten waren fast bis auf den letzten Mann aufgerieben, denn ein starkes den Kaiserlichen zu Hilfe gesendetes Pappenheimsches Corps hatte

unter den von der heißen Blutarbeit ermatteten Bauern, welchen keine Verstärkungen zu Theil wurde, eine greuliche Metzelei angerichtet. Am Abhange des Grundener Berges lagen die treuen Kämpfer für ihren protestantischen Glauben reihenweise, wie sie gestritten, niedergestreckt, die kalte Nacht hatte sie erstarrt.

Als die Sonne des nächsten winterlich schön anbrechenden Tages niederleuchtete, hielten die Croaten ihren Lohntag, das heißt, sie plünderten die Leichen, welches Geschäft die Nacht ihnen nicht verstattet hatte.

Dem See gegenüber, unter dem Schutze eines Abhanges saß ein in Goldbrokat köstlich gekleidetes Weib am Boden, im Schooße den Kopf eines daneben ausgestreckten todten Kämpfers haltend und mit einem Theile ihres goldgestickten Schleiers sein Gesicht und die halbe Länge seines von der Nachtkälte erstarrten Leichnams bedeckend, als gälte es einen Schlummernden zu wahren vor den Strahlen der Morgensonne. Ein tiefer Ernst lag in des Weibes Antlitz, das seine Augen unverwendet niederheftete auf das durch das feine Schleiergewebe durchschimmernde todtkalte Gesicht des Gefallenen, in dessen Brust noch der abgebrochene Stumpf einer Lanze stack, die ihm den Todesstoß gegeben.

Ein Trupp Croaten, bepackt mit Beute, blieb erstaunt stehen, als ihnen beim Umbiegen um den Hügel dieser Anblick plötzlich vor Augen trat. Anfänglich bewirkte die seltsame Gruppe den Eindruck eines bei diesen wilden Gemüthern als Seltenheit geltenden Respects; aber die Morgensonne blitzte so verführerisch auf den Glanz des

goldbrokatnen Gewandes des Weibes und auf die Stickerei des Schleiers, daß die Macht der ungewöhnlichen Ueberraschung schnell bei ihnen vorüber war.

„Hei, was machst hier?“ schrie Einer von ihnen deutschradebrechend sie an.

Keine Antwort erfolgte. Die Sitzende schien sie nicht einmal zu bemerken.

Mit einem wilden Fluche trat der Croate näher.

„Wer das ... ist?“ brüllte er das Weib an und wollte den Schleier von dem starren Antlitz des Todten reißen; aber seine Faust bei Seite stoßend, erhob das Weib den Kopf und sprach eintönig:

„Rühr' ihn nicht an ... der Kaiser schläft.“

„Verruckte!“ brüllte der Abgewiesene und einige Worte in seiner Mundart an seine Kameraden änderten im Nu diese Scene, sie warfen sich auf das Weib und den todten Kaiser.

Kaum war der den Letzteren verhüllende Schleier von seinem Antlitze gerissen, als sie in das Jubelgeschrei ausbrachen: „Ah, Student! ... Student! ... viel böser Feind von uns!“

Das gewaltsam in die Höhe gerissene Weib rang mit aller Anstrengung gegen die eiserne Faust des Croaten, den der Goldschimmer ihres Kleides lüstern nach dessen Besitz gemacht hatte, während einige seiner Kameraden den Leichnam des Studenten abwärts schleiften. Dies Entreißen des Theuersten, was ihr geblieben als einziges Erbe aus lang verklungenen Tagen, gab der Ringenden



die Kraft der Verzweiflung, den auf dem blutgedrängten Boden ausgleitenden Croaten bei Seite stoßend, sprang sie nach des Sohnes mißhandelten Leichnam zu, aber sie erreichte ihn nicht.

Brüllend warfen sich ihr ein paar der rohen Kriegsknechte entgegen, sie floh entsetzt, verfolgt von den hinter ihr her Schreienden, mit der Schnelligkeit eines aufgeschreckten Rehes, das der tollen Meute entspringen will.

Es war eine grauenvolle Hetzjagd, der Gedanke, das goldschimmernde Gewand der Fliehenden verlieren zu sollen, trieb die Kriegsknechte zu gewaltigen Sprüngen, aber die Fliehende war ihnen voran, der stark abschüssige Pfad und die Leichtigkeit ihrer Füße begünstigte den Vorsprung, den sie einmal gewonnen. Hinter ihr drein das Gebrüll ihrer Verfolger und die Erinnerung des ihr wirres Denken ganz einnehmenden und es mit Entsetzen füllenden Anblickes der mißhandelten Leiche ihres Sohnes hielten jedes Erkennen ihres eigenen Verlorenseins von ihr ab. Sie rannte unablässig weiter, als sie den Rand des Sees erreicht hatte, die Fetzen des zerrissenen Schleiers flatterten ihr vom Haupte im Morgenwinde nach.

Der Pfad längs des Sees lenkte seitwärts um eine Einbuchtung desselben, da scholl dicht hinter ihr das Jubelgeschrei ihrer sie fast erreicht habenden Verfolger, eine Faust packte den einen Streifen des nachwehenden Schleiers, aber das dünne Gewebe riß ... wenig Augenblicke darauf verschwand seine rasch vom Pfade abweichende Trägerin in der breit von hohem Schilfgras eingesäumten tiefen Fluth des Sees.

11*

Ihr Versinken war die Rettung ihrer Verfolger, die hart am Rande der Schilfregion erschrocken zurückprallten.

Nichts war ihnen geblieben als der abgerissene Fetzen ihres Schleiers und der baare Lohn, den sie für die ins Lager geschleppte Leiche des „Studenten" empfingen.

VI.

Marili lebte im Hause ihres Oheims, des kaiserlichen Rathes, Herrn von Wiesenburg, aber keine Tage der Freude erblühten ihr daselbst, sie war nichts als eine hilflose Gefangene, welche freilich keine eisernen Fesseln trug, der man aber eine geistige Fessel anlegen wollte, indem man alle möglichen Mittel anwendete, sie zum Uebertritt in den Schooß der katholischen Kirche zu bewegen. Sie setzte diesen Bestrebungen, die bald unter der Maske der Verlockung und Anpreisung der Vortheile, die ihr dadurch zu Theil werden sollten, sich versteckten, bald in Drohungen ihres Oheims und ihrer Baase bestanden, daß es Gewaltmittel gäbe, die einen störrigen Kopf wohl zu brechen im Stande wären, einen bei ihrer Jugend ganz ungewöhnlichen Widerstand entgegen.

„Ich zweifle nicht daran," hatte Marili mehr als einmal geantwortet ... „den Kopf könnt Ihr mir brechen, das Herz dazu, aber was in Kopf und Herzen ist, nun und nimmermehr."

Pater Lamormain besuchte das Haus des kaiserlichen Rathes jetzt sehr oft. Obwohl Marili ihn als einen

katholischen Priester, der natürlich dieselben Bestrebungen theile, wie ihre Verwandten, welche so entschiedene Lobsprecher des Katholicismus waren, wie sie früher eben so eifrige Protestanten gewesen waren, fürchtete, so gestand sie sich doch, daß dieser geistliche Herr ein weit würdevolleres und duldsameres Benehmen gegen sie bezeigte, als jene.

„Mein liebes Kind," sprach der Pater eines Tages mit Freundlichkeit zu ihr ... „zufolge meines priesterlichen Berufes muß ich allerdings wünschen, daß alle Irrende, aus dem Schooße unserer heiligen alleinseligmachenden Kirche Ausgeschiedene, die sie doch immer und ewig, wenn gleich die Ketzerei eine starre Schranke zwischen ihnen und ihr aufgeworfen hat, als ihre Kinder betrachtet, denen sie mit unaufhörlicher Liebe zugethan bleibt, sich wieder zu ihr bekehren, aber ich liebe die erzwungenen Bekehrungen nicht, bei denen nur die Lippe, nicht das Herz thätig ist. Ich zweifle dagegen nicht, daß sich viele Tausende zur katholischen Kirche zurückwenden würden, wenn sie nur wenigstens den Gottesdienst in derselben kennten. Kennt Ihr ihn, liebes Fräulein?"

„Nein," antwortete Marili.

Ein Lächeln überflog des Paters Gesicht.

„Und doch so entschieden feindselig gegen uns?"

„Feindselig? ich bin das nie gewesen, von solcher Untugend ist gar nichts in meiner Seele," antwortete Marili mit der vollen Aufrichtigkeit eines sich von einem ihm gemachten Vorwurfe ganz frei wissenden Herzens.

„Erscheint Euch, hochwürdiger Herr, mein Wille, lutherisch zu bleiben, wie ich erzogen und gelehrt worden

bin, als etwas so sehr Schlimmes? Wenn es Gebot ist, Vater und Mutter zu lieben, warum soll es Verbrechen sein, Gott zu lieben in der Art und Weise, wie sie uns gelehrt worden ist?"

„Mein liebes Kind, das eben ist das Ueble, daß der im Irrthum Erzogene denselben für das Wahre und Rechte hält," entgegnete der Jesuit. „Man kann das am Besten erkennen in der Wahrnehmung, daß der freiwilligen Uebertritte Lutherischer zu unserer heiligen Kirche so viele geschehen und katholische Personen, welche aus irgend einer Veranlassung sich dem Protestantismus zuneigten, die ernstlichste Reue bezeugen und diesen ihren Irrthum eifrigst gut zu machen suchen."

„Dann, hochwürdiger Herr, scheint mir ihr protestantischer Irrthum auf sehr schwachen Füßen gestanden zu haben. Gewiß giebt es aber auch Fälle, wo das Gegentheil stattfinden wird."

„Allerdings, aber dergleichen sind zum Glücke sehr selten. Wäre der Kreis Eurer Erfahrungen und Bekanntschaften größer, als er es den Verhältnissen zufolge, in denen Ihr bisher gelebt habt, ist und sein kann, könnte ich Euch sicher mehrere Beispiele anführen, die für meine Behauptung zeugen, so aber muß ich mich auf eins beschränken. Ihr erinnert Euch wohl des jungen Grafen Herberstorff? gewiß, es ist ja noch nicht so lange her, daß Ihr ihn vergessen haben solltet."

Marili antwortete nichts, aber über ihr Gesicht flog der Verrath in flüchtiger dunkler Röthe, daß diese Erinnerung bei ihr nicht der Vergeßlichkeit anheim gefallen

sei, der Hochwürdige schien davon nichts zu bemerken, er sprach nach kurzer Pause weiter:

„Nun, dieser junge Cavalier wenigstens hat seinen Irrthum sehr schnell erkannt und sich von aller protestantischer Gemeinschaft losgesagt. Jugendliche Unbesonnenheit bei einem gutmüthigen und leichtgläubigen Herzen war es, die ihn dazu verleitete, Glauben dem zu schenken, was Euer greiser Nehemias ihm lehrte. Das Neue, ja, ich möchte sagen, gerade das, was bekämpft wird, übt auf die meisten Charaktere einen gewissen Reiz, dem sie sich unbesonnen hingeben ohne irgend die Frage an sich zu stellen: ist das, welchem ich mich zuneigen will, auch gut und recht?"

Aus der Jungfrau Gesicht war sichtbar jeder Blutstropfen verschwunden, eine Stille lagerte in ihren Zügen, als entbehrten diese von jeher der Beweglichkeit. Ihre schönen Augen hafteten am Boden.

„Mein liebes Fräulein, was ist Euch denn?" fragte Pater Lamormain theilnehmend.

„Ach, mir war, als sei mir etwas gestorben, was mir lieb gewesen."

Eine kurze Pause trat ein.

Jener sprach dann:

„Ich wünsche nicht, daß Ihr, mein liebes Kind, glauben könnt, ich erzählte Euch eine Erfindung. Der beste Beweis der Wahrheit meiner Worte steht Euch übermorgen zu eigener Ueberzeugung. Graf Quirin von Herberstorff wird in der kaiserlichen Burgkapelle mit Fräulein Gräfin Perbettura von Paar getraut."

„Es ist nicht möglich!“ stieß Marili heraus.

„Warum nicht?“

„Weil ... weil er ... Protestant in seinem Herzen ist.“

„Ich erklärte Euch ja, daß er seinem Irrthum entsagt hat. Uebrigens bitte ich, Euch von der Wahrheit zu überzeugen. Eure Baase, Frau von Wiesenburg, soll mit Euch Eintritt in der kaiserlichen Burgkapelle erhalten. Ich habe gewissermaaßen einen giltigen Anspruch auf Euer persönliches Erscheinen, da kein Zweifel an meiner Wahrheitsliebe auf meinem Charakter als Priester ruhen darf.“

Marili befand sich genau in der trostlosen Lage eines über Nacht plötzlich durch eine untilgbare Feuersbrunst um all sein Hab und Gut Gekommenen. Mit dem Glauben an die Wahrheit der Rede des Paters hatte sie das letzte Kleinod verloren, welches sie bis jetzt Allen unsichtbar in ihrer Seele getragen. Sie fühlte sich von allem, was ihr werth und theuer gewesen, losgerissen, allein unter Fremden stehen, denn daß Frau von Wiesenburg ihres Vaters Schwester war, entbehrte jeder Bedeutung in ihrem Herzen, nur nominell galt diese Verwandtschaft.

Mit Recht konnte sie sagen: „Mir ist, als sei mir etwas gestorben, was mir lieb gewesen“ ... eine Todtenstille hatte sich in ihre Seele gedrängt, ihre geistigen Pulse schienen aufgehört und ihre Spannkraft verloren zu haben in dem großen Widerspruche zwischen Glauben und Zweifel. Aber Marili ging in der schweren Prüfung nicht unter, die tief innerlichst ihrer Seele innen wohnende protestantische Natur rang sich gewaltsam empor aus dem

Versunkensein in einen Schmerz, der ihr alle Selbstständigkeit nahm.

„Es ist alles nichts, was sie mir sagen," sprach sie zu sich ... „ich will nicht die Last eines solchen Verrathes auf mich und den Vater häufen. Vielleicht kommt's ihm zu Ohr, daß ich treu, wie er auf dem Schlachtfelde, hier unter diesen Menschen ausgehalten, die mir meinen Gott, meinen heiligen Glauben entreißen wollen .... mögen sie mir thun, was sie wollen."

Und als dieser Vorsatz sie erhob, als er lebenskräftig in ihr aufschoß, eine Stütze, die nicht wich und wankte, wie auch die Stürme von außen dagegen toben mochten, da ward ihr auch der Entschluß leicht, persönlich der Trauung des Grafen Quirin mit der Gräfin Paar beizuwohnen. Das Beispiel des Verrathes, das er am Heiligsten, was der Mensch hat, bei dieser feierlichen Ceremonie zur Schau brachte, mußte für sie eine Lehre werden, festzustehen in der Treue an ihrem Glauben und zu brechen mit allem, was wie eine Versuchung zur Untreue an ihm, ja mit jeder Erinnerung an Früheres sich an ihr Herz legen und dies wankend machen könne.

Zum größten Mißvergnügen des kaiserlichen Beichtvaters und ihrer Verwandten bewirkte die persönliche Zeugenschaft Marili's bei der mit allem Pomp ausgestatteten Trauung Quirins so wenig sichtbaren Eindruck auf sie und ließ sie scheinbar so theilnahmlos, daß sie irre an ihr wurden. Die geheimen Thränen ihrer Seele sahen sie freilich nicht. Pater Lamormain wußte sich nicht wenig auf seine Menschenkenntniß, aber diesem einfachen Landmädchen gegenüber verließ sie ihn.

Marili sprach mit einer Ruhe von dem, was sie gesehen, als hätte sie um der Absicht willen ihren Freundinnen und Gespielinnen in der Heimath ein klares Bild von der gesehenen Pracht entwerfen zu können, Alles mit größter Genauigkeit in Augenschein genommen. Der glänzende Brautanzug der Gräfin, die große Galla des anwesenden Hofes und der Majestäten des Kaisers und der Kaiserin, die herrliche Musik und der schöne Gesang der kaiserlichen musikalischen Kapelle*) hatten, wie es schien, ihre Sinne allein beschäftigt und sie ganz und gar dem Zwecke entfremdet, der den Pater Lamormain veranlaßte, sie zur Augenzeugin dieser Copulation zu machen, nämlich durch dieselbe einestheils bei ihr den Entschluß rege zu machen, dem Beispiele des Grafen, hinsichtlich der Verleugnung ihrer protestantischen Grundsätze nachzuahmen und anderntheils sie zu überzeugen, daß jede möglicherweise noch in ihrem Herzen lebende Hoffnung auf Quirins Treue für sie unstatthaft sei, weil der katholische Gemahl einer katholischen Dame aus so vornehmem Hause sich factisch von jeder, auch der geringsten Erinnerung an sie, die Protestantin, losgesagt habe.

Eine Wohlthat wurde der armen Marili, man unterließ das bisher so consequent und mit allen Mitteln der Ueberredungsgabe fortgesetzte Drängen in sie zum Uebertritt in die katholische Kirchengemeinschaft. Die Ursache dieser ihr auffallenden Veränderung in dem gegen sie beobachteten Benehmen beruhte auf dem Befehl Pater Lamormains.

*) Ferdinand II. war der erste Kaiser, der für die kirchlichen Zwecke eine berühmte Kapelle von achtzig Instrumentisten und Sängern stiftete.



Wenige Tage nach der Trauung des jungen Grafen Herberstorff lief am Wiener Hofe die Nachricht von der gegen die oberöstreichischen Bauern gelieferten Schlacht bei Pinsdorf ein, mit der die protestantische Sache den Todesstoß empfangen hatte, denn an hundert Führer der Aufständischen waren theils getödtet, theils schwer verwundet oder gefangen worden, unter den Letzteren auch Herr Achatz Willinger von der Au, der Oberhauptmann gesammter Bauernschaft. Der kaiserliche Beichtvater erwartete, daß die Marili angedeutete Möglichkeit durch den ihr angesonnenen Religionswechsel das Schicksal des Vaters, der unter allen Umständen dem Henkerschwert verfallen war, zu mildern, sie doch zum Uebertritt bestimmen werde. Deshalb verschwieg man ihr diese Hiobspost, man ließ ihr Ruhe .... der Streich sollte sie plötzlich und unvorbereitet treffen, um ihre moralische Widerstandskraft zu brechen.

Marili wußte nichts von diesem wohl durchdachten Complott, bei dem ja selbst ihre eignen Verwandten, ihre Baase, die leibliche Schwester ihres nun der Gewalt seiner Feinde preisgegebenen Vaters, betheiligt war. Ein solches Lossagen von den natürlichen und deshalb über Alles heiligen Familienbanden, wie das Blut sie um die Menschenherzen legt, konnte in Marilis reiner Seele auch nicht den Keim einer Ahnung davon finden, denn dergleichen widernatürlichen Verrath nur zu denken, verlangt schon eine vorhergehende Uebung im Verrathen.

Sie hatte also ungestörte Muße über Alles nachzudenken. Erweckte es auch ein recht schmerzliches Gefühl in ihr, sich von allem, was ihr lieb gewesen, losgerissen

zu sehen, denn auch Eva, ihre Dienerin, hatte man von ihr entfernt, so trat doch eine Erinnerung immer lebenskräftiger in ihrem Denken hervor, die bis jetzt, wie nicht vorhanden, geschlummert hatte in ihrem Gedächtniß. Sie hing so eng mit ihrem Herzen zusammen, daß sie erstaunte, wie sie sie hatte fallen lassen können, und erst ihre unglückliche Lage dieselbe zu einer Geltung zu bringen vermochte, welche immer entschiedener und alles Andere überragend, ihre Seele beschäftigte. Es war die an Ben Jonathans Sohn, den jungen jüdischen Lehrer.

Der Gedanke an Elije war so schön, nun erst, wo ihr nur die Erinnerung an ihn geblieben, fühlte sie seinen großen Werth.

Tiefe Schaam bemächtigte sich ihrer, daß diese Erkenntniß wie ein schwerer Vorwurf jetzt erst an sie heran trat. Er hatte in den Tagen ihrer Blindheit ihre Einsamkeit ausgefüllt mit den Duftgestalten der jüdischen Maissele. Nicht allein das Beiwerk des Zaubers und des Unbegreiflichen, das alle diese Legenden an sich tragen, hatte er ihr geboten, auch den Kern, den Sinn, der als Knospe der Weisheit unter fantastischen Arabesken der Erfindung sich birgt. Und dadurch hatte er sie geehrt, denn Jemand als geistig befähigt und denkend anerkennen, ist eine Ehre, die mehr aufwiegt als eitles Lob und fades Geschwätz, das den Geist müßig läßt.

Wie erhaben stand dieser selbst von ihr durch ihre Mahnung, seinen väterlichen Glauben zu wechseln und sich den Leiden, die die dumme Verachtung des christlichen Pöbels auf sein Volk von jeher häufte, mit einemmale zu entziehen, so schmerzvoll gekränkte jüdische Lehrer

über den Grafen Quirin! Nichts war von jeher zwischen Beiden gemein gewesen, weder Geburt noch Rang, die Unehre des Verrathes allein blieb nun auch noch des Grafen ausschließliches Eigenthum, er hatte es schwer erkauft mit gebrochnem Eid und Hinwerfen seiner selbstständigen Ueberzeugung.

Marili hatte ein großes und lang nachhallendes Wehe in jener Stunde davon getragen, wo er an der prächtig geschmückten Perbettura Seite den Segen seiner Kirche empfangen, für sie war diese prunkvolle Feier ein Leichenbegängniß gewesen, denn sie begrub ihren Glauben an die Wahrheit im Menschenherzen. Erst in der Erinnerung an den in der bescheidensten Zurückgezogenheit lebenden Elije erwachte dieser gemordete Glaube wieder zu neuem Leben in ihrer Seele und wenn sie glücklich sein wollte, versenkte sie sich in das Denken an das friedliche Stillleben in Ben Jonathans Hause. Es war da so traulich gewesen, wie ein heimischer Segen aus jenen Tagen, die sie daselbst verlebt, legte sich jetzt noch die Erinnerung daran wohlthuend an ihr wundes Herz und sänftigte die schmerzvollen Empfindungen, die so natürliche Folgen schlimmer Erfahrung und eines harten Geschickes waren.

Vertrauenslos stand sie im Hause ihrer Verwandten, von denen sie nichts Gutes hoffte, nur Schlimmes fürchtete. Das Unglück, welches sie erbarmungslos von allem trennte, woran Liebe und Gewohnheit sie knüpften, hatte jedoch in ihr einen Widerstand hervorgerufen, der der Natur ihrer Lage nach freilich nur auf stille leidende Ergebung in das Unabwendbare sich stützte, aber doch eine Kraft

des Charakters in ihr reifte, welche unter andern Umständen sich nicht so schnell entwickelt hätte.

Elise's Lichtgestalt ward ihr zur Mahnung wie sie feststehen müsse als Protestantin gegen die Versuchungen, die hier gemacht wurden, um sie von ihrem väterlichen Glauben loszureißen, denn daß die jetzt so auffällige Unterbrechung der Bestrebungen zu diesem Zwecke der schwülen Stille in der Natur glich, welche gewöhnlich einem Wettersturm vorangeht, davon hatte sie ein dunkles Gefühl.

Elise's Entgegnung: „Wie unglücklich muß sein ein Mensch, dessen Glaube nicht mehr werth ist, als ein mit Geld bezahltes Gewand! wo ist sein Gott, im Himmel oder auf Erden? er hat keinen mehr. Wem gehört sein Herz? ihm selbst nicht mehr, der Abtrünnige hat es weggeworfen und mit ihm sein Glück und seinen Frieden" .. ward ihr zur heiligen Weisung für ihr Thun, mochte das Geschick auch über sie Versuchungen verhängen, welche es wollte.

Eines Tages ließ ihre Baase, Frau von Wiesenburg, sie zu sich rufen.

Die Frau Räthin sah sehr ernst aus. Es mußte etwas ganz besonders Wichtiges sein, was die nicht wenig dünkelhafte und sich gegen Marili bisher nicht von Ueberfülle verwandtschaftlicher Zuneigung beseelt zeigende Dame bewog, ihrer Nichte Hand zu ergreifen und sie zu einem Sessel zu führen. Dies geschah mit einem würdevollen Schweigen, was um so mehr den Eindruck der Bestürzung bei der Jungfrau bewirkte, als sie für dergleichen Ab-

weichung in dem gewöhnlichen Benehmen ihrer Base keinen Grund sich anzugeben wußte.

Frau von Wiesenburg besaß nichts in ihrem Wesen, wodurch Marili sich irgendwie hätte angezogen fühlen können, nur die nominelle Bezeichnung des Verwandtschaftsgrades zwischen Beiden war das einzige und zwar sehr lockere Band, welches wenigstens vor der Welt ihre Zusammengehörigkeit zu einer und derselben Familie andeutete.

Die Frau Räthin war in allen Dingen Apostatin. Es hatte ihr keinen Kampf gekostet, ihren väterlichen Glauben zu wechseln, ihr Dünkel, ihre Ehrsucht halfen ihr dabei über jedes Bedenken hinaus, was bei so wichtiger Angelegenheit selbst bei weniger gebildeten Personen sich einzustellen pflegt und mit derselben Leichtigkeit hatte sie sich auch von jenem treuherzigen biedern Wesen entwöhnt, welches die Oberöstreicher so vortheilhaft auszeichnet. Ihr väterlicher lutherischer Glaube und der moralische Typus ihrer Abstammung, wenn man die Art und Weise, die Sitten und Gewohnheiten in Thun und Sprache eines Volksstammes unter dieser Bezeichnung versteht, waren in der glücklichen Errungenschaft der Vollkommenheit einer vornehmen Dame aufgegangen. Sie glich einer Münze, die ihr ursprüngliches Gepräge durch die Zeit und durch allzuhäufigen Besitzwechsel ihrer Inhaber so sehr verloren hat, daß sie eben nur ein abgeschliffenes und somit zu einem gewissen Glanze gekommenes Geldstück darstellt, dessen Werth sich nur mittels seiner noch vorhandenen Größe deuten läßt.

Ihr Gemahl, Herr Wisendo von Wiesenburg, hegte dieselben flexibeln Anschauungen, um die Vorkommnisse im Leben möglichst zum Vortheile auszubeuten und auf Grund dieses Einklanges lebten Beide in vollkommenster Harmonie, Jedes von ihnen das Bestreben, sich Geltung zu verschaffen, nach Kräften verwirklichend.

Der kaiserliche Rath erfreute sich vieler Gönner und Freunde, unter welche Ersteren die kaiserlichen Herren Beichtväter die Spitze bildeten. Mit Hilfe dieser Gönnerschaft, deren hohe Bedeutung am Hofe Niemand in Abrede zu stellen wagte, vermeinte er seinen still verfolgten Wunsch, in die kleine Zahl der kaiserlichen Geheim-Räthe eingereiht zu werden, mit der Zeit in Erfüllung gehen zu sehen.

Seine Gemahlin glaubte ihn in diesem Bestreben, dessen Erfüllung dann ja auch einen Glanz auf sie warf, nicht besser unterstützen zu können, als wenn sie die durch so vielen Widerstand erschwerte Aufgabe, Marili auf ein: oder die andere Weise zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bewegen, zur Lösung bringe.

Das Gelingen dieses Calcüls mußte dann ungemein viel beitragen sich des Kaisers besondere Gunst zu erringen, dem ja das Abringen einer Seele vom Lutherthum als ein großes Verdienst erschien, das er selten unbelohnt ließ.

„Mein Kind,“ hob Frau von Wiesenburg nach einer Weile an ... „Du siehst mich schwer niedergebeugt und daß ich Dich habe zu mir rufen lassen, geschah nur deshalb, weil die Nachricht, welche mich so hart berührt hat, daß ich wohl, ohne mich zu versündigen, den Wunsch

aussprechen dürfte, den heutigen Tag, an welchem ich eine so schlimme Kunde empfangen mußte, nicht erlebt zu haben, auch Dich .... ja und vorzugsweise Dich, angeht."

Diese Ansprache war ganz derart, daß Angst und Schreck Besitz von Marili's Herzen nehmen mußte und wie sehr dies wirklich der Fall sei, bezeugte das Zittern ihrer ganzen Gestalt. Der Eindruck dieser Rede bewirkte einen sie durchlaufenden Fieberschauer.

„Das klingt so ... entsetzlich," äußerte sie ... „von welcher Nachricht redet denn die gnädige Frau Baase?"

„Dein Vater ist ..."

„Todt?!" rief Marili auf's Tiefste erregt.

„Wenn es das wäre, würde es für ein Glück zu betrachten sein," antwortete die Frau Räthin. „Nein, er ist als Gefangener mit noch einer Menge anderer Rebellen vom bayerischen Kriegsobristen Grafen Pappenheim in Ketten nach Linz geschickt worden."

Marili hatte vor Schreck die Fähigkeit des Sprechens verloren, sie saß so unbeweglich, als wäre in diesem Augenblicke ihr Geist entwichen und der verlassenen Hülle kein anderer Ausdruck von irgend einer Empfindung zurückgeblieben, als der des plötzlichen Stillstandes aller seiner Thätigkeit. Es giebt tödtliche Ueberraschungen; Marili unterlag der Gewalt einer solchen in jeder Beziehung, selbst ihr starrer Blick wies sich glanzlos. Diese plötzliche Umwandlung schien der Frau Räthin Furcht einzuflößen, sie rüttelte sie heftig zur Besinnung zurück und wendete zur vollen Erreichung dieses Zweckes eine

Weise an, die ein eben so gewaltsames Mittel zur vollständigsten Erschütterung, wie die von ihr kurz zuvor ausgesprochene unheilsvolle Nachricht ein unter allen Umständen lähmender Schreck gewesen war.

„Ja, ja, ich glaube es Dir, Kind,“ sagte sie .... „wer könnte bei solcher Hiobspost gleichgültig bleiben! mich hat sie wie ein böses Fieber angepackt. Es dauerte sehr lange, ehe ich mich zu fassen vermochte. Mein Himmel, wäre es denn ein Wunder, wenn man vor Schaam bei dem Gedanken stürbe, sich zur Verwandtschaft eines Mannes zählen zu müssen, dessen schweres Verbrechen gegen des Kaisers Majestät ihn zum Gegenstand der Kunstfertigkeit des Henkers machen wird, denn von einer Begnadigung kann leider hier keine Rede sein! Ich bin allerdings in diesem Falle, der uns Beide so nahe angeht, viel besser daran, als Du, armes beklagenswerthes Kind. Durch meines Gemahls Namen bin ich gesichert vor jeder verletzenden Bemerkung, die man sich gelegentlich, wenn die Rede auf die oberöstreichischen Ereignisse kommt, in Gesellschaft erlauben könnte; aber Dich, Aermste, die Du den Namen Willinger von der Au trägst, dürften in Deiner Gegenwart über Deinen Vater gefällte Urtheile hart berühren. Wir müssen einen Ableiter dafür erfinden ... das ist eine gebieterische Nothwendigkeit. Es würde mir leid thun, müßte ich Dich erröthen sehen, weil Du das Unglück hast, eines Mannes Kind zu sein, der seine adliche Ehre so weit vergaß, sich zum Führer der Volkshefe zu machen und ein nur mit dem Tode zu sühnendes Verbrechen gegen seinen Herrn und Kaiser begehen.“

Der große Schreck Marili's, der in ihrem Denken einen plötzlichen Stillstand bewirkt hatte, wurde durch diese Aeußerung der Frau Räthin gleich einer Dunstwolke, die im Strahle des jungen Lichtes am Morgen zerrinnt, gewaltsam niedergeschlagen. Hohn auf Unglück gehäuft, erbittert und Marili fühlte sich in tiefster Seele empört von der Lieblosigkeit ihrer Verwandtin, in deren Herzen auch nicht die Spur einer Theilnahme an dem Geschicke ihres leiblichen Bruders vorhanden war.

„Gnädige Frau Baase," sagte sie, mit Mühe eine heiße Thräne zurückdrängend ... „es ist gewiß ein recht großes und schweres Unglück, das Kind eines Vaters zu sein, dessen Lebensende ein so entsetzliches sein soll .... wer kann das tiefer und schmerzlicher empfinden als ich! ... aber ein noch viel, viel größeres Unglück ist es für mich, daß ich allein stehe, von allem losgerissen, was ich mit allen meinen Kräften liebe und dies ist ... mein Vater. Einer solchen Gesinnung an einer Verwandtin müßtet Ihr Euch schämen, gnädige Frau Baase, sie stimmt so wenig zu der Eurigen und weil ich das erkenne, bitte ich Euch um die Erlaubniß, Euer Haus verlassen zu dürfen. Ich hoffe, daß diese Bitte Euerm Wunsche, nichts mit dem Namen, den ich trage, gemein zu haben, auf halbem Wege entgegen kommt."

„Das heißt mit andern Worten, Du willst diejenigen von Dir zurückstoßen, auf deren Beistand und Hilfe Du von nun an allein angewiesen bist," nahm die Frau von Wiesenburg das Wort und ihr Ton verrieth die tiefe Indignation, die sie über diese scheinbare Undankbarkeit empfand.

„Heiliger Gott!“ rief Marili .... „ist es denn möglich, daß von Euch, gnädige Frau Baase, mir ein Beistand kommen könnte, da Ihr für meinen unglücklichen Vater nur Schmähungen habt?“

„Zwischen uns Beiden ist ein zu großer Unterschied in den Gesinnungen. Die Verhältnisse, in denen wir leben, drängen uns Ansichten auf, die als gebieterische Forderungen nicht abzuweisen sind und versuchen wir dies, sich als Unterlassungssünden schwer an uns rächen,“ erklärte die Frau Räthin nach einer Weile, in der sie, wie es schien, zu der Ueberzeugung gekommen war, daß ein veränderter Ton, der keine Härte verrathe, im Gegentheil ein Durchklingen von Güte und Theilnahme zulasse, geeigneter sein werde auf Marili einzuwirken und sie der Anforderung, sich in ihrer hilflosen Lage der katholischen Kirche in die Arme zu werfen, geneigter machen müsse. „Was Du als Schmähungen gegen Deinen Vater mir zur Last legst, entspringt lediglich diesem Gesinnungs-Unterschiede. Ich habe anders denken gelernt, dies allein ist die Kluft zwischen mir und Dir. Du wähnst sie unüberbrückbar, bist aber da in einem Irrthume, welcher, entspränge er anderem Motive als Deiner Kindesliebe, für mich eine sehr empfindliche Beleidigung sein würde. Wenn ich gesagt habe, daß der Gedanke, zur Verwandtschaft eines Mannes mich zählen zu müssen, dessen übles Thun gegen des Kaisers Majestät ihn einer Strafe unterwirft, die eine entehrende ist, für mich ein beschämender sei, so hängt das genau mit der Stellung zusammen, in welcher mein Gemahl sich hier am Hofe befindet. Es würde im Gegentheile zu verwundern sein,

wenn ich andere Ansichten aussprechen wollte. Siehst Du das ein, mein gutes Kind?“

„Ja,“ antwortete Marili leise.

„Ich hoffe, Du wirst mir auch in allem anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ redete die Frau Räthin weiter. „Diese in meinen Verhältnissen gewiß zu keinem Vorwurf gegen mich berechtigende Schaam schließt keineswegs die Theilnahme an des Verblendeten Schicksal aus ... ich glaubte jedoch nicht nöthig zu haben, derselben gegen Dich noch Worte leihen zu müssen, da ich meinte, diese Ueberzeugung bei Dir voraussetzen zu dürfen. Daß diese Hoffnung eine Täuschung war, ist für mich allerdings kein angenehmes Bewußtsein, denn ich erkenne, daß in Deinem Herzen eine versteckte Feindseligkeit, eine Vertrauenslosigkeit gegen mich vorherrsche, welche ... doch nein, ich will nicht die Waffe des Vorwurfs gegen Dich anwenden, sondern nur annehmen, daß Du mich bisher nicht verstandest. Deine Jugend und Deine Unerfahrenheit stehen Dir als Fürsprecher zur Seite und ich hoffe, daß Du mich deshalb nicht des Fehlers der Ungerechtigkeit zeihen wirst, Kind.“

Diese ruhige und überzeugungsvolle Ansprache der Frau Räthin machte auf Marili einen sichtbar günstigeren Eindruck. Sie ergriff der gnädigen Frau Baase Hand und drückte sie bewegt an ihre Lippen.

„Nun siehe, Du kleiner Brausekopf, wir werden uns bald verständigen,“ sprach Jene sichtbar heitrer. „In Bezug auf Dich, sagte ich ... Du wirst Dich dessen wohl erinnern? ... müsse ein Ableiter gefunden werden, welcher Dir das Leid erspart, bei gelegentlicher Erwähnung Deines

väterlichen Namens das Erröthen zu ersparen. Nun, Kind, wir müssen da offen mit einander sprechen. Das Urtheil, welches gesetzlich über Deinen Vater gefällt werden wird, endet nicht allein mit seinem Leben, es äußert auch seine Wirkung auf Alles, was ihm an zeitlichen Gut und Vermögen gehört, die Confiscation seines Besitzthumes raubt Dir zugleich jede Aussicht für die Zukunft. An diese Sorge hast Du bis jetzt nicht gedacht, Du bist zu jung, um einer solchen Sorge ein Gewicht zuzugestehen, das ist sehr begreiflich, aber nichts desto weniger ist und bleibt sie eine Last, die sich später immer fühlbarer macht."

„Gott im Himmel, kann ich denn jetzt an mich denken, wo all mein Denken und Empfinden nur meinem unglücklichen Vater allein gehört!" rief Marili aufwallend.

„Eben weil Du es nicht kannst, Kind, weil diese Sorge gar noch nicht Dein Denken beschäftigte, halte ich es für meine Pflicht, sie in den Bereich der Berathung zu ziehen. Bestimmt Verlorenes ist nicht mehr zu retten, wohl aber das, was durch ein Ablegen vorgefaßter, störriger Vorurtheile, durch kluge Nachgiebigkeit erhalten werden kann."

Die Frau Räthin ließ eine Pause folgen.

Ihr Blick ruhte forschend auf dem blassen Antlitze ihrer Nichte, über deren Wangen langsam Tropfen auf Tropfen herabperlten. Frau von Wiesenburg schien unschlüssig, ob sie das Mittel zur Rettung nennen solle.

Nach einer Weile jedoch mußte ihr der Moment als ein ganz geeigneter zu diesem Angriff auf die so tief in

ihrem Herzen erschütterte Marili erscheinen, sie nahm sie freundlich bei der Hand und sprach:

„Mein Kind, in diesem Bedrängniß kann einzig und allein die Gnade Kaiserlicher Majestät Dir von Nutzen sein. Sein Wille, Deines Vaters Hinterlassenschaft als ein rechtgilltiges Erbe Dir zuzusprechen, überwiegt jeden gerichtlichen Beschluß auf Confiscation. Selbstverständlich aber ist es, daß eine solche Gnadenäußerung nicht erfolgen könnte und würde, wenn Du Dich ihrer nicht vor allen Dingen würdig zu machen suchst. Unmöglich wird der Kaiser einer Protestantin sich geneigt erweisen, die vorher nicht durch Ablegen ihres verpönten Glaubens sich seiner Huld empföhle.“

Da Marili nichts darauf antwortete, glaubte die Frau Räthin, ihre Ansprache sei auf guten Grund und Boden bei ihr gefallen und fand sich gedrungen, diese Wirkung zu verstärken.

„Was ist es denn auch, Kind, was Du darbringst gleichsam zur Sühne für das, was Dein Vater gefehlt gegen Kaiserliche Majestät?“ hob sie an ... „einen Glauben, der Dir, weil Du darin erzogen worden, eine alte liebe Gewohnheit ist; aber Gewohnheiten, wenn sie auch zu Fleisch und Blut sich in und an uns verwandelt, zu unserer zweiten Natur sich gemacht und eine unbillige Herrschaft über uns erlangt haben, sind und bleiben immer nur Anhängsel, die den Verhältnissen nach abgelegt, beseitigt werden können, sobald nur der ernste Entschluß dazu vorhanden ist. Als Katholikin wirst Du mit einemmale allen Unannehmlichkeiten, die Dich als

hartnädige, störrige Protestantin treffen müssen, enthoben sein. Nicht nur, daß Du Deine eigene Zukunft rettest, Kind, auch Deines Vaters Schicksal dürfte hinsichtlich Deiner Willfährigkeit eine Milderung erfahren, die zu bewirken ... wenn Du nur ein wenig nachdenken willst ... eine unabweisbare Forderung an Deine Kindespflicht ist."

„Ach mein Gott, mein Gott!" rief Marili, die Hände über die Brust faltend ... „ich kann nicht, ich kann nicht! Es hieße ja Schmach häufen auf den Namen des Vaters, der mit Leib und Leben unsern protestantischen Glauben vertheidigt hat und als Märtyrer ihn mit seinem letzten Hauche besiegeln wird .... und ich, ich, seine Tochter, sollte durch eine Untreue an dem, was sein Heiligthum gewesen immerdar, was er mir in die Seele gepflanzt als köstlichste Aussteuer für mein ganzes Leben, ihn der Verblendung zeihen, ihn mit der Anklage eines verwerflichen lebenslänglichen Irrthumes belasten!"

„Mein Kind, ich finde es sehr begreiflich, daß Du in solcher Aufgeregtheit keinen Entschluß fassen kannst," redete Frau von Wiesenburg ... übersieh nicht, daß ich von Dir keinen Uebertritt verlange, welchen Vortheil könnte er mir auch bringen? aber als meine Pflicht erachte ich es, Dir zu rathen ... ich habe sie gethan. Prüfe Dich nun selbst; was Du wählst, hast Du dann selbst gewählt. An mir war es nur, Dich aufmerksam zu machen auf die einzige und beste Wahl um die traurigen, Dich jetzt ängstigenden Verhältnisse zu einer möglichst günstigen Lösung für Dich und Deinen Vater zu gestalten. Denke darüber nach, Kind. Du allein wirst

am besten entscheiden, zu welchem Opfer Deine Kindesliebe fähig ist."

Die Frau Räthin entließ sie mit einem Ausdruck von Güte, der die angstvolle Verwirrung Marili's bedeutend vermehrte.

Die Aermste befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß die Klarheit ihres fast vollständig umnachteten Denkens bald nur noch in periodischen Aufblitzen einzelner Ideen bestand, die des Zusammenhanges ermangelten. Geist und Gemüth, gleich gewaltig ergriffen von Angst und Entsetzen, verloren allmählich ihre Spannkraft, nur die wenigen Tage einer Woche gehörten dazu, Marili's Kraft gänzlich zu erschöpfen.

Ungewöhnt, das Opfer von Widersprüchen zu sein, welche sich im gegenseitigen Kampfe immer erneuten, nicht an Gewalt verloren, im Gegentheile an solcher zunahmen und wuchsen, war es kein Wunder, daß eine Aufreibung dieser zwischen Hoffnung, Angst, Abwägen und Unentschlossenheit, plötzlich aufschießendem Vertrauen und dessen Gegensatze, dem trostlosen Verlorengeben jeder Rettungsaussicht sich unausgesetzt bewegenden feindlichen Gewalten erfolgte, die dem Naturgesetze nach auch zugleich auf Marili's Körper den verderblichsten Einfluß übte und sie auf's Krankenlager niederwarf, von welchem sie dem Anscheine nach nicht wieder erstehen sollte.

Indeß ihre Jugend, unverdorben und kräftig, rang siegreich dem Tode das ihm sichtbar verfallende Leben ab. Monate waren jedoch darüber verflossen und erst der Februar des folgenden Jahres sah ihr langsames Wiedergenesen.

Wie aus einem wüsten Rausche dem Ernüchterten einzelne Erinnerungen auftauchen, so war es auch bei ihr der Fall, als nach dem tödtlichen Nervenfieber wieder bewußtes Denken in kurzen Momenten sich einstellte, diese geistigen Lichtfunken immer mehr Halt gewannen, sich vergrößerten, und das Bewußtsein, täglich klarer und heller werdend, gleich einer wachsenden und an Wärme zunehmenden Frühjahrssonne der körperlichen Genesung weit vorauseilte.

Sie entsann sich die freundliche Erscheinung eines jungen Mädchens im ersten Stadium des wiederkehrenden Denkens, in so kurzen, von Schwäche schnell wieder übermannten und deshalb in Nebel versinkenden Lichtern dies auch bestanden hatte, an ihrem Bette gesehen zu haben. Sie glaubte, es sei nur Traum gewesen, der besonders lebhaft sich in ihrem Gedächtnisse festgesetzt habe.

Eines Tages äußerte sie diese Meinung gegen den Arzt.

„Nein, nein, es war meine Tochter Pia," erklärte dieser. „Ich hatte zu Hause meine Freude ausgesprochen, daß es mir gelungen, Euch, Fräulein, dem Leben erhalten zu haben und Pia, eine ungemein theilnehmende Seele, fand sich dadurch zu der Bitte gegen mich angeregt, sie mit an Euer Krankenlager zu nehmen. Warum sollte ich ihr das verweigern? Theilnahme und Mitleid zählen zu den schönsten Tugenden des Weibes und so besuchte sie Euch in meiner Begleitung, war auch einigemale allein mit neu von mir bereiteter Medizin bei Euch, wenn mein Dienst bei Kaiserlicher Majestät mich abhielt, zu der ge=

wöhnlichen Morgen- oder Abendstunde her zu kommen. Jetzt ist sie noch bei ihrer verheiratheten Schwester in Tulln, die sie sich in einem ihren Eheherrn betreffenden Krankheitsfall zur Helferin in der Haushaltung erbeten hat, wird aber, wie mir gemeldet worden, in einigen Tagen zurückkehren, da mein Eidam, dem Himmel sei Dank, wieder genesen ist."

„Ach, erlaubt ihr dann zu mir zu kommen, Herr Doctor. Wem ist ein guter Engel nöthiger als mir!"

„Wenn Pia's Gesellschaft Euch Freude machen kann, so nehmt mein Wort als Zusage ihres Besuches."

Marili's Genesungsfortschritt war deshalb ein zögernder, weil der Kummer um ihres Vaters Geschick nicht von ihr wich und natürlich in demselben Grade sich mehrte, als ihre geistigen und physischen Kräfte erstarkten. Sie scheute sich die Frage an den Doctor zu richten, ob ihr Vater noch am Leben sei? denn sie erwartete eine verneinende Antwort von ihm zu hören. Es waren ja fast drei Monate seit dem Tage verflossen, als ihre gnädige Frau Baase ihr die Nachricht seiner Gefangennahme mitgetheilt hatte und doch lag diese endlich mit Zittern und Zagen an den Arzt gerichtete Frage ihr so schwer auf dem Herzen, weil an sie nicht nur die Entscheidung über ihr eigenes Geschick sich kettete, sondern auch ein so tief in ihr geistiges Wesen einschneidendes Wehe damit verbunden war.

„Noch ist dieser Prozeß nicht zu Ende, die Untersuchung gegen die so zahlreich Verhafteten soll, wie man sagt, noch nicht einmal vollständig geschlossen sein," lautete Doctor Arnest's Antwort und er fügte hinzu:

„Die bayerischen Eingriffe in die Kaiserliche Justiz bereiten da eine Menge Hindernisse. Man sieht diese Unzuträglichkeiten hier zu Wien auch als das an, was sie in Wahrheit sind, nämlich als einen Hauptgrund des Aufstandes im Lande ob der Enns. Se. Majestät der Kaiser wird, da diese allgemeine Stimmung gegen die bayerische Verwaltung auch ihm nicht unbekannt bleiben kann und ihm die bayerischen Anmaaßungen in dem verpfändeten Oberöstreich schon mancherlei Verdruß bereitet haben, auch jedenfalls hinsichtlich der von den Gerichten zu sprechenden Urtheile bedeutende Milderungen eintreten lassen."

Marili ergriff mit dem Ausdruck der wärmsten Dankbarkeit seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Es ist unmöglich, daß Ihr mir eine bessere Medizin geben könntet, als dies jetzt durch Eure Erklärung geschehen ist!" rief sie. „Noch ist also nichts verloren, ich kann noch auf Begnadigung für den Vater hoffen!"

Der Arzt entgegnete nichts. Das Entziehen dieser von ihr mit so vieler Lebhaftigkeit erfaßten Hoffnung hätte sicher einen jede Aussicht auf Genesung vollständig vernichtenden Rückfall veranlaßt, darum schwieg er.

Marili, von dieser Hoffnung gehoben, empfand doch nichts destoweniger die ganze Schwere des Zwiespalts, unter dessen Last schon früher ihre Seelen- und Körperkräfte zusammengebrochen waren und sie fast dem Grabe zugeführt worden war. Derselbe Kampf erneute sich in ihr, wenn auch in einem weniger leidenschaftlichen, nicht so übermächtig von Angst und Entsetzen überwucherten Grade, als dies ehedem der Fall gewesen.

Ein wenig ruhiger, weil die Gewißheit, daß der Prozeß gegen die Verhafteten noch nicht geschlossen sei, ihr den Hoffnungsschimmer ließ, für den Vater Begnadigung zu erlangen, wog sie das Für und Wider in der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke ab, ohne jedoch zu einem Entschlusse zu kommen. Es gab, wie sie wohl als volle Wahrheit recht gut erkannte, nur das eine Mittel mit einer Aussicht auf Erfolg, für ihn des Kaisers Huld und Milde in Anspruch zu nehmen ... ihren Uebertritt zur katholischen Kirche.

Und doch sträubte sich ihr ganzes Wesen gegen die Verleugnung ihres väterlichen Glaubens. Immer erschien ihr dieser Schritt als ein Lossagen für immer von dem Vater, als eine Schande, mit der sie ihn im Unglück belaste.

„Als Blinde entließ er mich mit seinem Segen und als Sehende soll ich seine Liebe mit dem größten Schmerze lohnen, den ich ihm nur je bereiten könnte!“ rief sie oft in diesem schweren Streite, wo ihr des ehrwürdigen Nehemias fehlender Beistand als unersetzlicher Verlust recht fühlbar wurde. „Warum denn nur mir solche schwere Prüfung auferlegen! warum nur mich in Ungewißheit lassen, was das einzige Rechte ist in dieser entsetzlichen Lage!“

Dann wieder, wenn eine ruhigere Stimmung sie überkam, erschien ihr der Gedanke an den von ihr verlangten Religionswechsel durchaus als nichts so sehr Erschreckendes. Es gab so Manches, das dafür sprach. Der Frau Räthin Baase, zu der sie sich nicht gezogen fühlte, weil bisher in dem Wesen dieser Dame nichts

war, was Vertrauen erweckend zu ihrem Herzen gesprochen hätte, mußte sie zugestehen, daß sie während ihrer Krankheit es durchaus nicht an Pflege hatte mangeln lassen. Dieser Umstand söhnte sie mit dieser vornehmen Verwandtin aus, deren Lebensansichten freilich von der Art waren, daß Marili sich davon verletzt gefühlt hatte.

„Gewiß, ich verstehe nichts von dem vornehmen Wesen der gnädigen Frau Baase und das eben wird es sein, was mich so sehr von ihr zurückscheuchte," entschuldigte sie dieselbe bei sich ... „im Herzen aber ist sie gewiß gut, an mir hat sie ja es bewiesen. Wenn sie mich nur als eine Ketzerin betrachtet hätte, würde sie nicht so sorgsame Pflege mir haben angedeihen lassen ... nein, nein, sie sah in mir ihre nächste Verwandte ... und es ist sicher ein großes Unrecht von mir gewesen, daß ich sie lieblos geglaubt habe. Ich verkannte sie, weil ich sie nicht verstanden habe und deshalb erschien mir auch ihr Rath zum Uebertritte ein herzloser. Sie kennt hier die Leute und muß es daher am Besten wissen, daß auf keine andere Weise die kaiserliche Gnade für den Vater erworben werden kann."

Dies Hinundherwogen und gegenseitige Verdrängen der Entschlüsse in Marili's Seele fand durch Pia's Bekanntwerden mit ihr gewissermaaßen eine Beruhigung. Das mit ihrem Vater bei ihr erscheinende junge Mädchen machte einen außerordentlich günstigen Eindruck auf sie. Aus Pia sprach eine ungemeine für sie gewinnende Sanftmuth. Sie schien dazu geschaffen, innige Gefühle zu erwiedern und die herzliche Theilnahme, welche sie für Marili an den Tag legte, bewirkte ein solches Wohlge-

fühl bei dieser, als daß zwischen Beiden eine Verständigung und eine damit verbundene Zuneigung zu einander hätte ausbleiben können.

Pia war nicht ungebildet, ohne daß dieser Vorzug bei ihr die Natürlichkeit ihres Empfindens verwischt hätte, sie gab sich mit voller Aufrichtigkeit, immer waltete bei ihr die Empfindung, das Seelenvolle vor. Ihre täglichen Besuche bei Marili bahnten schnell eine Vertraulichkeit zwischen Beiden an, die unter nicht so einander ansprechenden Gemüthern nicht sobald entstanden wäre.

Marili hatte anfänglich gegen sie Schweigen über den tiefen ihr Herz ängstigenden Kummer beobachtet, aber sie hielt es für ein Unrecht, sich länger vor ihr zu verbergen, es erschien ihr wie eine Versündigung an Pia's aufrichtiger Theilnahme für sie.

I„ch weiß das Alles, meine gute liebe Marili," antwortete Pia, als Jene ihr von dem tiefen Wehe ihres Herzens gesagt hatte. „Wenn Du nur wüßtest, welche große Freude Du mir durch diese Mittheilung gemacht hast. Jetzt liebe ich Dich viel, viel mehr noch, als ich Dir bisher gut war, denn, wenn Du zu mir kein Vertrauen hättest, würdest Du gewiß gegen mich von dem geschwiegen haben, was Dich so sehr ängstigt."

Ohne Hehl und mit einer Offenheit, welche gar nicht die Annahme zuließ, daß irgend eine Absichtlichkeit sich dahinter verstecke, erzählte Pia recht herzlich, daß sie von dem großen Unglücke Marili's gehört und eben deshalb von ihrem Vater die Bewilligung erhalten habe, um ihr darin beizustehen.

„Wie könntest Du das, Pia?“ fragte Jene.

„Warum nicht, meine herzliebe Freundin? Du wirst es gleich hören. Der hochwürdige Herr Pater Lamormain und mein Vater sind gute Freunde, die schon auf der Universität einander gern gehabt haben. Pater Lamormain besucht meinen Vater sehr oft. Ich war dabei, als sie von Dir sprachen und hörte, wie der Hochwürdige Herr auf meines Vaters Ausspruch, daß Du wieder genesen würdest, sagte: „Was hilft ihr die leibliche Genesung, wenn sie durch die Beharrlichkeit in der Ketzerei ihr ewiges Seelenheil verliert!“ Ewig verloren sein sollen ... der Gedanke brachte mich zu Thränen, er ist gewiß der schrecklichste, den es giebt. Wenn ich da helfen könnte, eine Seele retten, dachte ich, und es wurde mir dabei so warm und muthig im Herzen, daß ich mit dem Vater davon sprach. „Versuche es,“ sagte er ... und deswegen siehst Du mich bei Dir. Ich wollte gern einen recht großen Schmerz ertragen, wenn ich Dich, Du Aermste, nur für den Himmel, für unsere heilige alleinseligmachende Kirche gewinnen könnte!“

Marili beobachtete Schweigen.

Es war anfänglich ein sehr unangenehmes Gefühl für sie, in Jedem, mit dem sie hier in Berührung kam, einen bekehrenden Apostel, ein zur Erschütterung ihres lutherischen Glaubens bereites Werkzeug zu erblicken, aber diese widerwärtige Empfindung milderte sich bei dem Anblicke Pia's. Die fromme Meinung sprach sich in deren sanften Zügen und treuen Augen aus. Nicht einmal der Eitelkeit, welche so häufig mit der Proselitenmacherei Hand in Hand geht, konnte sie geziehen werden, es war

nur der Wunsch einer gläubig-frommen Seele, der sie zu diesem Bekehrungsversuche bestimmt hatte, jedes andere Motiv lag weit ab von Pia's Bestreben.

„Mein Gott, hat Dich denn das beleidigt, meine gute Marili? sage es mir doch!“ bat sie bestürzt. „Siehe nur, Du arme Liebe, ich will ja nur Dein Bestes. Damals, als der Hochwürdige von dem auf Dir lastenden Unglück des Ketzerglaubens redete, kannte ich Dich noch gar nicht, aber daß Du verloren sein solltest, machte mir bange, ich mußte weinen über die mir unbekannte verlorene Seele ... und jetzt, wo Du mir so lieb geworden bist in den wenigen Tagen, daß wir uns kennen, jetzt würde ich recht unglücklich sein, wenn Du mich hart von Dir abwiesest, als hätte ich Dir ein Wehe zufügen wollen.“

Marili zog tief bewegt sie an sich.

„Nein, so ungerecht will und kann ich nicht sein,“ sagte sie ... „Du meinst es gut.“

Und nun redete sie mit ihr. Es war eine Wohlthat für Marili, einmal ihr Herz ausschütten zu können, es gleichsam zu lüften von der schweren erdrückenden Last des Unglücks und dabei kam sie in Eifer. Sie erzählte vom greisen Nehemias, der im schlichten Gewande eines Dieners in seinem hohen Berufe die Lutherlehre zu predigen treu ausgehalten und was er ihr gelehrt, und wie er sie behütet mit dem sorglichen Auge eines Vaters.

Pia kannte nichts von der Lutherlehre, sie hatte nur gehört, daß der Fluch der Ketzerei auf ihr ruhe. Das hatte sie so oft gehört und es gläubig hingenommen. Um so größer war daher ihr Erstaunen, als sie jetzt

aus Marili's Munde hörte, daß sie dieselben Tugenden wie die katholische Kirche ihren Bekennern als Ziel ihrer Bestrebungen aufstelle und den Lutheranern ihr Glaube so heilig sei, wie den Katholiken der ihre. Pia fühlte sich sehr beunruhigt, diese ihrer bisher sorglos gläubigen Seele fremden und neuen und dem so oft von ihr gehörten Urtheile geradezu widersprechenden Anschauungen in sich aufnehmen zu sollen; aber sie war aufrichtig genug, Marili zu bekennen:

„Ich kann gar nichts Böses aus Deiner lutherischen Religion herausfinden.“

Das Neue zieht an und Marili mußte ihr so viel, als nur in ihrem Wissen stand, vom Lutherthume erzählen und wer der Luther gewesen sei. Freilich waren diese Erklärungen fern von allen theologischen Rechtsbeweisen, Marili konnte eben nur wiedergeben, was der greise Nehemias sie gelehrt, aber die schmucklose Weise, in der dies von ihr geschah, erzielte bei Pia weit größeren Erfolg, als ein in theologischer Logik wohl bewanderter Redner dies vermocht hätte.

Diese für zwei so junge Mädchen auffallend seltsame, aber durch die eigenthümliche Situation, in der sich Beide befanden, erklärlichen Unterhaltungen konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Während Pia öfterer versicherte, daß sie gar nicht begreife, warum man die Protestanten so hassen und verfolgen könne, da doch Alles, was nun vom Protestantismus ihr bekannt geworden sei, ganz vernünftig erscheine und von einer Lästerung in göttlichen Dingen doch keine Spur darin vorkomme, fühlte Marili sich wunderbar gehoben durch das neue Leben, das ihr

protestantischer Glaube mittels der Ausströmungen auf ihre Freundin in seinem innersten Kerne durch sich selbst empfing. Es war eine Auferstehung aus seiner eigenen heiligenden Kraft bewirkt und die Folge davon war, daß Marili den festen Entschluß faßte, unter keinen Umständen, wie es auch kommen möge, den väterlichen Glauben zu verleugnen. Sie fühlte sich durch diesen Entschluß gestärkt, befreit von dem entsetzlichen Zwiespalte, der so lange ihr Inneres zum Tummelplatze eines Kampfes gemacht hatte, welcher ihre geistigen und leiblichen Kräfte aufzehrte.

Die Frau Räthin, ihre Baase besuchte sie täglich, und natürlich kam da zuweilen die Frage in Anregung, ob sie sich zum Uebertritte entschlossen habe?

Marili hatte eine Ausweichung gefunden, die keinen offenbaren Widerspruch verrieth und doch zugleich sie der Verpflichtung einer einmal gegebenen Zustimmung entband.

„Ich bin darüber mit mir einig geworden, gnädige Frau Baase,“ sprach sie ... „und gewiß werdet auch Ihr dem beipflichten, als einem mit dem kindlichen Gehorsam übereinstimmenden Entschlusse. Der Vater hat mich im lutherischen Glauben erzogen, und ich betrachte denselben wie ein Geschenk seiner Liebe zu mir. Mit seinem Willen kann ich also auch nur diesen Glauben hingeben. Das macht mich von jedem Vorwurfe frei, der mich später ewig verfolgen würde. Wenn er mir befiehlt: werde katholisch ... nun, so bin ich jeder Verantwortlichkeit enthoben, kein berechtigter Vorwurf findet dann einen Platz in meiner Seele.“

Die Frau Räthin äußerte zwar, daß auch der kindliche Gehorsam Grenzen habe, welche in gewissen Fällen überschritten werden müßten, sollte er nicht in Thorheit und beklagenswerthe Abhängigkeit ausarten, aber eine entschiedenere Bekämpfung dieses Entschlusses ihrer Nichte unterließ sie. Einige Tage später sagte sie ihr jedoch, sie wolle an ihren Bruder, Herrn Achatz Willinger, einen Brief abgehen lassen, der ihm durch einen vertrauten guten Freund in seinem Gefängnisse zugestellt werden solle, um seine Ansicht über einen Religionswechsel Marili's zu seinem und ihrem Besten durch ein Antwortschreiben von ihm zu erfahren, jedoch müsse diese Correspondenz als ein unverbrüchliches Geheimniß gegen Jedermann verschwiegen bleiben, um nicht den Briefbesteller in Unannehmlichkeiten zu bringen. Sie solle einige Zeilen beilegen, es werde dem Vater Freude machen.

Marili küßte ihr dankbar die Hand. Sie fühlte sich so glücklich, dem theuren Gefangenen ein Zeichen ihrer Liebe geben zu können. Diese Wohlthat für ihr Herz löschte jede widrige Empfindung aus, die sie gegen die gnädige Frau Baase gehegt hatte. Jetzt fühlte sie in voller Wahrheit, daß sie ungerecht gegen sie in ihrem Denken gewesen war und sie sagte vorwurfsvoll zu sich: „Das kommt nur daher, weil ich sie nicht verstanden habe, weil sie anders ist wie ich und mir die Erfahrung fehlte, ihre mir fremde Weise recht zu beurtheilen.“

Freilich vermischten sich viele Thränen mit ihren Schriftzügen; aber die Freude, an ihn schreiben zu können, der ihr so fern war, glich dem heilenden schmerzstillenden Balsam auf brennender Wunde. Sie wollte der gnädigen

Frau Baase vorlesen, was sie an den Vater geschrieben, sie hielt dies für eine Vertrauensbezeugung.

„Nein, mein Kind, das ist unnöthig, ich verlange das nicht, denn ich bin überzeugt, Du wirst nur das geschrieben haben, wessen Dein Herz voll ist," wehrte die Frau Räthin ab ... „etwas anderes ist es, daß ich wünsche, Du habest Kenntniß von meinem Schreiben an Deinen Vater, weil Du dann auch seine uns werdende Antwort am Besten wirst beurtheilen können."

Marili fand, da sie dem Verlangen der gnädigen Frau Baase, weil diese darauf bestand, entsprechen mußte, in deren Schreiben durchaus keine Ueberredung angewendet, ihn zu dem Entschlusse zu bestimmen, seiner Tochter den Uebertritt zu befehlen; die Frau Räthin hatte sich nur auf die Auseinandersetzung der für Marili daraus entspringenden Vortheile beschränkt und leichthin die Bemerkung einfließen lassen, daß der Religionswechsel Marili's vielleicht auch auf sein eigenes Geschick einen günstigen Einfluß ausüben könnte, da des Kaisers Majestät sich jedenfalls dadurch veranlaßt finden werde, Rücksicht hinsichtlich seines Urtheiles zu nehmen.

„In sechs oder acht Tagen können wir Antwort von ihm haben," bemerkte die Frau Räthin ... „denn ich glaube nicht, daß er zögern wird, die günstige Gelegenheit, die sich ihm bietet, an Dich, liebes Kind, zu schreiben, zu benützen."

„O gewiß nicht, meine theure gnädige Frau Baase!" rief Marili mit voller Ueberzeugung.

Von dem Augenblicke war sie in die größte Spannung versetzt, die Erwartung erhöhte ihre geistige Thätigkeit ungemein und diese Stimmung, die gleichsam alle Segel ihres Denkens ausspannte, war vollkommen geschaffen, einen von Pia ausgedachten Vorschlag mit der Lebhaftigkeit eines Muthes zu ergreifen, der zu einer großen ungewöhnlichen That unumgänglich gehört.

Pia erzählte ihr, sie habe, wie sie glaube, einen außerordentlich glücklichen Gedanken in Bezug auf sie gehabt. Ein Fußfall Marili's vor der Kaiserin Majestät, einer unaussprechlich gütigen Dame, dürfte vielleicht deren hohen Gemahl in Rücksicht auf ihren Vater zu einer günstigen Entscheidung bestimmen.

„Aber wie soll ich denn zur Kaiserin Majestät gelangen?“ fragte Marili.

„O, Liebe, darum bange ich nicht,“ entgegnete Pia sehr zuversichtlich. „Signora Guardini, der Frau Kaiserin Kammerfrau, die sie mit hierher nach Wien gebracht hat, war eine gute Freundin meiner seligen Mutter, die auch aus Mantua stammte. Die Signora hat mich, die Tochter ihrer verstorbenen Freundin, die sie gar nicht vergessen kann, sehr lieb, weil ich meiner guten Mutter täuschend ähnlich sehe, und ich bin fest überzeugt, wenn ich sie bitte, Dir eine geheime Audienz bei ihrer gnädigen Herrin zu verschaffen, sie thut es mir zu Liebe, ganz gewiß. Freilich müßte das ein Geheimniß bleiben, denn Signora Guardini hat, eben weil sie bei der Kaiserin Majestät so viel gilt und deren ganzes Vertrauen besitzt, ungemein viel Feinde am Hofe. Es käme also nur darauf an, ob Du den

Muth Dir zutrauest, mit der gnädigsten Frau Kaiserin zu sprechen."

„Ich bete ja zu Gott, warum soll ich denn da verzagt sein vor einer irdischen Majestät? und meiner Bitte um den Vater habe ich mich auch nicht zu schämen," meinte Marili. „Es ist etwas so Natürliches in solcher Bitte und der Kaiserin Majestät ist ja eine gütige Dame, wie Du mir selbst sagtest, sie ist Frau. Siehe, darin glaube ich, liegt auch für den Verzagtesten ein Ansporn zum Muthe, das Herz vor ihr auszuschütten."

Pia sagte, so viel sie wisse, pflege die Kaiserin nach abgehaltener Vesper, der sie und ihr hoher Gemahl in der Fastenzeit stets regelmäßig beiwohnten, bis zur Abendtafel in ihren Gemächern allein zu verweilen, vielleicht fände Signora Guardini diese Zeit passend und Marili sollte am nächsten Vormittag schon Nachricht darüber von ihr erhalten.

Das freudestrahlende Gesicht, mit dem Pia am andern Tage bei ihr eintrat, verkündete im Voraus, der kaiserlichen Kammerfrau Einwilligung für ihr Anliegen und als die Vesperzeit heranrückte fand sich Marili bei Pia ein, deren väterliche Wohnung in der Burg war. Sie war schon ein paar Mal daselbst gewesen, seitdem sie sich wieder so weit gekräftigt zum Ausgehen fühlte.

Freilich that es Marili weh, gegen Pia von dem an ihren Vater abgesendeten Brief schweigen zu müssen, indeß die Frau Räthin hatte ihr Schweigen in dieser Angelegenheit auf's Dringendste anempfohlen und sie gehorchte.

Signora Guardini nahm die ihr von Pia Zugeführte freundlich auf und als die Kaiserin aus der Vesper zurückkehrte, geleitete sie Marili, der das Herz fast hörbar klopfte, ohne die Vorkammer zu der Kaiserin Gemächer zu berühren, auf einem nur ihr gangbaren Weg zu der hohen Frau.

VII.

Der Märztag neigte sich stark seinem Ende zu, Vesper und Fastenpredigt hatten bis tief in die sechste Nachmittagsstunde gedauert, weshalb die Gemächer der Kaiserin bereits durch Kerzenlicht erleuchtet waren, als Marili unter dem Geleite der vertrauten Kammerfrau in dieselben eintrat. Sie wagte kaum aufzublicken, so sehr fühlte sie sich beängstigt, weil jeder Blick auf Gegenstände traf, die ihr fremd waren. Bei einer auf dem Lande erzogenen Jungfrau, welche bis auf den Aufenthalt in ihrer Verwandten Haus nur einer schlichten prunklosen Umgebung gewöhnt war, mußte das Bewußtsein sich plötzlich in einer ganz andern Region zu sehen, einen fast erschreckenden Eindruck bewirken. Die Wände der Gemächer glänzten in bunten Farben, der Fußboden wies sich mit weichen Teppichen belegt, die den Schall der Schritte unhörbar machten und in die Täuschung versetzten, als wandle der Fuß auf einer Blumenflur. Die Möbel zeigten reiches Schnitzwerk und so Manches stellte sich hier zur Schau, von dessem Werth und Gebrauch Marili gar keine Ahnung hatte.

„Ach, guter, guter Gott, mache es doch gnädig mit mir!“ betete sie in aller Stille vor sich hin, als Signora Guardini ihr angedeutet hatte, einige Augenblicke allein zu verweilen und in das Nebenzimmer getreten war, aus dem bei Oeffnung der Thüre ein blendend heller Lichtschein schimmerte. Es blieb ihr keine Zeit, sich mit der Umgebung mittels eines Umblicks vertrauter zu machen, denn die Thüre öffnete sich alsbald wieder und ihre Führerin sagte in ihrem schwerfälligen Deutsch, dem sie zur Aushilfe, wenn ihr Worte mangelten, ohne alle Gewissensscrupel einige italienische untermischte: „Tritt Sie ein!“

Die Hände über die schwer beklemmte Brust gefaltet, folgte Marili der ihr gewordenen Weisung. In Mitte des Gemaches saß die Kaiserin an einem Tische, auf dem zwei zweiarmige Leuchter brennende Kerzen trugen. Ein Löwenhündchen ruhte auf ihrem Schooße. Marili sank einige Schritte von ihr entfernt mit demuthsvoll gebeugtem Haupte auf die Knie nieder. Fast gleichzeitig sprang der Liebling der hohen Frau kläffend von derem Schooße herunter, als wolle er sie gegen einen möglichen Angriff vertheidigen.

„Pfui, Gallus, pfui!“ rief die Kaiserin; Gallus aber schien seinen Irrthum, daß seiner hohen Herrin eine Feindseligkeit drohen könne, einzusehen, denn er wurde still, stieg an Marili hinan und wedelte.

Marili wußte nicht, daß die von dem kleinen Thier ihr erwiesene Liebkosung bei der Kaiserin als ganz besondere Empfehlung ihrer Person galt, sie hörte sie nur

einige Worte in italienischer Sprache zur Guardini äußern. Dann sagte sie: „Steh auf! steh auf!"

Marili gehorchte.

„Wer bist Du? was hast Du von mir zu bitten?"

„Ach, allergnädigste Majestät, wie ich's sagen soll, daß es den Weg zu Ihrer Majestät Herzen findet, weiß ich nicht, ich habe es nie gelernt und kein Mensch hat mir Anweisung gegeben, welche Worte man wählen muß einer Kaiserin gegenüber."

„Das lasse Dich nicht stören, sag' nur Alles, wie es Dir Dein Herz eingiebt, das wird schon das Rechte sein ... von schönen und künstlich gesetzten Redensarten bin ich keine Freundin," antwortete die Kaiserin freundlich.

„Wenn die gütige, allergnädigste Frau Kaiserin mir diese Erlaubniß giebt, da habe ich schon wieder Muth ... und es ist ja auch nur Gutes, weshalb ich hier bin, es gilt ja meinem unglücklichen Vater, da wird Gott mir gewiß beistehen, daß ich Alles sage, was nöthig ist, ihm Ihrer Majestät Herz zur Hilfe zu erwecken."

„So rede!"

So zaghaft und schüchtern Marili auch bisher gewesen war, so wuchs ihr doch sichtlich der Muth, als sie nur erst angefangen hatte von ihrem großen Kummer um des Vaters Schicksal zu sprechen. Die hohe Frau hörte ihr mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu und der Ausdruck der Güte auf ihrem freundlichen und schönen Antlitze schien sich sogar zu erhöhen, als Marili ihre Erzählung mit den Worten schloß:

„Ich habe nun vor der allergnädigsten Frau Kaiserin Majestät Alles gesagt, was mir so schwer auf dem Herzen

liegt, daß es fast vergeht unter der übergroßen Last des Jammers. Der arme Vater hat nur mich noch, der für ihn spricht, und wenn der Herrgott nicht meinen Worten die Kraft verliehen hat, der allergnädigsten Frau Kaiserin Majestät Herz zu rühren, so weiß ich nicht, was ich anfangen soll, ihm in seinem Unglücke zu helfen."

„Ich möchte Dir nicht gern die Hoffnung rauben, die Du auf mich gesetzt hast und doch zweifle ich, daß mein guter Wille, Dein großes Vertrauen zu mir, zu belohnen, Dir viel nützen können wird," nahm die Kaiserin das Wort. „Nicht, daß Dein Vater zu Denen gehört, welche des Kaisers Verbot hinsichtlich der protestantischen Ketzerei nicht achteten, macht ihn so straffällig, sondern, daß er der Hauptführer der Rebellen gewesen, das ist ein unauslöschliches Verbrechen auf seinem Namen, das gestraft werden muß, Anderen zum Beispiel und Warnung. Müßte nicht das Reich in Trümmern zerfallen, wenn Jeder sich ungestraft gegen den von Gott eingesetzten Herrn auflehnen dürfte?"

„Das ist gewiß wahr, allergnädigste Frau Kaiserin, auf ein solches Reich könnte man den Spruch im Buche Jesaia vom Weinberge anwenden, den der Herr mit Unfruchtbarkeit geschlagen: Ich will ihn wüste liegen lassen, daß er nicht geschnitten noch gehacket werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen, und will den Wolken gebieten, daß sie nicht darauf regnen."

Die Kaiserin zeigte großes Erstaunen, aber sie unterbrach die Sprechende nicht, die von der Verwunderung der hohen Frau über ihre Bibelkenntniß nichts ahnte, weil solche Wissenschaft unter den Protestanten damaliger

Zeit eine sehr verbreitete war, indem ihre Theologen die Bibel ihnen als dasjenige Buch empfahlen, in welchem sie für alle Vorkommnisse im Leben einen Leitfaden, eine Stütze fänden und in Wahrheit die Schicksale der Israeliten und ihre fast immerwährenden Kämpfe mit ihren Feinden zu viel Aehnlichkeit mit den Bedrängnissen der Protestanten trugen, als daß das Bibelstudium oder Bibellesen nicht von großem moralischen Einflusse auf sie hätte sein sollen.

Marili redete weiter:

„Unsere lutherischen Leute haben solche Schuld nicht auf sich. Von einem Aufstande gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit steht gar nichts in unserer heiligen Schrift, nur vom Gehorsam unter deren Befehlen. Ist es denn aber eine Sünde, daß man sich gegen die vertheidigt, die uns Böses thun? Und wie viel Schlimmes ist gegen uns Protestanten geschehen! des allergnädigsten Kaisers Majestät hat gewiß nur erst den zehnten Theil von dem erfahren, was uns zugefügt worden, denn er soll ein herzensguter Herr sein, der wissentlich Niemand Ungerechtigkeit geschehen läßt. Ich freilich habe nichts von dem Schlimmen erfahren, denn der Vater hat solche üble Erfahrung von mir abgehalten und mich behütet mit offnem Auge und auch mein ehrwürdiger Lehrer, der fromme Nehemias, hat so gethan an mir, doch gehört habe ich es oft, wie sie und andere Männer unseres Glaubens ausgerufen haben, es sei nicht mehr zu ertragen. Ach, gnädigste Frau Kaiserin Majestät, steht es denn nicht in der Bibel zu lesen, daß Gott der Herr sein Volk Israel geführt hat im Streite gegen dessen viele Feinde, die es bekriegten? Und Führer hatte Israel ... warum

sollte nicht auch unser lutherisches Volk welche haben! Nicht um eines Aufstandes willen, ihres Herrn und Kaisers ledig zu werden, erhoben sich meine Glaubensgenossen, sondern zur Vertheidigung ihres Gottes .... ist es nicht ein großes Unglück für mich, daß mein armer Vater wegen dem, daß er im Kampfe das Volk geführt und unterlag der Uebermacht, am Leben gestraft werden soll?“

Dieser schmerzliche Gedanke ergriff Marili so sehr, daß sie unfähig war, die Thränen zurückzuhalten. Weinend rief sie:

„Gnädigste, liebste Frau Kaiserin Majestät! bittet doch des kaiserlichen Herrn Majestät für meinen unglücklichen Vater, daß an ihm des Propheten Jeremiä Wort wahr werde: Denn ich will Dir davon helfen, daß Du nicht durchs Schwert fallest, sondern sollst Dein Leben wie eine Beute davon bringen, darum daß Du mir vertrauet hast, spricht der Herr.“

Die hohe Frau war sichtbar durch den aufrichtigen Schmerz gerührt, welchem Marili sich hingegeben. Sie redete einige Worte zu ihrer vertrauten Kammerfrau in ihrer Muttersprache, dann erhob sie sich von ihrem Sitze und der protestantischen Jungfrau die Hand zum Kusse reichend, sprach sie freundlich:

„Ich entlasse Dich mit dem Troste, daß ich bei meines Herrn Gemahls Majestät Fürbitte Deines Vaters wegen einlegen werde. In wie weit meine Fürsprache einen günstigen Einfluß auf das über ihn fallende Urtheil haben wird, weiß ich im Voraus nicht zu sagen, aber die Hoffnung gebe ich Dir schon jetzt, daß sie nicht ganz

ohne Wirkung bleiben werde, denn meines kaiserlichen Eheherrn Majestät Herz ist der Milde und Barmherzigkeit offen."

„O gnädigste, gnädigste Frau Kaiserin!" rief Marili außer sich vor Freuden ... „so kann ich ja von hinnen gehen mit dem Lobspruche Salomonis: Ein König, der die Armen treulich richtet, deß Thron wird ewiglich bestehen."

Die Kaiserin antwortete gütig: „Das ist eine weise und schöne Rede. Ich wünsche, meine Liebe, daß in Deinem aufrichtigen Herzen die Lehren unserer heiligen katholischen Kirche so tiefe Wurzeln schlagen mögen, als dies hinsichtlich Deines väterlichen Glaubens der Fall gewesen ist. Als Katholikin würdest Du dann an mir eine Schützerin in allen Lebenslagen finden und würde ich Dich gern in die Zahl meiner Hoffräulein einreihen lassen. Denke darüber nach, meine Liebe ... gehe mit Gott!"

Die entlassende Handbewegung der hohen Frau und der entscheidende Wink der Signora Guardini deuteten Marili den Abschluß der Audienz an. Mit tiefer Verbeugung, wie bei ihrem Eintritte die Hände demüthig über die Brust gefaltet, verließ sie das Gemach, von ihrer Führerin auf demselben geheimen Wege, wo ihr Niemand begegnete, nach deren Wohnzimmer geleitet, wo Pia ihrer wartete. Marili eilte mit offenen Armen auf ihre Freundin zu, der Jubel in ihrer Seele war zu groß, als daß sie demselben hätte nicht Worte geben sollen.

„O welch ein Engel des Himmels ist diese Kaiserin!" rief sie fröhlich ... „sie hat mir Hoffnung gegeben für

meinen Vater. Dir, Du Gute, habe ich dies Glück zu danken und dieser Freundin Deiner verstorbenen Mutter. O tausend, tausendmal Dank!“

Signora Guardini, der sie im Uebermaaß ihres Glückes die Hände küßte, sagte lachend:

„Ist gut, ist gut .... werden sich nehmen groß Wunder, wenn meine Majestät macht ganz im Stillen ein ... ein ... wie heißt doch das?“... eine Handbewegung, mittels deren sie eine horizontale Linie durch die Luft zog, unterstützte den Mangel eines Ausdrucks für den Gegenstand, der ihr in Gedanken vorschwebte.

„Strich ...“ rief Pia.

„Ja, ja Strich ... ganz recht,“ stimmte die Signora bei ... „ein Strich bei sein Herrn Gemahl Kaiser gegen meine gute Freund.“

Marili verstand den Sinn dieser Aeußerung der vertrauten Kammerfrau der Kaiserin nicht, sie wußte nichts von dem verstohlenen unter dem Scheine der größten Freundlichkeit spielenden feindseligen Treiben am kaiserlichen Hofe, in das eben diese Worte der Guardini einen Einblick vergönnten.

Die Anhänglichkeit der Kaiserin an die Kammerfrau war den Herren Patres Beichtväter des Kaisers ein Dorn im Auge. Sie hatten die Spur aufgefunden, daß durch die Guardini deren hohe Herrin Manches zur Kenntniß kam, was von dieser dem Kaiser mitgetheilt, denselben zu anderen den Herren Beichtvätern nicht liebsamen Ansichten bestimmte und nicht selten bei ihm einen Widerstand gegen ihre Maaßnahmen hervorrief, an welchem alle ihre Ueberredung scheiterte. Vergebens war

jeder Versuch, die Guardini aus der Nähe der hohen Frau zu entfernen und die Signora, der diese Bestrebungen nicht unbekannt blieben, war jederzeit erfreut, wenn sie irgend etwas auffand, was ihre „gute Freund“ in einen gelinden Aerger versetzen konnte. Sie begriff schnell, daß eine geheime Audienz Marili's bei der Kaiserin diesem Zwecke auf's Vollkommenste entsprechen werde und dies bestimmte sie, eine solche zu vermitteln.

Die Hoffnung begleitete Marili aus der Kaiserburg. Ihre bisher bleichen Wangen färbten sich wieder in dieser ihre Seele durchglühenden Empfindung, sie lebte in diesem Bewußtsein neu auf. Freilich verbarg sich in ihrem Herzen noch der Wunsch, daß sie erfahre, welche Wirkung die Fürsprache der Kaiserin gehabt habe, aber nur mit Pia, die in dies Geheimniß eingeweiht war, konnte sie davon sprechen, nicht mit ihrer gnädigen Frau Baase, welche nichts von der geheimen Audienz wissen durfte. Marili war zu arglosen Herzens, um nicht mit ihrer Verwandtin sich ganz ausgesöhnt zu betrachten.

Die Frau Räthin zeigte sich jeden Tag liebevoller gegen sie, die ihrem Dünkel entspringenden Härten, unter deren Aeußerung ihre junge Nichte sich oft so schwer verletzt gefühlt hatte, traten gar nicht mehr hervor, ihr Ton nahm den Ausdruck mütterlichen Wohlwollens an, der Marili's offnes und dankbares Herz innig an sie fesselte. Acht Tage waren bereits vergangen und noch war kein Schreiben von Herrn Achatz Willinger angelangt. Die Frau Räthin sprach ihre Besorgniß deshalb aus.

„Ich hoffe zu Gott, daß der vertraute gute Freund, der zu der kaiserlichen Untersuchungscommission gehört,

Mittel und Wege gefunden hat, um Deinen Vater unsere Schreiben zuzustellen," sagte sie. „Freilich das Wetter ist schlecht, die Wege sollen grundlos sein, sagt man, das mag dem guten Herrn auf der Reise sehr hinderlich sein. Nun, ich will den Muth nicht verlieren ... vielleicht kommt er morgen oder übermorgen. Es ist unrecht, daß man gleich den Muth verliert, wenn nicht Alles sich so rasch fördert, als man es wünscht."

Ihre Hoffnung betrog sie nicht; zwei Tage später wurde Marili am zeitigen Vormittage schon zu ihr gerufen.

Mit großer Freude hielt sie der eintretenden Nichte ein gesiegeltes Schreiben entgegen.

„Endlich! endlich angekommen!" rief sie ihr zu. — „ich war ordentlich glücklich, als ich Deines Vaters mir wohlbekanntes Siegel sah. Sieh nur, mein liebes Kind!"

Marili küßte in freudigster Erregung das den Brief noch fest verschließende unerbrochene Siegel, es kam ja von ihrem Vater.

„Der schlechte Zustand der Straße war die Ursache der Verspätung der Ankunft unsers Vermittlers," erzählte Frau von Wiesenburg, indem sie den Brief erbrach. Es waren zwei Schreiben, eins an die Frau Räthin Schwester und eins an Marili. „Dies ist an Dich, dies an mich," sagte die Erstere mit allen Zeichen von Hast ... „lesen wir schnell."

Marili konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie des Vaters Handschrift erkannte. Nach so langer Trennung das erste Lebenszeichen von ihm! Der Anfang schilderte ihr seine Angst um sie, die schlaflosen Nächte, die er wegen ihres ihm unbekannt gebliebenen Geschickes

im Gefängnisse ausgestanden, die unbeschreibliche Freude, die er empfunden, als er ihren und der Räthin Brief erhalten habe, solches Glück könne nur angedeutet, nicht geschildert werden.

Marili mußte sich im Lesen unterbrechen, die Rührung durchrieselte ihr Herz mit den schmerzlichen und doch so unaussprechlich süßen Schauern der innigsten Liebe, ihre unaufhaltsam rinnenden Thränen woben vor ihren Augen einen so dichten Schleier, daß ihren Blicken die Schrift unleserlich wurde. Erst, nachdem sie sich auf Zureden der gnädigen Frau Baase wieder gefaßt hatte, vermochte sie weiter zu lesen; aber der nun folgende Inhalt des Schreibens erschreckte sie außerordentlich.

Herr Achatz sprach sich darin offen aus, daß sein protestantischer Glaube ein schwerer Irrthum sei, der sich jetzt an ihm räche, daß er tief bereue, sich einer solchen lebenslänglichen Verblendung hingegeben zu haben; daß er erst jetzt, freilich sehr und wohl fast zu spät, die hohen Vorzüge der katholischen Kirche, durch die Unterweisung eines ihrer Priester, der ihn täglich besuche und in dem er einen wahren Freund gefunden, erkennen gelernt habe. Wenn er um sein eigenes Seelenheil willen sich schon glücklich schätze zu dieser Erkenntniß gelangt zu sein und sie als eine göttliche Wohlthat betrachte, die ihn nicht habe auf ewig verloren gehen lassen wollen, so preise er jetzt Gott um so mehr für die ihm erwiesene Gnade, auch seinem geliebten Kinde durch treue väterliche Mahnung ein Wegweiser zu dem Besseren und zur Erlangung ewigen Himmelsfriedens sein zu können. Er kenne seiner Marili Herz und halte sich eben deshalb

überzeugt; daß sie seinem Beispiele nacheifern, es nicht erst seines Befehles für sie bedürfen werde, sich der katholischen Kirche zuzuwenden. Nur dann könne sie seines Vatersegens gewiß sein.

Der Jungfrau entsank das Blatt, sie schaute wie betäubt vor sich hin. Eine solche Gesinnungsumwandlung des Vaters hätte sie nie erwartet, wie ein Nachtstück, aus dem nicht nur die schönen Lichter des Tages verschwunden waren, sondern das auch nicht ein einziger Stern erleuchtete, erschien ihr der jetzige Theil seines Lebens .... keine Hoffnung aus seiner ehemaligen Zeit muthigen Handelns war ihm geblieben, ganz und gar sich unähnlich in der Glaubenstreue war er nicht mehr er selbst.

Die Frau Räthin hatte, ohne daß Marili es bemerkte, einen Blick über das von ihr gelesene Blatt, auf diese gleiten lassen und ein feines schlaues Lächeln überflog für einen Moment ihre Züge, als sie den Schreck in derem Gesicht bemerkte. Sie störte diese Bestürzung ihrer Nichte mit keinem Worte und schien eifrig fortzulesen. Endlich brach sie das Schweigen, indem sie sich geräuschvoll zu ihr mit den Worten wendete.

„Hier, Kind, lies. Ich freue mich, daß Dein Vater alles Das, was ich ihm schrieb, als vollkommen giltige Bewegungsgründe zu einer ... aber mein Himmel, was ist denn das? Du bist so bleich und verstört, als sei Dir ein großes Unglück geschehen.“

„Ich erkenne meinen Vater nicht mehr,“ antwortete Marili schwer.

„Wie soll ich das verstehen? erkläre mir das, Kind.“

„Wie ein großes unaussprechliches Wehe tritt der Inhalt seines Briefes an meine Seele,“ sprach die protestantische Jungfrau. „Was ich liebe als Kern und Stütze meines Seins, soll ich veräußern gleich einer werthlosen Beigabe ... er will, daß ich Katholikin werde.“

„Das ist's, was Dich so verstört macht? kleines Närrchen, Du! wahrhaftig, Du hast noch ganz das kindlich-kindische Wesen an Dir, wie vor zwölf Jahren, wo Du weinen konntest um eine vermißte Puppe.“

Die Frau Räthin bemerkte in dem tiefen unverhohlenen Schrecke Marili's bei dieser Aeußerung, daß sie einen höchst unglücklichen Vergleich angewendet habe, der durchaus nicht geeignet war, ihrer Nichte den Gehorsam gegen den väterlichen Willen angenehmer erscheinen zu lassen. Sie erkannte sogleich den großen Fehler, durch Herabwürdigung des heiligsten Gefühls in Marili's Herzen, deren Widerstand hervorgerufen zu haben und um diesen nicht erst laut werden zu lassen, fand sie es für das Gerathenste, sie auf sich selbst zu beschränken, ihr wenigstens für jetzt das Aussprechen ihrer bereits aufgereizten Gefühle unmöglich zu machen.

„Kind,“ sagte sie ... „ich kann nicht wünschen, in Deinen Augen als eine Gutsprecherin zu erscheinen, die irgend einen Vortheil davon trägt, wenn Du Deines Vaters jetziger veränderter Anschauung beipflichtest. Ich kann nur sagen, was ich denke und dies kennst Du bereits. Hier, lies Deines Vaters Brief an mich durch und ich erwarte von Deiner Klugheit, daß bei nur einiger ruhiger Prüfung Du überzeugt sein wirst, daß ich Deine beste

Freundin bin. Du sollst nicht zu klagen Ursache haben, ich hätte Dich zu einem oder dem andern Entschlusse gedrängt. Drei Tage gebe ich Dir Zeit zum Nachdenken, dann sage mir Deine Wahl, denn wie Du wohl weißt, bin ich in Bezug auf Dich nicht meine eigene Herrin, Du bist mir anvertraut worden und wirst nicht verlangen, daß mir Unannehmlichkeiten durch Deine auf nichts sich gründende Störrigkeit entstehen sollen. Fühlst Du Dich unter dieser Zeit durch einen Scrupel beängstigt, so wende Dich vertrauensvoll an mich. Geh nun und lies den Inhalt des Schreibens Deines Vaters an mich aufmerksam durch .... es weist Dich an mich als seine Stellvertreterin bei Dir."

Die Frau Räthin entließ sie freundlich.

Marili vermochte sich lange nicht von der schweren Betäubung zu erholen, welche wie Felsenlast auf ihr ruhte, erst nach und nach lüftete sich der ungeheure Druck des Schreckens auf ihr Denken, sie las nun beide Briefe. Der an die Frau Räthin Baase glich fast einem letzten Willen. Herr Achatz beschwor seine Schwester sich seines Kindes mit der Liebe einer Mutter und der Sorge eines Vaters anzunehmen, er übertrug ihr seine Rechte auf dasselbe. Sie solle Sorge tragen, daß Marili guten Unterricht in den Lehren der katholischen Kirche empfange, damit sie, seine heißgeliebte Tochter, nicht für immer verloren sei. Er äußerte auch, daß wenn noch vor Fällung des Urtheils über ihn Marili ihren Uebertritt erkläre, der Kaiser sich wohl veranlaßt fühlen dürfte, eine Milderung der Strafe für ihn eintreten zu lassen. Er habe seiner Tochter absichtlich nichts von dieser seiner

Hoffnung geschrieben, weil ihm dies wie eine Bestechung ihrer Kindesliebe erschienen sei und er den Glauben habe, daß sein Kind auch ohne solche Anregung seinen Willen erfüllen werde.

Marili fühlte sich in einen Zwiespalt zwischen ihrem Denken und Fühlen hineingedrängt, dessen feindlich streitende Gewalten sich gegenseitig wie erzürnte, in der Meerestiefe aufgewühlte Wellen überstürzten. In diesem Chaos von Gedanken und Empfindungen der sich widersprechendsten Art stieg endlich die Erinnerung an die gebieterische Nothwendigkeit, sich für den vom Vater gewünschten Uebertritt zu entscheiden, so lebhaft in ihr auf, daß sie diesen Entschluß faßte. Er war die einzige Rettung in dem Schiffbruche, den ihre innigsten Neigungen erlitten, denn er bewahrte sie vor dem entsetzlichen Vorwurfe, das, was zur Minderung der Strafe ihres Vaters an ihr zu thun war, unterlassen zu haben. Freilich scheiterte Marili's moralisches Sein an diesem Entschlusse, ihre Vergangenheit zerschellte in Trümmern, aus denen ... wenigstens glaubte sie das ... keine glückliche Zukunft sich für sie aufbauen lasse; aber sie mußte dies Opfer bringen, so schwer es auch war und ob auch ihr Herz davon zerrissen, ja sie sich selbst entrissen wurde.

Mit dem Augenblicke, wo sie diesen Entschluß gegen die gnädige Frau Baase laut aussprach, mußte sie mit allen Erinnerungen an ihre Vergangenheit entschieden brechen, sie mußte das verleugnen, was sie geliebt und als heilig und verehrungswürdig in ihrer Seele getragen, die köstlichen Kleinode einer schuldlosen ersten Jugend wegwerfen, um dafür ein neues aber schuldbewußtes Leben

einzutauschen, schuldbewußt, weil es nicht aus ihrer innersten Ueberzeugung hervorgegangen, nur das Product eines Zwanges war, gegen den sich ihr Herz empört sträubte, den sie als ein an ihrem Heiligthume, das mit so viel Liebe und Sorgfalt, unter der treuesten, wachsamsten Obhut gepflegt und mit all den beseligenden Vorzügen eines starken festen Glaubens ausgestattet worden war, geschehendes Verbrechen ansah. Sie glich in dem genannten Momente der Entscheidung einem am Gestade einer unbekannten Insel Ausgesetzten, dem das Fahrzeug, das ihn hierher gebracht, aus den Augen entschwindet und mit demselben auch jeder rettende Halt aus seiner Seele.

Sie wollte zu Pia gehen, zwischen dieser und ihr war Verständniß, das gleiche Alter und viel Aehnliches in Pia's Charakter sprach vertraut zu ihr, sie liebte sie darum. Signora Guardini, hatte ihre Freundin gesagt, wolle Nachricht bringen, was ihrer hohen Herrin Fürsprache bewirkt habe. Der Märztag war ein sehr häßlicher, mit bleigrauen Wolken war er aus den Nachtnebeln hervorgegangen, der Wind fegte ungestüm durch die Gassen hin und wirbelte den schon liegenden Schnee hoch auf; aber für Marili war es Bedürfniß zu Pia zu eilen ... wie hätte das ungestüme Wetter sie abhalten können!

Da es möglich war, daß sie die Guardini daselbst traf, so hielt sie es für nöthig, ihr Aeußeres darnach zu schmücken. Sie legte die schwere goldene Halskette mit den großen goldnen daran hängenden Schaumünzen, die sie von ihrer Mutter geerbt und welche ihr der Vater gleichsam als einen Talisman von Mutterliebe gefeiet

mitgegeben hatte, als sie unter des ehrwürdigen Nehemias Schutze zur Kur bei Ben Jonathan gereist war, um. Unwillkürlich erinnerte sie sich bei diesem Geschäft an Elise.

„Ach, Du edler Mensch, wie ist doch die Versuchung, die ich thorheitsvoll Dir anmuthete, so schnell an mich herangetreten und zwingt mich unter ihre Gewalt!“ rief sie leise und voll Schaam. „An mir wird sich's erfüllen, was Du vom Schicksale des Abtrünnigen sagtest; aber ich rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen auf, daß ich das Opfer nicht freiwillig bringe, sondern nur, weil ich muß.“

Ein Regentuch überwerfend, verließ sie das Haus und wenn auch heftig vom Winde angefaßt, der die schweren Schneewolken zusammentrieb, daß sich bald eine Entladung derselben befürchten ließ, so gelangte sie doch glücklich in die kaiserliche Burg.

Pia's Magd sagte ihr, ihre junge Herrin sei für den Augenblick nicht zu Hause, sie wisse auch nicht, wohin sie gegangen, jedenfalls aber werde sie nicht lange weg bleiben und sich gewiß recht freuen, wenn sie die Freundin ihrer wartend fände.

Marili fühlte die Nothwendigkeit, sich von dem Kampfe gegen den scharfen Wind zu erholen und ließ sich von der Magd in Pia's kleines Stübchen führen.

Es war so heimisch still in dem beschränkten und mit dem Wohllaut sorglicher Ordnung ausgestatteten Raume, daß Marili, deren Kräfte nach der schweren Krankheit doch noch nicht wieder so rüstig geworden waren, ermüdet in einem Sessel Platz nahm und ohne daß sie es wehren

konnte, der unwillkürlichen Neigung zum Schlummer, wie er nach großer Anstrengung selbst die Kräftigsten überfällt, sich überließ. Wie lange sie in diesem glücklichen Zustande des Vergessenseins zugebracht hatte, als sie durch das laute Sprechen zweier Männerstimmen im Nebengemache gestört wurde, wußte sie nicht. Sie saß so nahe der in das Nebengemach führenden Verbindungsthüre, daß sie genau die Reden der Beiden, in deren Stimmen sie Pia's Vater und den kaiserlichen Beichtvater, Pater Lamormain erkannte, verstehen konnte.

Anfänglich achtete sie nicht auf deren Gespräch, sie wünschte Pia herbei ... der Himmel schien so trübe herein, als wäre der Abend schon stark im Anzuge. Indeß ihre Aufmerksamkeit wurde schnell auf die nebenan Sprechenden gelenkt, als sie Pias Vater äußern hörte:

„Es ist ein Unglück für unsern kaiserlichen Herrn, daß er das Land ob der Enns an den bayerischen Kurfürsten hat verpfänden müssen, denn die bayerischen Anmaaßungen und unverantwortlichen Eingriffe haben erst den Aufstand in's Leben gerufen."

„Ueber diese Wahrheit sind wir alle im Klaren," antwortete Pater Lamormain .... „indeß hat diese bayerische Willkür auch ihr Gutes und sonach kann nicht von Unglück die Rede sein. Wie lange dauert dort schon die gottlose Auflehnung gegen das kaiserliche Gebot an die Protestanten, sich wieder unserer heiligen Kirche zuzuwenden? jetzt ist und wird die Ketzerei gründlich unterdrückt und die dem Volke vor Augen geführten Strafbeispiele an seinen Hauptführern werden hoffentlich Wunder der Beruhigung wirken."

„Aufrichtig gestanden, mein hochwürdiger Freund,“ entgegnete der Doctor nach einem kurzen Schweigen … „ich kann mich nicht ganz mit den Gewaltmaßregeln zur Bekehrung der Ketzer einverstanden erklären. Es erscheint mir unnatürlich, Jemandem einen Glauben, der ihn erheben, heiligen soll, aufzwingen. Aufgezwungenes behält stets den widerlichen Beigeschmack, den man sich einmal davon eingebildet hat. Selbst Honig, den ich einem Kranken verordnen wollte, würde trotz seiner Süßigkeit demselben als eine widerliche Medizin erscheinen, wenn …“

„Bah! Euer Argument ist mehr als lahm, Doctor, Ihr seht, wie ich Euch das schon oft einwarf, nicht über Euer Receptbuch hinaus,“ unterbrach ihn der Jesuitenpater. „Es wäre ein großes Unglück für Fürsten und Völker, geriethe man je auf die Idee, Aerzte zu Ministern zu machen, über die lebende Generation vergäßen sie die kommenden, eine Theorie des Augenblicks, die Alles, nur keine Staatsweisheit ist. Nein, nein, wir von der heiligen Gesellschaft calculiren ein wenig anders. Die Kur an den Kranken unserer Zeit muß die vollständige Genesung der nachkommenden Geschlechter herbeiführen, merkt Euch das, Doctor. Wer solchen Zweck vor Augen hat, darf nicht lange fragen, schmerzen euch die Schnitte unserer Messer? mundet euch unsere Art und Weise, Krankheitssymptome auszurotten? dünkt euch unsere euch verordnete Medizin zu bitter? Großes zu bewirken, ist unser alleiniges Streben und was ist größer und erhabener als Einheit im Glauben! aus ihr entspringt alles, was als edel und staunenswerth in den Büchern der Menschheitsgeschichte verzeichnet wird. Wir kennen uns, Doctor, und

weil wir uns kennen, so habe ich keine Scheu vor Euch, zu gestehen, daß wir über den von uns mit Eifer aufrecht gehaltenen Grundsatz, nur Katholiken wären Seligkeitsfähig, erhabener denken, als Millionen glauben. Alle Denker erkennen die Unhaltbarkeit dieses Satzes, aber sie finden ihn als Prinzip richtig und stützen ihn durch ... Schweigen. Welcher Weise würde nicht lächeln, wenn wir ohne jegliche Nutzanwendung die Behauptung aufstellten: es sei Gott zuwider in protestantischer Manier angebetet zu werden. Wir stellen sie aber auf und kein Weiser lächelt, weil er darin den Grund von Bestrebungen erblickt, Einheit im kirchlichen, wie im weltlichen Staate zu bewirken. Und aus dieser Erkenntniß sind wir die abgesagtesten Feinde des Protestantismus, und bekämpfen ihn mit der Macht des Wortes und dessen unterthänigen Hilfsmitteln, Feuer und Schwert. Die jetzt mit Gewalt in Oberöstreich niedergeworfenen Protestanten werden sicher die schlechtesten Katholiken in der ganzen katholischen Welt sein, denn Zwang ist bitter unter allen Umständen, aber unter diesem eisernen Zwange lebt eine neue Generation auf, sie ist gläubiger als ihre im Grimm verbissenen Väter, die dritte Generation wird schon gut katholisch denken und nach hundert, zwei oder dreihundert Jahren werden die Nachkommen der jetzt durch Gewaltmaßregeln convertirten Protestanten nicht begreifen können, wie es möglich sein konnte, daß ihre Väter der Ketzerei anhingen. Unsere Heilmittel wirken nach, wie ich Euch jetzt erklärt habe."

„Ja, ja, sie wirken nach," stimmte der Doctor bei ... „ich zweifle, daß Euch diese Art Heilkunst abzusprechen

ist, denn sie curirt im Großen. Indeß meine ich trotzdem, daß ein milderes Verfahren nicht vom Uebel sein dürfte."

„Auch darin irrt Ihr, wie ich Euch gleich beweisen werde. In Linz sitzen die Rädelsführer der protestantischen Rebellen in den Gefängnissen. Man sollte meinen, eine viermonatliche Kerkerhaft mit ihren Entbehrungen sei ganz dazu geschaffen, andere Gedanken hervorzurufen und doch hat sich gerade das Gegentheil dieser Erwartung ergeben. Nicht einmal die Aussicht einer Strafmilderung hat diese hart gesottenen Ketzer bewogen, auf die an sie gestellten Forderungen, sich unserer heiligen katholischen Kirche in die Arme zu werfen, einzugehen. Bekehrungen von Parteihäuptern bleiben selten ohne Wirkung zur Nachahmung; aber hier war alle Mühe vergebens, auch nur einen einzigen loszureißen von seiner Ketzerei. Sie haben sämmtlich alle desfallsigen Versuche unserer Priester, so oft diese auch geschehen, entschieden zurückgewiesen. Der geringste unter ihnen, ein armseliger Bauer, ist in dieser Störrigkeit so zähe und unerschütterlich, wie der Oberhauptmann, der Willinger von der Au, der ein für allemal erklärt hat, er werde nicht von seinem lutherischen Glauben lassen, für den er gekämpft habe, wenn auch alle seine Unglücksgefährten von demselben abfielen. Es ist kein Versuch unterlassen worden, auf seine widerhaarige Gesinnung einzuwirken. Man hat ihm gesagt, daß er seiner einzigen Tochter Schicksal, die hier in Wien gefangen gehalten werde, wesentlich verbessere, wenn er sich den Mahnungen der katholischen Priester gefügiger zeige, man hat ihn, in Erwartung, daß die Vaterliebe den

eisernen Sinn des Mannes brechen werde, zu veranlassen gesucht, an seine Tochter zu schreiben. Auch dies hat er abgelehnt mit der Bemerkung: jedes Schreiben von ihm sei nutzlos, weil er voraus wisse, daß man seiner Tochter keinen Brief von ihm geben werde, in welcher er als ehrlicher Protestant sie aufforderе, den Glauben, in dem er sie erzogen und für den er als Blutzeuge auf dem Schaffote sterben werde, treu zu bleiben."

Marili voller Spannung, als der Pater den Namen ihres Vaters nannte, saß starr auf ihrem Sessel. Was sie gehört hatte ... und Pater Lamormain sprach nicht leise, weil er im Bewußtsein seines Einflusses nie Ursache hatte, seine Rede zum flüsternden Tone herabzustimmen und im Zimmer seines Freundes ja auch gar keine Veranlassung sah, den Anstrich geheimnißvoller Rede in Anspruch zu nehmen ... zerriß im Nu ein Truggewebe, von welchem sie seit heute Morgen umsponnen, sich im heftigsten Kampfe zwischen ihrem Denken und Fühlen, zwischen ihrem Glauben, welcher so tiefe Wurzeln in Herz und Gemüth bei ihr geschlagen und der seit dem ersten Moment des erwachenden Selbstbewußtseins in ihrer Kindesseele einen Hauptheil und Grundton derselben ausmachenden Kindesliebe versetzt gesehen hatte. Sie begriff allerdings nicht, wie dies Truggewebe auszuführen möglich gewesen sei, aber sie besaß nun, der nackten vom kaiserlichen Beichtvater ohne alle Verschleierung ausgesprochenen Wahrheit gegenüber, die feste Ueberzeugung, daß es als wohlausgedachter Plan sie zu dem Entschlusse des Uebertrittes hatte treiben sollen.

In der großen schreckhaften Ueberraschung, welche diese Enthüllung über sie brachte, hatte sie des Doctors Gegenrede überhört und erst des Paters Stimme erweckte sie aus diesem Befangensein. Die Natur der Situation, in die sie sich jetzt auf so ganz eigenthümliche Weise ohne alle Absicht gedrängt sah, erhöhte bei ihr folgerecht die gespannteste Aufmerksamkeit auf das, was der kaiserliche Beichtvater sprach. Sie hörte ihn sagen: „Ich pflichte Euch vollkommen bei, Doctor, daß diese Jungfrau ein wahrhaftes Kind ihres Vaters ist. Bis jetzt haben unsere Bestrebungen, sie zu convertiren, auch nicht das Mindeste genützt. Es ist eine unglaublich zähe Widerstandskraft in diesen Ketzern. Ich bin neugierig, ob Frau von Wiesenburg wahr geredet haben wird. Sie sagte mir vor einigen Tagen, daß sie auf eine glückliche Idee gekommen sei, ihre Nichte geschmeidig und unsern Wünschen unterwürfig zu machen. Sie hoffe im Voraus auf meine Absolution für eine kleine dabei mit unterlaufende Täuschung derselben."

Jetzt war es ausgesprochen. Die gnädige Frau Baase hatte ein mehr als unwürdiges Mittel in Anwendung gebracht, um die Ehre sich zuzuschreiben, ihre Nichte zum Uebertritt zu bestimmen und in Marili's reiner Seele regte sich die Empfindung des Abscheues vor dieser Verwandtin, welche selbst die Heiligkeit der Familienbande mißachtete und sie zu betrügerischem Spiele benützte. Indeß das widerliche Gefühl gegen diese Verwandtin wurde schnell in den Hintergrund gedrängt und von dem großen und gewaltigen Eindrucke des Entsetzens überragt, welchen Pater Lamormains folgende Rede auf sie ausübte.

„Ihr, Doctor, sagt mir stets die Schmeichelei, daß ich großen Einfluß auf Se. Majestät den Kaiser besäße ... ich will nun von Euch hören, ob Ihr noch bei dieser Lobpreisung bleibt, wenn ich Euch mittheile, daß der Willinger von der Au mir unbekannte gute Freunde am Hofe gefunden hat, denen es sogar gelungen, den Kaiser zu Gunsten für diesen Rebellenführer zu stimmen?"

„Wäre das möglich?" rief der Arzt ... „und Ihr habt keine Spur von diesen guten Freunden?"

„Bis jetzt noch nicht," war des Paters Antwort ... „wäre auch nicht gut möglich, da ich selbst erst vor einer Stunde zur Entdeckung dieser Intrigue gekommen bin; aber ich hoffe, sie abzuwickeln wie einen Knäuel. Seit einigen Tagen schon liegen die vom Gerichte über die Rebellen zu Linz gefällten Todesurtheile dem Kaiser zur Unterzeichnung vor. Nun, es ist ja kein Geheimniß, wie schwer Se. Majestät von Scrupeln heimgesucht wird, wenn es Todesurtheile zu unterschreiben giebt, Ihr erinnert Euch ja wohl noch, in welchem Gemüthszustande sich Se. Majestät gelegentlich der Unterzeichnung der gerichtlich gefällten Urtheile über die böhmischen Rebellen befand.

„Ja, der gnädigste Herr wurde ganz schwermüthig und keine Arznei schlug bei ihm an, ihn wieder heiterer zu stimmen."

„Ganz recht, Doctor. Vor dem Kreuze des Erlösers wand er sich auf den Knieen wie von Krämpfen gepeinigt herum, um Gott um Rath anzuflehen, daß er ihn erleuchten möge in dieser schweren Regentenpflicht,

denn er zweifelte, daß Jemand, und sei er der Höchste unter allen Hohen der Erde, das Recht habe, mit einem Federzuge, Menschenleben zu vernichten. Es kostete mich damals viel Mühe, ihm zu beweisen, daß von uralter Zeit her das Recht über Leben und Tod in der Fürsten Hand gestanden und es ein nicht so leicht wieder gut zu machendes Verbrechen gegen die Sicherheit des Thrones selbst und das Beste des Volkes sei, eine durch Nichts zu rechtfertigende Barmherzigkeit, ja unverantwortliche Schwäche, die sich stets schwer räche, gegen Verbrecher solcher Art zu äußern. Heute hat er nun die am fünften Tage von heute, am 26. März zu vollziehenden Todesurtheile der Rebellen im Lande ob der Enns nach langem Zaudern unterzeichnet. Zu meinem Erstaunen fand ich auf dem Willinger's die Bemerkung von seiner Hand beigefügt, daß dessen Leiche nicht den entehrenden Ausstellungen durch den Henker anheimfallen, sondern nach geschehener Enthauptung begraben werden solle und ein mit einer Nadel eingestecktes Blatt, auf dem sich der Befehl, gleichfalls von seiner Hand, vorfand, dessen Tochter, wenn sie sich erkläre, katholisch werden zu wollen, das ganze Vermögen des Vaters als rechtmäßiges Erbe auszuantworten, im Falle sie aber bei ihrem Ketzerglauben bleibe, ihr nur die Hälfte verabfolgen zu lassen und sie aus dem Lande zu weisen. Auf meine Frage, wie es käme, daß der Willinger und seine Tochter sich solcher ungewöhnlichen Gnade zu erfreuen hätten? äußerte Se. Majestät in Verwirrung, sie wären ihm zur Begnadigung empfohlen."

Nach einer Pause fügte der kaiserliche Beichtvater noch hinzu:

„Ich glaubte anfänglich, diese Empfehlung ginge vom Grafen Quirin von Herberstorff in Rücksicht seines ehemaligen Verhältnisses zu Fräulein von der Au aus, indeß diese Vermuthung entbehrt allen Halt, da der gemüthskranke Graf mit seiner Gemahlin schon seit Anfang der heiligen Fasten bei seinem Herrn Vater, dem Statthalter, verweilt und ich Niemand mir denken kann, der thöricht genug wäre, in seiner Abwesenheit von hier dergleichen Geschäfte für ihn zu besorgen."

Marili war bei der ihr auf diese Weise gewordenen Kunde von dem bestimmten Todestage des Vaters wie in sich selbst zusammengebrochen, ihre Sinne schwanden unter diesem Schrecken und eine Ohnmacht legte ihren schmerzstillenden Schleier um sie. Als diese Umnachtung ihrer Denkkräfte sich wieder löste, sah sie sich noch allein in dem kleinen Stübchen, im Nebenzimmer war alles still. Die Erinnerung an das Gehörte machte ihr Recht geltend und allmählig ging der Zustand gänzlicher Abspannung in das Stadium einer Erregung über, welche ihren ganzen Körper durchzitterte und die unsichtbaren Saiten ihres Geistes so straff anspannte, daß sie eben nur in einem einzigen Tone, einem ihr Inneres durchbebenden ungeheuren Schmerzensschrei ausklangen, der nicht aus ihrem Munde nach außen drang, wohl aber in der Tiefe ihrer Seele wiederhallte und sie schwer verwundete.

Der Vater sterben den schauervollen Tod unter Henkershand und sie fern von ihm! Dieser Gedanke überragte

alles Wehe, das sie bisher getragen, dagegen versank alles Leid wie Nichts, nur in diesem einen Gedanken gipfelte sich ihr Empfinden, für eine Zeit lang die Berechtigung alles andern Fühlens ausschließend. Dann aber überschwellte die Fluth zurückgehaltenen Denkens die Klarheit ihres Bewußtseins mit Macht, aber immer blieb der eine und so schwer lastende Gedanke der Mittelpunkt, um den alle anderen auftauchenden Denkwellen wild durcheinander schossen.

Plötzlich jedoch zuckte es wie heller Blitzstrahl durch ihren Geist, sie hob im staunenden Schreck die Hände zu dem sich immer mehr trübenden Himmel auf und über ihre Lippen ging der leise Ausruf: „O Gott!"

Eine Idee war ihr gekommen, die sie mit der vollen Angst einer Verzweifelten festhielt, da sie den einzigen Hoffnungsstrahl, ihrem Vater in den letzten Stunden seines Lebens zur Seite stehen zu können, ihr darbot. Wenn es überhaupt möglich war aus dem Schlangennetze, von dem sie hier umsponnen war, zu entkommen und nach Linz ihrem Vater zum Troste eilen zu können, so hing diese Hilfe nur von Einem ab, von ... Elise. Von Niemand Anderem durfte sie solchen Beistand erwarten, alle waren ihre Feinde, Pia ausgenommen, die ihrem guten Herzen nach, ihr wohl geholfen hätte, aber zu unmächtig dazu war.

Erschreckte sie auch die Möglichkeit, daß Elise nicht mehr in seines Vaters Hause anwesend sein könne, hing sich auch die gänzliche Unkenntniß über das Schicksal dieser Judenfamilie mit der Schwere eines Bleigewichtes

an ihr Hoffen, die dringende Nothwendigkeit, welche jeden Aufschub mit Vereitelung der möglichen Hilfe bedrohte, zwang sie gebieterisch zur Ausführung einer Unternehmung, vor der sie unter andern Umständen zurückgeschreckt wäre. Sie wußte nur, daß Ben Jonathans Gehöfte in der Judenstadt sich befunden hatte, aber wo daselbst und welchen Weg sie einschlagen mußte, davon besaß sie keine Kenntniß. Sie hatte dies Gehöfte, das sie als Blinde betreten, nur verlassen, als sie und alle Bewohner desselben in tiefer Nachtstille von der Wache überfallen, nach den Gefängnissen des Rothenthurmthores gebracht worden war und in der Stadt kanute sie nur den einzigen und kurzen Weg aus der Wiesenburgschen Wohnung in die kaiserliche Burg. Doch sie zagte nicht, sie wagte, was sie mußte.

Ungesehen gelang es ihr der Wohnung des Doctors zu entkommen. Auf der Treppe kam ihr die Magd entgegen, sie sagte dieser, sie könne nicht länger auf Pia warten, sie solle sie grüßen.

Der Wind, gegen den sie schon bei ihrem Hergange so heftig hatte kämpfen müssen, raste noch eben so wild wie vorher, Marili schwankte unter seinem feindseligen Toben an der Häuserreihe hin, an der Ecke einer Straße, die sie auf's Gerathewohl entlang gelaufen war, warf er sie nieder und mit Mühe erreichte sie den Schutz eines halbgeöffneten Hausthores, wo schon einige Leute sich hingeflüchtet hatten. Eine Frau ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und Marili erfuhr von ihr die Richtung des Weges, den sie nehmen mußte, um die Schlagbrücke

beim Rothenthurmthore zu erreichen. Der ungeberdige Boreas schien in seiner Wuth sich erschöpft zu haben; Marili verließ ihre Zufluchtsstätte, mit beflügelten Schritten ihrem Ziele zueilend, aber es gehörte eben nur der festeste Vorsatz, der keine Rücksicht duldende Zwang dazu, um in dem nach kurzer Pause mit neuer Gewalt sich wieder erhebenden Unwetter nicht der Furcht zu unterliegen. Die schwer niederhängenden Schneewolken entlasteten sich nun ihrer Bürde, in dichten Wirbeln kräuselte der heulende Wind die in mächtiger Größe fallenden Flocken zusammen, das sichtlich abnehmende Tageslicht rasch verfinsternd.

Namenlose Angst erfüllte Marili's Herz, sie fühlte ihre Kräfte schwinden in dem rastlosen Kampfe mit dem wilden Wetter, immer öfterer mußte sie stehen bleiben, um der keuchenden Brust Erholung zu gönnen und dabei quälte sie noch der Gedanke, ob sie sich nicht verirrt habe? denn die Gassen waren menschenleer und lief ja Jemand an ihr vorüber, so geschah es in solcher Hast, um dem Wetter zu entkommen, daß an eine Frage nach dem Wege nicht zu denken war. Eine unsichtbare Hand schien sie jedoch vor einer Verirrung behütet zu haben, sie erreichte glücklich die Schlagbrücke. So wüthend auch hier, wo kein Widerstand ihn hemmte, der Wind raste und sie öfterer niederwarf, so setzte sie doch von dem tröstenden Bewußtsein unterstützt, glücklich bis hierher, wo die innere Stadt abschloß, gekommen zu sein, den letzten Rest ihrer Kräfte ein, um hinüber zu gelangen. Dicht überdeckt von den fallenden Schneeflocken und schweißtriefend von der gewaltigen sie gänzlich erschöpfenden Anstrengung sank sie an dem ihr von der Frau beschriebenen Eingang in

die Judenstadt zusammen. Aber die Angst ist ein mächtiger Sporn für die Ausdauer in ungewöhnten Lebenslagen. Marili konnte sich keine Ruhe gönnen, der Abend war zeitiger niedergedunkelt, im düsterer werdenden Zwielicht lagen die todtstillen Gassen der Judenstadt. Sie mußte fort, die letzte schwache Hellung zu benutzen; aber wohin sollte sie sich wenden, um Ben Jonathans Gehöfte zu finden? Gleich schweigenden Gruftmauern zogen sich die scheinbar endlos langen Mauern mit den festgeschlossenen Thüren zu beiden Seiten der Gasse hin, die sie eingeschlagen hatte, kein lebendes Wesen ließ sich außerhalb der Letzteren sehen. Unter dem Eindrucke dieser grauenvollen Todesstille und immer im Kampfe mit dem zum Sturm sich steigernden Winde und dem wogenartigen Schneetreiben gelangte sie bis an die Synagoge ... hier aber war es zu Ende mit der zum höchsten Grade gediehenen Ueberspannung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte, die Ermattung warf sie an einer von einem kleinen Dache überbauten Thüre dieses Bethauses nieder. Wie lange sie hier in der sie aller Denk- und Regungsfähigkeit beraubenden Lethargie zugebracht, wußte sie nicht. Sie hörte nur, als sie wieder des Bewußtseins sich fähig werden fühlte, Stimmen fremder Männer um sich und eine ihr besonders ins Ohr tönende glich hinsichtlich der Wirkung auf sie dem Hauche, der die Saiten einer Aeolsharfe klingen macht. „Elise!“ stammelte die zum Tode Erschöpfte.

„Hochgelobter Gott Israels, Marili!“ rief der mit Namen Genannte, der mit den Anderen aus der Gebetstunde kommend, sie an der Thüre liegend gefunden hatte.

Was zwischen den Männern und Elije geredet wurde, davon verstand die sich langsam Erholende nichts, sie sah nur, daß Einige heftig gestikulirend davon gingen und die Anderen nach einigen Wechselreden mit Elije ein Gleiches thaten, so daß dieser und der Schuldiener, eine angezündete Laterne in der Hand, allein bei ihr blieben. Ein recht bitteres Gefühl mußte in der Seele dieses jungen Lehrers Platz gegriffen haben, denn sein Blick schaute trübe in das wirre Schneetreiben hinaus. Nach einer Weile sprach er einige Worte mit dem Schuldiener und sich dann zu Marili niederbeugend, sagte er mit dem warmen Ton innigster Theilnahme: „Habt keine Furcht, ich verlasse Euch nicht.“

Der Schuldiener ging mit der Laterne fort.

Elije beobachtete eine Weile Schweigen, dann sprach er zu Marili:

„Es ist ein großes Unglück, Protestant zu sein ... ich hab's so eben gefühlt. Ihr seid in einem solchen, das errathe ich ... nun, meiner Hilfe, so ich Euch eine solche leisten kann, seid versichert. Ich will sein ein Mensch, was ich war, ehe ich Jude wurde.“

Marili verstand den Sinn dieser Rede nicht, der Zustand der Erschöpfung, in dem sie sich noch befand, gestattete nicht, ihre Wahrnehmungen so auszudeuten, daß sie Ursache und Wirkung schnell mit einander in Zusammenhang hätte bringen können. Sie würde sonst geahnt haben, daß die finstere Bigotterie auch hier, wo nur Geduldete wohnten, ihr trauriges Wesen zur Geltung brachte und der Mensch mit vorurtheilsfreiem und warmen

edlen Herzen ein Protestant gegen die lieblose Unvernunft sei.

Elije richtete sie auf. Er sagte ihr, daß er seinen ihr bekannten Meschores Schimme erwarte, um sie in sein Haus zu geleiten.

„Ach, Elije, ich bin sehr unglücklich ... ich habe keinen andern Freund, von dem ich Hilfe erwarten könnte, als Euch, darum kam ich hierher; aber meine Kräfte schwanden unter der großen Anstrengung, ich glaubte hier sterben zu müssen ... dieser Gedanke war mein Letzter, als ich hier zusammensank und meine Sinne schwanden.“

Elije sagte: „Der Mallech (Engel) hat Euch hergeführt zur guten Stunde, später hättet Ihr ein elendes Ende hier finden müssen in dem schrecklichen Wetter und der Nachtkälte, denn wer sollte hierher kommen in Nacht und Graus! Aber der Schem boruch hu (der dessen Name gelobt sei) hat gehalten seine Hand über Euch.“

Der Meschores kam durch das Schneewehen schwer keuchend heran. Er behauptete, im Sturme habe es nach ihm gegriffen wie mit Händen, daß er doch fest überzeugt sei, bei solchem grauenhaften Wetter, wo man keinen Hund in's Freie jage, seien alle bösen Schcds (Geister) los und jeder Mensch könne von Glück sagen, wenn ihm nichts Uebeles geschähe.

„Die bösen Scheds trägt der Mensch in sich selbst herum und sie sind doch überall, wo er ist, wenn er als Amhoretz (Unwissender) im Guten seine Straße wandelt. Fasse an, Schimme, die Dame ist mein Gast für diese Nacht.“

„Gott gerechter, wer ...?“

„Du wirst's sehen, lange fragen, wäre unzeitig, die Umstände sind nicht darnach.“

Es war recht merkbar, wie ungern sich der weise Schimme dem Befehle fügte und seine von Elije verlangte Unterstützung Marili's mit weit weniger Vorliebe zur Menschenfreundlichkeit von ihm geschah, als ein Kabbronim (Todtenbestatter) seinem traurigen Geschäfte widmet. Auf Elije's und Schimme's Arm gestützt, gelangte Marili zu dem unweit von der Synagoge gelegenen Gehöfte Ben Jonathans.

Als sie in das Haus eintraten, sprach Elije:

„Seid willkommen bei mir, dem Balbos (Hausherrn). Der hochgelobte Gott Israels hat abgerufen meinen guten Vater, dessen Andenken in Segen sei, zu den Vätern, und ich sein Erbe nehme Euch auf mit dem Gruße unseres Volkes: Salem Alekem (Friede sei mit Euch)!“

Schimme war sehr erstaunt, als er jetzt erst, wo Channa mit Licht gekommen war, Marili, die frühere Mitbewohnerin des Hauses erkannte; aber Elije seine Weise, sich in weitläufigen Aeußerungen der Verwunderung zu ergehen, wenn etwas sein Erstaunen angeregt hatte, kennend, legte ihm Schweigen auf und Channa erhielt den Befehl, Marili zu seiner Schwester Schön-Vögele zu führen, damit sich diese ihrer mit aller nöthigen Sorge annähme. Dann ging der junge Lehrer in seine Wohnstube, wo er so lange verweilte, bis Channa ihm meldete, Marili habe sich genugsam erholt und wünsche ihn zu sprechen.

Ueber Elise's ernstes blasses Gesicht flog ein leichtes aber zufriedenes Lächeln, als er bemerkte, daß Marili in Kleidern seiner Schwester ihm entgegentrat. Er sah diese Nichtbeachtung des Verbotes so naher Berührung mit Christen von Seiten Schön-Vögele's mit Vergnügen, denn sie gab ihm Zeugniß von derem guten Herzen und Verstande.

Marili erzählte Alles, was sie seit der nächtlichen Stunde, wo man sie aus diesem Hause fortgebracht, erlebt hatte und als sie mit der Schilderung dessen, was sie zu dem Entschlusse getrieben, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, zu Ende war, rief sie in großer Aufregung:

„Elise! Euer seliger Vater gab mir durch seine Kunst das Augenlicht wieder, gebt Ihr mir die Ruhe meines von Todesangst um meinen Vater gequälten Herzens, verschafft mir Jemand, der mich nach Linz bringt. Fasset den furchtbaren Gedanken, daß am fünften Tag von heute an mein Vater zur Strafe, seinen Glauben mit dem Schwerte vertheidigt zu haben, den Tod unter dem Henkersschwerte stirbt! helft mir den Trost erringen, daß er in seinen letzten Stunden das Glück des Bewußtseins empfängt, sein Kind habe treu zu ihm gehalten im Glauben wie in der Liebe. Hier ... hier nehmt das!“ hastig löste sie die schwere goldene Kette mit den Schaumünzen vom Halse und hielt sie ihm mit den Worten hin:

„Es ist das Einzige, was ich jetzt besitze, ein Andenken an meine gute verklärte Mutter ... macht es zu

Geld, gebt es dem, der mich nach Linz zu bringen verspricht.“

Da Elije schweigend und mit Mühe bei dem Anblicke ihrer leidenschaftlichen Angst seine tiefe Rührung beherrschend vor ihr stehen blieb, rief sie die Hände in Verzweiflung ringend:

„O mein Gott! er schweigt! er hat kein Erbarmen mit meinem Jammer!“

Elije sagte:

„Behaltet dies werthvolle Andenken an Eure Mutter, dergleichen Kleinode sind wie gute Geister, die uns in schlimmen Stunden umschweben, sie gehören zu den Heiligthümern des Menschenherzens. Ich danke dem hochgelobten Gotte meiner Väter, daß er mir Gelegenheit bietet, Euch auch von mir ein Andenken zu geben.“

Reb (Herr) Elije verließ nach diesen Worten das Gemach, die darin Zurückbleibenden hörten ihn draußen den Meschores rufen.

„Was hat er vor?“ fragte Marili befremdet.

„Ich kann's nicht sagen,“ antwortete Schön-Vögele ... „gewiß nur Gutes, denn schlimme Gedanken sind bei Elije Fremdlinge.“

Nach einer Weile hörten sie die Mauerthüre schließen und der von Schön-Vögele hereingerufene Schimme sagte aus, der Reb habe sich von ihm den Mantel umgeben und ihm befohlen, ihn hinaus zu lassen. Bei solchem Unwetter sei ein Spaziergang aber nicht viel besser als der Tod.

. . . .

Noch lagerte tiefes Morgengrau über der Kaiserstadt, als vor Elije Ben Jonathans Gehöfte ein Planwägelchen mit zwei raschen Pferden bespannt, vorfuhr.

Von Elije und seiner Schwester geleitet, trat Marili vor die Mauerthüre, um es zu besteigen.

Sie wollte Abschied nehmen von ihm, aber sie vermochte es nicht. Thränen tiefster Rührung erstickten ihre Worte.

„Rede nichts von Dank,“ sagte der junge Reb leise zu ihr ... „wenn's sollte einmal sein, daß Du nichts anderes zu denken hättest, dann sprich' zu Dir: von Elije hab' ich auch ein Andenken, nicht Gold, nicht Silber, nicht edles Gestein, was alles zu kaufen ist um Münze, er hat mir mitgegeben sein Herz, das Beste, was er hatte.“

Marili fiel, überwältigt von diesem Ausdrucke eines edlen Herzens, an seine Brust und im Gefühl der Erkenntniß seiner reinen und edlen Liebe flüsterte sie ihm zu: „Dein Andenken soll mir heilig sein bis zum letzten Hauche ... Gott sei deß Zeuge!“

Und lange noch schaute der junge Lehrer dem durch die Todtenstille der im Schutze des Morgengraues liegenden Gasse hinrollenden Wägelchen nach. Der Sturm vom gestrigen Abend war einer tiefen Ruhe gewichen, die das

Geräusch der Räder noch länger hörbar sein ließ, als das Gefährde selbst zu sehen war.

Eine Handbewegung Elije's deutete an, daß er die Entschwundene segne; dann ging er mit Schön-Vögele still in sein Gehöfte hinein.

VIII.

Nur noch in einigen Zuckungen hatte sich der Aufstand der Protestanten Oberöstreichs nach der blutigen Schlacht bei Pinsdorf kundgegeben, in drei Treffen von gegen die entscheidende Wichtigkeit der erwähnten Schlacht weit untergeordneter Bedeutung verblutete er. Die Welser Haide, die Umgegend von Vöcklabruck und die von Wolfseck wurden vom kriegsgewandten Pappenheim noch zum Friedhofe von mehrern Tausenden Bauern gemacht. Als der Novembermonat seinen Abschluß erreicht hatte, war das gottgeliebte schöne Land ob der Enns vollkommen beruhigt und um dieser Ruhe einen Halt zu geben, quartierte sich Pappenheim in Gmunden, der Herzog von Holstein in Eferding, die kaiserlichen Obristen Preuner und Löbel in Freistadt und in Enns ein. Jeder Versuch zur Ruhestörung fand durch diese weise Vertheilung der bewaffneten Macht schon im Entstehen sein Ende.

So wild und unbändig auch der Pappenheim auf dem Schlachtfelde war, so mußte ihm sein größter Feind doch die Tugend einer kernhaften soldatischen Gerechtigkeitsliebe zugestehen. Er anerkannte die Tapferkeit seiner

Gegner und die Erkenntniß, wie das Volk durch Mißhandlungen aller Art zu dem Aufstande gereizt worden, bewog ihn sich für dasselbe bei seinem Kriegsherrn, den Kurfürsten von Bayern, zu verwenden. Aber des ehrlichen Soldaten Mahnung, der frei von der Leber herunter redete und keine Rücksicht darauf nahm, daß ein großer Theil der Anklage unverantwortlicher Bedrückung und Turbation auf seines Stiefvaters, des Statthalters, Grafen Herberstorff, Schultern fiel, fand wenig oder auch keine Berücksichtigung am Münchener Hofe. Seine Fürsprachschreiben wurden wie vieler anderer Beschwerde-Plunder ad acta gelegt, des Herberstorffer's Regiment im Lande ob der Enns blieb dasselbe nach wie vor. Es war einmal so des rauhen Mannes Art bei denen, die da überwunden worden, sich im Gedächtniß zu erhalten, wie die siebente Bitte: Erlöse uns von dem Uebel.

Seine Maßregeln zu „beruhigen," waren jederzeit ganze, alle Halbheit war ihm ein Greuel und aus diesem gewichtigen Grunde verfügte er auch noch die Entehrung der Leichen des Steffan Faidinger's und dessen treuen Freundes, Christoph Zeller. Der Henker mußte sie auf dem Eferdinger Friedhofe ausgraben und auf Befehl „in ein unwohnsames Ort" nicht weit vom Dorfe Seebach, eine Viertelstunde von Eferding, einscharren. Damit alles ganz sei, was er that, ließ er auch den Faidingerhof bei St. Agatha durch seine an's Niederreißen so gut gewöhnten Soldaten von Grund aus zerstören, des Namens Faidinger's und wo dieser Mann im Leben gewohnt, sollte kein Gedächtniß mehr sein im Lande ob der Enns. Jedenfalls würde es ihm lieb gewesen sein, wenn bei

dieser Execution ihm auch Frau Vesi Faidinger und ihre beiden herzigen Buben in die Hände gefallen wären; aber die waren weit und gesichert vor seiner nachträgerischen Rache, in Regensburg, wo viele aus Oesterreich ausgewiesene oder flüchtige adeliche Protestanten lebten, hatten auch sie Schutz und thätige Unterstützung gefunden.

Mittels Eilboten waren die vom Kaiser unterzeichneten Todesurtheile über die Häupter der Protestanten, deren Zahl im Ganzen fast ein Hundert betrug und welche in den Linzer Gefängnissen des Tages harrten, der ihnen den Entscheid ihrer Geschicke bringen sollte, an den Statthalter gekommen. Es stimmte allerdings nicht mit den Ansichten des Herberstorff, daß die Kaiserliche Majestät, wie es schien, durch den Ritterstand des Achatz Willinger von der Au bewogen, denselben wohl dem Schwerte des Henkers unterworfen, aber dessen Körper von jener abscheulichen Zerstückelung, die damals noch zu den schreckerregenden Proceduren scharfrichterlicher Executionen gehörte, als befreit anzusehen und ihm ein ehrlich Grab bestimmt hatte. Die Annahme, daß Se. Majestät durch irgend eine Fürsprache sich zu dieser Begnadigung für den Willinger angeregt gefühlt haben müsse, bezeugte auch das dem Todesurtheil dieses ersten Führers der Rebellen beigefügte kaiserliche Handschreiben, welches hinsichtlich dessen Vermögens über das künftige Geschick dessen Tochter Anordnung enthielt.

Unter die dem Tode Verfallenen zählten die ehemaligen Stadtherren von Steyr: Wolf Madlseder, dem besonders der Plan der Kettensperrung an der Donau zum Ver-

brechen angerechnet worden, Dr. Lazarus Holzmüller, Hanns Himmelberger, Tobias Meyer — der Hanns Hausleitner, ehemaliger Pfleger in Parz; die Rebellenhauptleute: Wolf Wurmb, der Enns belagert hatte, Balthasar Mayr, Hanns Leitner, Forauer, der Richter von Neumark, Reuter, Richter zu Landberg, Hanns Aubreck, der Bauern-Wachtmeister, Vätterer, deren Obrist-Fourier, David Spott, der ein kaiserliches Corps bei Leonfelden geschlagen und Kloster Schlägel, Aigen, Peilstein und Schloß Berg niedergebrannt hatte, Hanns Virsche und Angerholzer, seines Zeichens ein steyerischer Bäckermeister. Zwei Bauern, Riegel und Hochbaum, von welchen Beiden der erstere als besonders thätig bei der Belagerung von Linz sich erwiesen hatte, waren zum Tode durch den Strang begnadigt.

Die Stimmung in Linz war eine tief niedergedrückte, die größtentheils protestantische Bürgerschaft verharrte im tiefen Schweigen, denn Jeder fühlte, daß der 26. März und der 23. April, an welchen Tagen das große Blutgericht über diese achtzehn Männer abgehalten werden sollte, zugleich als Todestage des Protestantismus zu betrachten seien. Mit desto innigerer Theilnahme erzählte man sich unterm Siegel des Geheimnisses, denn laut durfte solche Freude gar nicht werden, daß die Bekehrungsversuche der Jesuitenpatres bei diesen Todescandidaten gänzlich vergeblich gewesen wären.

Im Lande ob der Enns hatten Schreck und Angst vor der blutigen Katastrophe, die den Führern der lutherischen Glaubensbrüder bevorstand, Aller Herzen sich

bemächtigt. Wenn auch der Bauernstand die meisten Kämpfer zu dem Rebellenheere gestellt hatte, so waren die Bürgerschaften doch nicht unbetheiligt dabei geblieben und hatten sich unter der allgemeinen Fahnen-Loosung: „Es muß sein!“ bei allen Kämpfen treu angeschlossen. Nun aber war in dem schönen Oberöstreich des Propheten Hesekiel Wehklage über Egyptenland: „Alle Lichter im Himmel will ich über Dir lassen dunkel werden und will eine Finsterniß in Deinem Lande machen, spricht der Herr Herr“ im vollsten Sinne des Wortes zur Wahrheit geworden.

Am Tage vor dem ersten, wie schon erwähnt, in zwei Theilen zerfallenden Blutgerichte, entfaltete sich auf dem Hauptplatze zu Linz eine grauenvolle Thätigkeit, die Blutbühne wurde errichtet. Abtheilungen von Soldaten waren dabei aufgestellt, daß diese Arbeit keine Störung erleide, denn wenn der Statthalter auch das Bewußtsein hatte, daß der Protestantismus als sterbender Gladiator am Boden läge, so fürchtete er doch, daß noch eine Zuckung des Todeskampfes desselben Gefahr drohen könne.

Während auf dem Hauptplatze die Beile der Zimmerleute geschäftig arbeiteten, die rohen Stämme zu behauen, um das Gerüste, welches man später mit schwarzem Tuche bekleidete, herzustellen, gab es im Schlosse, wo der Statthalter wohnte, auf dem Perron der breiten Treppe, die zu dessen und seiner Familie Gemächern führte, eine höchst widerliche Scene. Drei Diener bemühten sich ein junges, leichenbleich aussehendes Mädchen, das sich mit

Thränen und Bitten an sie anklammerte, die Treppe hinunter zu befördern. Der Widerstand, den die von ihnen übel Mißhandelte ihnen mit einer wahrhaft zähen Ausdauer entgegensetzte, hatte nicht nur ihre schönen langen Haarflechten vollständig aufgelöst, daß sie wirr in losen Strählen ihr über Nacken und Rücken, sondern auch vorn über die Stirn und vor den Schläfen wie ein zerrissenes Netz herab hingen. Unter diesem fielen einzelne Blutstropfen über ihr Gesicht herab. Das Mädchen hatte in der höchsten Angst das Knie des Einen ihrer Peiniger mit den Kräften der Verzweiflung umklammert, aber mit einem gellenden Schmerzschrei mußte sie diesen Anhalt loslassen, denn ein Anderer hatte mit einem Griff ihr langes im Nacken herabhängendes Haar gepackt und riß sie rückwärts nach der Treppe zu. Ehe er jedoch sein Vorhaben, das Mädchen hinabzustoßen, zur Ausführung bringen konnte, flog ihm der elastische Theil einer Reitgerte so nachdrücklich über das breite Gesicht hin, daß er im Schmerze die Haare des Opfers seiner Rohheit augenblicklich losließ und mit beiden Händen nach der empfindlich gezeichneten Nase und Backe fuhr.

Der Verabreicher dieses rechtzeitigen Hiebes war ein Knabe von acht, neun Jahren und die Reitpeitsche, die er so trefflich zu handhaben wußte, zum abermaligen Hiebe gehoben, sagte er mit einem bei seiner Kindheit fast lächerlichem Ernste: „Schlechter Bub', Du! wär' mein Herr Vater hier, er ließ Dich aufhenken!"

Die Diener waren vor dem Kleinen ehrerbietig zurückgewichen und traten respectvoll noch mehr zurück, als eine

Dame aus einem Zimmer kommend, rasch näher herantrat mit der Frage:

„Was giebt es hier?"

Einer der Lakaien hob an: „Gnädige Frau Gräfin ...;" aber der Knabe war nicht gesonnen, sich um's Wort bringen zu lassen. Mit einem Hiebe nach dem Sprechenden, der, weil er sich schnell zurückbeugte, nur dessen von der Livree bekleideten Körper traf, sagte er: „Ich hab' hier zu reden, merk's!"

„Aber Wolfgang, welch' Benehmen!" rief die Dame.

„Dem Herrn Vater würde es aber recht sein," entgegnete der Knabe trotzig ... „er hat mir gesagt, daß nur schlechte Soldaten wehrlose Leute mißhandeln lassen und ich bin Soldat wie der Herr Vater." Nach dieser Entgegnung erzählte er, wessen er, seiner gnädigen Mutter aus dem Zimmer voraneilend, hier Zeuge geworden sei und die Erinnerung daran regte den Knaben so sehr auf, daß eben nur das Ergreifen seines Armes von Seiten seiner gnädigen Frau Mutter, der Gräfin Pappenheim, seinen Zornausbruch gegen den bereits von ihm so empfindlich mit der Peitsche gezeichneten Diener abhalten konnte.

„Ihr seid elende Buben, mein Sohn hat recht," entschied die Dame. „Wer ist das Mädchen? warum mißhandelt Ihr es so abscheulich?"

Ehe noch die Diener eine Rechtfertigung ihrer Schlechtigkeit beginnen konnten, wandte sich die Mißhandelte, die sich unterdeß ein wenig erholt und die wirr über ihre Stirn hereinhängenden Haare bei Seite gestrichen, selbst

zur Gräfin und sagte ihr, daß sie in höchster Verzweiflung beim Herrn Statthalter um die Erlaubniß habe bitten wollen, zu ihrem Vater in den Kerker gelassen zu werden, um die kurze Zeit bis zu seinem morgenden Ende noch mit ihm zu verleben. Die Büttelknechte hätten sie mit Hohnlachen fortgetrieben, als sie diese Bitte an sie gewagt, die Soldaten hätten sich sogar rohe Scherze mit ihr erlaubt und nur einer dieser Leute, der menschlicher als seine Kameraden gesinnt sich gezeigt, habe ihr gesagt, ohne Erlaubniß des Herrn Grafen Statthalters werde sie keinen Einlaß in ihres Vaters Kerker finden. Dieser Weisung sei sie nachgekommen, denn jede verrinnende Stunde sei ja für sie und den Vater ein unersetzlicher Verlust; aber die Diener hier hätten ihrer gespottet und da sie nicht habe fortgehen wollen, ohne zum Herrn Statthalter gelangt zu sein, weil darauf ja ihre einzige Hoffnung noch sich gründe, sei sie hinausgestoßen und übel behandelt worden.

„Pfui!“ rief die Gräfin empört ... „aus meinen Augen, ihr elenden Buben! Wäret Ihr in meines Herrn Gemahls Dienste, ließe er Euch mit Steigriemen für Eure Heldenthat peitschen, wie Ihr's verdient; aber ich werde Sr. gräflichen Gnaden, den Herrn Statthalter, fragen, ob er es duldet, daß seine Diener seine Ehre so sehr schmähen dürfen, an wehrlosen Frauen ihren Uebermuth auszulassen. Hinweg!“

In Eile zogen sich die so unerwartet in ihre Schranken Zurückgewiesenen in das Vorzimmer.

„Wer bist Du, Mädchen?“ fragte Gräfin Pappenheim.

„Mein Vater ist Achatz Willinger von der Au,“ antwortete die Gefragte leise.

„Eine adelige Jungfrau?!“

Marili antwortete nicht.

Gräfin Pappenheim überschaute erstaunt die zarte feine Gestalt Marili's, sie sah deren bleiches Gesicht, die blutigen Striemen auf ihrer glänzenden reinen Stirn und die fortbebende Angst ihrer Seele in den Zittern ihrer Glieder, tiefes Mitleid regte sich für die Arme.

„Kommt mit mir, Fräulein von der Au,“ sagte sie dann ... „ich verspreche Euch Erfüllung Eurer Bitte ... erst aber erholt Euch, das ist unabweislich nöthig.“

Gräfin Pappenheim hielt Wort, sie verschaffte ihr die Bewilligung des Eintrittes in des Vaters Kerker, einer ihrer Diener geleitete sie dahin.

Am andern Morgen, am 26. März 1627, blieben die Thore der Stadt Linz geschlossen. Auf allen Gassen standen starke Pikets Scharfschützen mit geladenen Luntenbüchsen und anderes mit Spießen bewaffnetes Fußvolk aufgestellt, ein Beweis, wie wenig der Statthalter der protestantischen Bevölkerung traute. Dichtgeschaart stand die bayerische Soldateska um das Schaffot, auf dem zwei Freimeister mit ihren Knechten die Verurtheilten erwarteten, während auf einer anderen Bühne unmittelbar vor dem Rathhause die Gerichtsherren saßen, und vom Stadtschreiber die Todesurtel verlesen werden und nach dem üblichen Stabbrechen der Zeterruf erschallen sollte.

Dumpfer Trommelwirbel und das feine, dem Wimmern ähnliche Klingen der Sterbeglocke der Pfarrkirche bei den

Jesuiten verkündeten, daß die dem Tode Verfallenen ihre Kerker verließen.

Im Arme Herrn Achatz Willinger's hing seine Marili, ihn krampfhaft umklammernd, gleich einer gebrochenen Lilie. Aus des starken Mannes Augen rannen heiße Thränen.

„Laßt dem Kinde kein Leid geschehen, Meister," bat Herr Achatz den Oberfrohn.

„Sorgt nicht, die Frau Gräfin von Pappenheim läßt sie von hier abholen."

„Lohne es ihr Gott ... das macht mir den Tod leicht."

Die bleiche mehr bewußtlose, als bewußtseinsvolle Tochter küssend, ließ er sie sanft auf sein dürftiges Lager nieder. Noch einen langen schmerzensvollen Blick zurück auf sein Kind werfend, dessen Haupt zur Seite geneigt, an der schwarzgrauen Kerkermauer lehnte, überschritt er leise die Schwelle; aber im Corridor draußen tönte ihm ein furchtbarer Schrei nach. Marili, erwachend aus der Betäubung des schrecklichen Abschiedes, hatte keinen andern Ausdruck für das entsetzliche Gefühl, sich allein zu sehen und ihn auf dem Gange zum Tode zu wissen. Ihr Weheschrei zitterte als letztes Liebeszeichen durch das Vaterherz.

. . . .

. . . .

. . . .

Gräfin Pappenheim hatte sich der verwaisten Tochter des Rebellenführers mit jener zarten Fürsorge ange-

nommen, die bei edlen Frauengemüthern jederzeit die Folge lebhaften und tiefen Empfindens ist. Es waren so viele verwandte Stimmen in Beider Wesen, daß ein gegenseitiges Zusammenklingen nicht ausbleiben konnte. Die tiefe Trauer Marili's hatte etwas ungemein Anziehendes, sie wies sich so ganz verschieden von der gewöhnlichen Traurigkeit Anderer, ihr ernstes Wesen heiligte das, was sie sprach oder that und ihre Dankbarkeit für die Gräfin trug den Charakter einer innigen, rührenden, zu jedem Opfer fähigen Zuneigung, die diese um so lieber erwiederte, als sie sich schon lange nach einer Seele gesehnt hatte, von der sie verstanden wurde.

Dieser edlen Frau sanftes Naturell bedurfte eines Gegenstandes, an den sie sich anschmiegen konnte, da sie in der Ehe mit ihrem kriegslustigen berühmten Gemahl, an welchem die rohen Sitten des Lagers hafteten und ihn nicht selten zu Ausbrüchen von Brutalität trieben, die sie in den Tod erschreckten, nicht jene Zufriedenheit zu finden vermochte, wie sie ihres Herzens nach einer solchen so würdig gewesen wäre. Eben so wenig genoß sie eine Freude in dem Umgange mit der Familie des Statthalters, der sie durch ihre Ehe mit dem Grafen Pappenheim als naheverwandt angehörte. Man verstand sie nicht und ihr nachdenkliches Wesen sah man nur als Folge ihres leidenden Zustandes an. Nur Graf Quirin, ihr Schwager, war ihr näher getreten durch den Reichthum seiner Empfindungen und seine versöhnliche Anschauungsweise, welche der Herzenshärtigkeit seines Vaters schroff gegenüber trat. Diese schönen Eigenschaften machten ihr ihn werth und eben deshalb fühlte sie wahr-

haftes Mitleid mit ihm, als sie bemerkte, daß seit seiner Verheirathung mit Gräfin Perbettura von Paar der rosige Hauch der Jugendheiterkeit ganz und gar von ihm gewichen war.

Es prägte sich so sichtbar in seinem ganzen Wesen aus, daß er sich nicht glücklich fühle und zugleich die Beute eines Siechthums sei, dessen Ursache die Aerzte nicht erklären konnten. Die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste hatte sich ihm durch seine Heirath mit Perbettura eröffnet. Er sollte der kaiserlichen Gesandtschaft am kurfürstlichen Hofe zu Dresden beigegeben werden, um daselbst, wo so viele Gelegenheit sich bot, politische Künste zu studiren, sich auszubilden; aber sein Siechthum machte vorher eine Erholung nothwendig, von einem längern Urlaub bei seiner Familie zu Linz hoffte man ihn genesen wieder nach Wien zurückkehren zu sehen.

Diese Hoffnung schien sich jedoch nicht erfüllen zu wollen, weshalb man als Zerstreuung eine Reise an den Münchener Hof für ihn ganz zweckmäßig hielt. Quirin ging unerwartet schnell darauf ein und nach einer Abwesenheit von über einem vollen Monat, während welcher Zeit jene beiden blutigen Gerichtstage über die Häupter des protestantischen Aufstandes abgehalten wurden, kehrte er erst zu Ende des Aprils zurück. Am nächsten Morgen besuchte er sogleich die Gräfin Pappenheim, er brachte ihr von München aus ein Schreiben seines Stiefbruders, ihres Gemahls, mit, der einige Tage vor seiner Abreise von da am kurfürstlichen Hofe angekommen war. Gräfin

Pappenheim sagte ihm, wie sie sich sehr freue, ihn lebensfrischer wieder zu sehen.

„Meine Gemahlin, meine gnädige Frau Mutter und meine Schwestern haben mir ganz dieselbe Versicherung gegeben, wie Ihr gnädige Frau Schwägerin, daß ich fast zu dem Glauben mich gedrängt fühlen könnte, es sei wirklich so verändert mit mir, wie Ihr mir sagt und doch hege ich noch sehr starken Zweifel daran," antwortete Quirin ... „mir fehlt das frohe Empfinden von Lebensfrische, ich fühle das sehr deutlich. Ich komme mir vor, wie Einer, der in einem prächtigen Garten steht, aber über allen den bunten Blumenflor einen schwarzen Flor gebreitet erblickt ... das ist kein Glück."

„Armer Quirin!" rief die Gräfin Pappenheim bewegt. „Was hat nur die heiteren Lichter Eures Gemüthes ausgelöscht! wenn man das wüßte, wäre gewiß zu helfen."

Ein leichtes aber wehmüthiges Lächeln überflog sein Antlitz, er schüttelte dann den Kopf und sagte leise: „Das bleibt bei mir."

So andeutungslos diese wenigen Worte schienen, so glaubte Gräfin Pappenheim doch einen tieferen Sinn in ihnen zu finden, als kenne er die geheimnißvolle Ursache seines Zustandes.

„Ach, theurer Quirin, wie unrecht thut Ihr, einem Kummer Euch hinzugeben, der jedenfalls mehr in Eurer lebhaften Einbildungskraft, als in der Wirklichkeit besteht," sprach sie. „Ihr, mein lieber Quirin, habt gewiß noch nie erfahren, was Unglück ist; aber ich will Euch ein lebendiges Beispiel vorführen, wie man Unglück ertragen

muß. Vielleicht ruft Euch der Beweis, den ich Euch stellen werde, auf, Euch zu ermannen und zu zeigen, daß der Charakter des Mannes stark genug ist, sich nicht von dem heroischen Muthe einer edlen Frauenseele beschämen zu lassen."

Mit diesen Worten erhob sie sich und verließ mit der Bemerkung, sie werde gleich wieder bei ihm sein, das Gemach. Quirin sah ihr nach, ohne in seinen Zügen den Reiz der Spannung zu verrathen, wie eine solche sich unserer jederzeit bemächtigt, wenn wir auf etwas uns Unbekanntes aufmerksam gemacht werden. Eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihn umgab, hatte ihn vorzeitig welk gemacht, seine frühere geistige Elasticität war gänzlich verloren, er lebte ohne das Leben zu genießen, das ihm alle Freuden bot an der Seite einer schönen Gemahlin und im Besitz der Mittel, wie die bevorzugte Wohlhabenheit sie spendet. Perbettura unterließ nichts, ihn zu erheitern, den räthselhaften Trübsinn von ihm wegzuscheuchen, der gleich nach ihrer Vermählung mit ihm ihn so zu verstören angefangen hatte. Er sah dies Bemühen.

„Wenn ich es Dir nur lohnen könnte!" sagte er zuweilen . . . „aber dann müßte es freilich anders mit mir sein."

Sie nahm das in dem scheinbar einfachen Sinne, als beklage er seinen Krankheitszustand. Sie wußte nicht, daß es ihn ängstige, wenn sie ihre Liebe zu ihm in jedem Ablauschen eines möglicherweise bei ihm aufsteigenden Wunsches zeigte und um dieser Pein zu entgehen,

hatte er sich anfänglich hinter jene Gleichgültigkeitsäußerung geflüchtet, die jedem Reizmittel einen starren Damm entgegensetzte, zuletzt war ihm dumpfe Ruhe lieb geworden und trat im vollsten Einklang mit der sich seiner immer mehr und mehr bemeisternden geistigen wie körperlichen Abspannung.

Gräfin Pappenheim kam zurück, an ihrer Hand eine junge Dame im tiefsten Schwarz gekleidet.

„Sehet auf!“ rief sie im zu, der noch auf demselben Platze saß, wo sie ihn verlassen, den Kopf sinnend auf die Brust geneigt.

Er blickte auf ... die Ueberraschung eines unbeschreiblichen Schreckens gab sich in seinen den Ausdruck von Erstarrung annehmenden Gesichtszügen kund, dann rief er mit brechender Stimme: „Marili!“ und glitt vom Sessel auf ein Kniee nieder, die Hände vor die Augen schlagend.

„Mein Himmel, was bedeutet das?“ fragte die Gräfin Pappenheim ... „kennt er Dich, mein liebes Kind?“

„Er kennt den Meineid ... ich habe nichts mit ihm gemein,“ war deren Antwort. „Erlaubt mir, gnädige Frau Gräfin, mich entfernen zu dürfen.“

Was in dieser Stunde aus der tief erschütterten Seele Quirin's als Geständniß in Ohr und Herz seiner Schwägerin, der Gräfin Pappenheim, überging, blieb Allen ein wohlverschwiegenes Geheimniß. Um ihn zu einer Theilnahme für die ihr so lieb gewordene Marili anzuregen und dadurch dieser einen Freund zu gewinnen, der etwas dazu

beitragen konnte, jene kaiserliche Anordnung, ihr, wenn sie Protestantin bleiben wolle, die Hälfte der väterlichen Hinterlassenschaft auszuantworten, zur rascheren Erfüllung zu bringen, wie für jetzt der Gang dieser Angelegenheit bei den Gerichten eben nicht erwarten ließ, hatte Gräfin Pappenheim veranlaßt, Marili ihm vorzustellen. Ob in Wirklichkeit er dabei thätig gewesen war, Marili's Zukunft durch baldige Erfüllung der erwähnten kaiserlichen Verordnung zu sichern, erfuhr sie nicht, aber sie glaubte es, da diese Angelegenheit auffallender Weise schon mit Ende des nächsten Monats erledigt wurde.

Marili folgte der Gräfin nach Pappenheim, der deren Gemahl aus dessen väterlichen Hinterlassenschaft zu alleinigem Besitzthum zugefallenen Herrschaft, während die unter seinem Vater, dem Reichs-Erbmarschall, damit verbundene Herrschaft Triechling, als Erbtheil seiner Mutter und Schwestern verblieben. Dieses Ausscheiden aus einem sehr bewegten Lebenskreise, wo so viele schmerzliche Erinnerungen als Andenken in ihr Herz sich unvergänglich eingebrannt hatten, brachte bei Marili eine wohlthuende Wirkung hervor. In der Stille ländlichen Friedens vernarbten die Wunden, die die Vergangenheit ihr geschlagen. Der tiefe Ernst in ihrem Wesen, gemildert durch eine innige Herzlichkeit, blieb jedoch seit dem Todestage des Vaters das eigenthümliche Wesen ihres wieder in jugendlicher Schönheit aufblühenden Aeußeren, im Gegensatz zu ihrer wahrhaften Freundin und Schützerin der Gräfin, die immer leidender werdend, sichtbar dem Grabe zureifte. Marili hatte kein Hehl vor ihr, kein Geheimniß. Sie sprach gern von Einem, der ihr ein

unvergeßliches Andenken mitgegeben, „nicht Gold, nicht Silber, nicht edles Gestein, was man alles kaufen kann um Münze, sondern sein Herz, das Beste, was er hatte."

Elise hieß die schöne Erinnerung, die ihr so überaus lieb war und eine unerwartet große Freude machte ihr die Gräfin, als sie eines Tages ihr mittheilte, daß sie Mittel und Wege gefunden habe, über ihn Erkundigung einziehen zu lassen, denen zufolge er um mancherlei Mißhelligkeiten, die in der Wiener Judengemeinde sich gegen ihn erhoben hatten, auszuweichen, sein väterliches Gehöfte veräußert und einem Rufe nach Frankfurt am Main gefolgt sei.

Unsere Erinnerungen haben einen Anhaltepunkt, wenn wir den Namen des Ortes wissen, wo unsere Freunde leben, sie sind dem Zustande des Schwebenden entrückt und die Sicherheit, diese geistigen aus vergangener Zeit in unsere Gegenwart sich hineinspinnenden Fäden an einen bestimmten Namen zu knüpfen, wirkt belebend auf unsere Phantasie.

. . . .
. . . .
. . . .

In Oberöstreich hatte sich Vieles verändert. Eine nicht geringe Anzahl der gefangenen Protestanten waren nach den Grenzhäusern oder in die Wiener Stadtgräben zur Schanzarbeit transportirt worden, eine kaiserliche Amnestie an deren Spitze die Bedingung stand, daß alle Protestanten katholisch werden sollten, war erfolgt; aber das Vergessen ist eine schwere Kunst. Wenn auch dem

Zwange Gehorsam geleistet werden mußte, so waren doch die Erinnerungen an das von ihnen früher besessene Recht der Gewissensfreiheit viel zu tief im Gedächtniß der Protestanten eingeprägt, als daß nicht der Geist des Widerstrebens sich unter ihnen hätte kundgeben sollen. Der alle Marken Deutschlands durchfliegende Siegesruhm des großen Schwedenkönigs, der Protestanten Hort, entzündete 1632 im Lande ob der Enns, wo man auf seinen Beistand zählte, einen schlimmen Aufstand.

Sie hatten den Thomas Ecklechner, einen Eifrigen ihres Mittels, ins Schwedenlager zu Nürnberg abgesendet und dieser von Gustav Adolf die Beihülfe von 6000 Mann Kerntruppen, die über Passau und Schärding einrücken sollten, zugesagt erhalten, welches Versprechen jedoch den sich verändernden kriegerischen Verhältnissen zufolge nicht in Erfüllung ging. Und wie diese Erhebung im Blute ihrer Urheber erstickt wurde, so fand auch der 1636 durch den Prophetenbauer und Geisterseher, Martin Laimbauer, erregte Aufstand ein blutiges Ende. Von da an lagerte die Stille geistigen Todes auf dem oberöstreichischen Land und Volk, die Geschichte vom Untergange des Protestantismus gehörte bald zu den inhaltreichen Sagen des schönen gottgesegneten Landes.

Nicht lange überlebte der grausame Dränger seiner einstigen Glaubensbrüder, der Statthalter, Graf Adam von Herberstorff, den Sieg über sie. Nachdem sein Sohn Quirin in Folge einer unheilbaren Gemüthskrankheit zu Wien gestorben und ihm, dem harten Mann, somit die Möglichkeit, seinen Namen fortblühen zu sehen, entrissen

war, fiel auch er, seines Geschlechtes Letzter 1629 dem Tode anheim.

In der Kirche zu Altmünster im Traunviertel liegt er hinterm Hochaltar begraben an geweihter Stätte; sein Andenken aber ist kein geweihtes im Gedächtnisse des Volkes von Oberöstreich und in der Geschichte dieses Landes. Die Verwünschungen Tausender hafteten als unauslöschliches Brandmal an seinen Namen und die spätesten Nachkommen erzählen sich noch von dem Tyrannen Herberstorff mit dem Abschen, den Jeder vor um ihrer Thaten willen von der Menschheit Geächteten empfindet.

IX.

Jahre waren seitdem vergangen, die entsetzliche Kriegswuth, immer neu vom Fanatismus aufgestachelt, verwüstete die Länder Deutschlands, die Friedenshoffnung stand noch fern im Schleier der Zukunft verhüllt. Um desto tiefer wurde daher auch überall das süße Gefühl des Friedens in den Familienkreisen empfunden.

Ein solcher schöner und heiliger Friede waltete in dem Hause des jüdischen Lehrers Elije Ben Jonathan zu Frankfurt am Main. War auch die Judengasse daselbst kein glänzender Aufenthalt und eher eine Stätte der Demüthigung, sich in einem engen Pferch zu wissen, wo Luft und Licht sparsam den Bewohnern zugemessen waren, und das erhebende Gefühl der Freiheit zu den Phantomen zählte, die bei jeder näheren Berührung in Nichts zerfließen, so bewahrte Elije doch das Glück eines friedevollen Gemüthes in sich, dessen Ausstrahlung wohlthuend über sein Hauswesen sich breitete und es heiligte in den wilden Strömungen einer unheiligen Zeit.

Seine Schwester Schön-Vögele führte die kleine Wirthschaft. Sie war Wittwe geworden nach einer sehr kurzen, kinderlosen Ehe, die ihr keine Rosen getragen, weil sie

in dem segenslosen Treiben eines Gatten, der nur für Geld Sinn hatte, aber keinen für ein liebendes Weib, kein Glück finden konnte, wie ihr volles Herz beanspruchte. Der weise Meschores Schimme, der rastlos im Gesetz studirte, ohne dessen Kern und wahre Deutung zu finden und die nun stark in Jahren vorgerückte Channa waren noch wie ehedem zu Wien die Theilnehmer des stillen Friedens in Elije's Hause.

Auch an ihn hatte die blinde Bigotterie ihren Giftstachel versucht. Sein Bestreben, mit den Glaubenssatzungen die eben so heiligen Rechte der Vernunft zu vereinen, die in seinem Volke tief gesunkene Menschenwürde durch freiere und Menschen würdigere Anschauungen zu erheben, hatte ihm den moralischen Zwang auferlegt, eine Heimath fern von Wien zu suchen, wo die Häupter der Kille (Gemeinde), die ihn nach seines Vaters Tode als Lehrer bei sich angestellt, in höchstem Zorne gegen ihn entbrannten, als er es wagte, in seinen Deruscha's (Predigten) von solchen unerhörten Neuerungen zu sprechen. Die Bestgesinnten nannten ihn einen gefährlichen Schwärmer und sein Protestantismus erwarb ihn von allen Seiten Haß.

In Frankfurt am Main war man gerechter und achtete ihn, dessen stiller und reiner Lebenswandel Allen als ein erhebendes Beispiel zur Nachahmung sich erwies.

Zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung nach Frankfurt ward ihm eine große Freude. Eines Tages trat eine in tiefes Schwarz gekleidete Dame, von einem Bocherl (Junge) aus der Gasse geführt, bei ihm ein.

Die Ueberraschung machte Reb Elije unfähig zu sprechen.

Es war Marili, die vor ihm erschien.

Und seit dem Tage, wo sie für immer zu Frankfurt am Main blieb, da Gräfin Pappenheim, ihre Freundin und Schützerin, verstorben war, kam sie fast täglich zu Besuch.

Wenn sie nun mit Elije und seiner Schwester an dem schmucklosen Tische saß und die Erinnerungen an Vergangenes in den Bereich ihres Gesprächs gezogen wurden, äußerte sie wohl oft:

„Wir glauben stets die äußerste Grenze des Unglückes erreicht zu haben. So meinte ich in meiner Blindheit, es gäbe kein größeres Leid im Leben, als nicht sehen zu können, doch nachdem Eures Vaters ... gesegnet sei sein Andenken! ... Wissenschaft mir das Augenlicht wiedergegeben hatte, lernte ich erst erkennen, wie weit entfernt von der äußersten Grenze des Unglücks ich als Blinde gewesen war."

„Marili," entgegnete Reb Elije sanft ... „mögen unsere Erinnerungen alles Glück oder alles Unglück, was ein Menschenherz nur zu ertragen fähig ist, in sich schließen, sie sind doch nichts anderes als vereinzeltes Ausklingen in der Gesammtmasse entschwindender Töne im großen Ganzen. Das Ganze aber ist nicht vom Menschengeiste zu beherrschen, darin waltet des hochgelobten Gottes Hand ... sein Geist ist allein Sieger. Was heute der Fanatismus niederreißt, nach Jahrhunderten baut es der Geist besserer Erkenntniß wieder auf. Ein ewig unausgesetztes Ringen und Schaffen ist sein Gesetz, neben ihm fällt das kleine Menschenthum wie Spreu darnieder, es kann

ihm, seine Bahn zu wandeln, nicht wehren. So ist der Protestantismus, wo und wie er sich nur zeigt, ein ewiger, unvergänglicher Geist, der in allen lebt, um es zur Vollkommenheit zu reifen und im Glauben, Hoffen und Lieben seine immerwährende Kraft und sein köstlichstes Heiligthum in sich trägt."

„Im Glauben, Hoffen und Lieben?" fragte Marili leise und dann ergriff sie nach kurzem Sinnen beider Hände und sprach voll Ueberzeugung: „Ja, so ist es ... und die Opfer, die um ihn im Kampfe fielen, werden deshalb unvergänglichen Andenkens bleiben in den Erinnerungen der Nachwelt."

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn.

